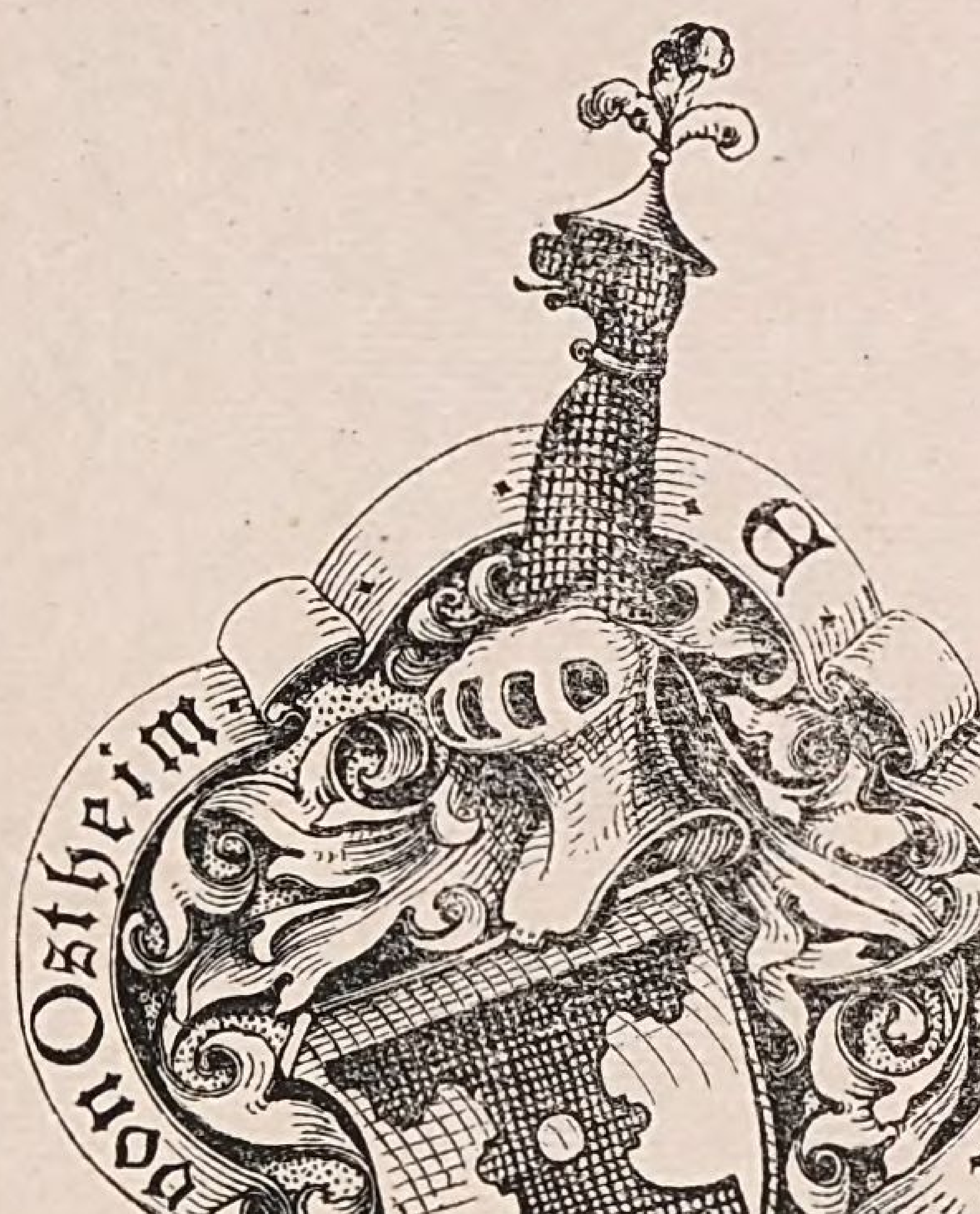
Thüringer Wanderbuch.

Von

August Trinius.

Fünfter Band.

Minden i. Westf.
J. C. C. Bruns' Verlag.



Thur. o. 148/5

4.—

J. C. C. Bruns' Verlag, Minden i. W.

August Trinius.

Thüringer Wanderbuch.

Band I.

Broschirt 6 M. 50 Pf., gebunden 8 M.

Thüringer Wanderbuch.

Band II.

Broschirt 6 M. 50 Pf., gebunden 8 M.

Thüringer Wanderbuch.

Band III.

Broschirt 5 M. 50 Pf., gebunden 7 M.

Thüringer Wanderbuch.

Band IV.

Broschirt 5 M. 50 Pf., gebunden 7 M.

Das Thüringer Wanderbuch von August Trinius steht unter der großen Menge von Beschreibungen deutscher Gebirgsländer als eine ganz eigenartige und werthvolle Erscheinung da. Das Werk verfolgt nicht die praktischen Zwecke eines eigentlichen Reiseführers; es ist eine von innen her erwachsene litterarische Schöpfung und will dem Wanderer mehr ein erfrischender und belehrender Weggenosse für die Stunden des Rastens, sowie eine Leitung auch für den spätern Rückblick am heimischen Herde sein. In farbenreicher, gemüthswarmer, durchweg edel gehaltener Schilderung erzählt der Verfasser alles, was nur ein gebildeter, poetisch gestimmter Beobachter, der zugleich ein gediegener und bewährter Schriftsteller ist, von einem Gegenstande seiner Betrachtung zu sehen und zu erkunden vermag.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Thüringer Wanderbuch.

Von

August Trinius.

Fünfter Band.

Minden i. Westf.
J. C. C. Bruns' Verlag.

Gedruckt bei J. C. C. Bruns in Minden i. W.

Seiner Königlichen Hoheit

dem

Herzoge zu Sachsen-Koburg und Gotha,
dem Landgrafen in Thüringen

Alfred

dem erlauchten Förderer der Künste und Wissenschaften

in tiefster Ehrfurcht gewidmet

von

dem Verfasser.

Vorwort.

Den eingesessenen Thüringern und den Freunden der thüringer Heimath draußen im Reiche biete ich hiermit ein neues Wanderbuch dar, das sich nun als fünfter Band dem groß geplanten Werke über Thüringen anschließen soll. Die Schilderungen, welche ich darin gebe, umfassen eine Reihe von Thälern am Westabhange des Gebirges zwischen Schloß Altenstein und Oberhof und streichen das malerische Gelände der Werra aufwärts, zwischen Vorderrhön und Thüringer Wald vom einstigen thüringer Westergau zum fränkischen Grabfelde. Manch stille, nur selten von Wandersleuten betretene Stätte mag in diesem Buche wohl zum ersten Male gefeiert werden.

Dieser ganze Strich Landes bietet sowohl dem Geschichtskundigen wie Kunstfreunde, dem Litterarhistoriker wie Naturpoeten ein reiches Feld des Schauens und Genießens. Mittelalter und Ritterromantik ziehen in farbenprächtigen Bildern an uns vorüber; halbverwehte Sagen und Mären umflüstern uns. Hier wohnte Schiller in Verborgenheit, dichtend und den Schmerzenskampf reiner, unerwiederter Liebe durchlebend; dort ruht im Abendschimmer die ehrwürdige, an großen Erinnerungen so reiche Reformatorenstadt Schmalkalden.

Einsame Wälder rauschen über uns, der Auerhahn streicht durch das Dickicht, und über blühende Haide klingt ein süßer Ton. Wir sitzen nieder und lauschen und wissen nicht, ist es der Klang einer Hirtenflöte von der basaltbedeckten Bergwand drüben oder ruft die Glocke einer längst verschwundenen Wallfahrtskapelle den einsamen Wanderer an verwunschener Stelle zur Andacht. Aber die Poesie der Stunde rührt an unser Herz.

Wie oft ich auch dieses Weges zog, immer hat es mich erfreut, und ich nahm wie ein Gastgeschenk die Stunden ungetrübten Glücks mit heim.

Möchte auch dieses neue Wanderbuch die Schaar der Freunde Thüringens mehren und seinem Verfasser die Freundschaft und das Wohlwollen der alten Freunde erhalten.

Allen aber einen frohen Frühlings- und Wandergruß!

Waltershausen, im Juni 1894.

A. Trinius.

Inhalt.

Im Thal der Schweina.

I.

Schweina.

Hart am nordwestlichen Abhange des Rennstiegs, am Höllkopf und der Vogelhaide, entspringen die leichtfüßigen Waldbäche, welche sich zwischen dem Arnsberge (Ahornberge), der Birkenhaide und dem Windsberge — dem in Ansehen stehenden Wetterpropheten dieser ganzen Gegend — zu einem starken Gebirgsbache, der Schweina, vereinen, unterhalb der Dolomitklippen Altenstein's das Gebirge verlassen und nach kaum dreistündigem Laufe jenseits Barchfeld in die Werra münden. Nur drei Ortschaften, die eng zusammenhängen, berührt die Schweina auf ihrem Wege: das dicht vor der Altensteiner Höhle sich lagernde Glücksbrunn (Hohen-Schweina), den eigentlichen Marktflecken Schweina und Marienthal (Wenigen-Schweina). Glücksbrunn, Schweina und Marienthal bilden ein geschlossenes Gemeindewesen mit über 2000 Einwohnern.

Der freundliche Hauptort Schweina, den heute neben Ackerbau und Viehzucht ein kräftiges industrielles Leben durchpulst, bietet bis auf das inmitten des ummauerten Gottesackers sich erhebende Kirchlein nichts des Sehenswerthen. Was ihm

einen eigenen Reiz giebt, sind die zum Theil noch erhaltenen Ueberbleibsel mittelalterlicher Rechtspflege und Volkssitte: die seltsame, erst in unseren Tagen still eingegangene Stabsgerechtigkeit und das in der Weihnacht stattfindende St. Antoniusfest.

Das Kirchlein enthält das Erbbegräbniß des edlen Geschlechtes der Hunde von Wenckheim auf Schloß Altenstein, deren letzter Namensträger, Ehrhard Friedrich Hund, am 11. August 1722 hier beigesetzt wurde, worauf die Insignien des ausgestorbenen Rittergeschlechtes zerbrochen in die Gruft geschleudert wurden. Der östliche Chor der Kirche mag noch aus dem 14. Jahrhundert stammen, der westliche Theil des Gotteshauses aber ward laut einer Inschrift im Jahre 1513 angefügt, als durch den blühenden Bergbau und den Zuzug fremder Bergleute eine Erweiterung sich nöthig zeigte. Die Kirche war dem heiligen Laurentius geweiht, dessen Dasein einst auf dem Bratroste geendet haben soll. Noch heute zeigt das Gemeindesiegel Schweina's den armen Märtyrer mit dem Zeichen seines Heldenmuthes, dem unglückseligen Bratroste. Am Laurentiustage, dem 10. August, fallen am nächtlichen Himmel zahlreiche Sternschnuppen alljährlich nieder, welche alte englische Kalendarien voll schwermüthiger Poesie die glühenden Thränen des heiligen Laurentius getauft haben.

Aber die heute in Schweina aufragende Kirche war nicht die erste und älteste. Auf dem nahen beackerten Antoniusberge, im Volksmunde Thoniusberg oder Thungelsberg genannt, erhob sich bereits 1183 eine Kapelle, dem heiligen Antonius geweiht, von der freilich heute jede Spur verschwunden ist. Von Schweina aus wurde die Burgkapelle auf Liebenstein, sowie das Kirchlein des nahen Walddorfes Steinbach besorgt. Während der Bach Schweina als Sueinaha bereits 933 erwähnt wird, taucht der Ort als villa zuerst 1330 auf, dann gleich darauf in Urkunden vom Jahre 1350 und 1354. Es ist

deshalb anzunehmen, daß im Jahre 1183, wo der Kapelle gedacht wird, hier vielleicht nur einige Waldhütten thüringischer Hirten und slawischer Bergleute standen, ehe ein festes Gemeinwesen sich bildete. Denn starker Bergbau blühte ringsum, sowohl in den Vorbergen des hier steil ansteigenden Gebirges, als am Rande des Moorgrundes, wo noch heute manche Ortsnamen daran erinnern, und auch das Dorf Möhra sich breitet, aus dessen ehemaliger Bergmannsbevölkerung ein Luther das Gold der Bibel und reinen, unverfälschten göttlichen Lehre uns schenkte. Die ältesten Nachrichten über den Eisenbergbau um Schweina — auch Kupfer ist bis in's 16. Jahrhundert gegraben worden — rühren aus Lehnsverzeichnissen des Klosters Fulda her, und von Interesse ist dabei, daß es Slawen und keine Thüringer sind, welche hier als zinspflichtig aufgeführt werden. Somit empfängt die Annahme, daß die Ruhlaer, Steinbacher und Brotteroder, die sich in Sprache, Haarfarbe, Sitten und Tracht so schroff von den übrigen Waldbewohnern abheben, die Nachkommen von aus Böhmen über den Rennstieg hinübergewanderter Slawen seien, Licht und Gewißheit.

Dem Bergbau aber verdankt Schweina nicht seine Entstehung. Sein Name, der dem Bache entnommen ist, wie die St. Antoniuskapelle, beide besagen genügend, daß der heute blühende Ort aus einer Siedelung ehrsamer thüringer Sauhirten hervorgegangen, welche ihre Pfleglinge hinauf in das grünschimmernde Thal der Waldberge zur Eichelmast behaglich trieben. Die alten, markigen Thüringer waren gewaltige Schweinezüchter vor dem Herrn, denn ihre damaligen Eichenwälder boten sicheren Unterschlupf vor den plündernden Sorben und kräftige Kost für die vielköpfige Heerde. Ihre Viehzucht war so stark und so berühmt, daß die Besitzer alljährlich einen Tribut von 500 Schweinen schweren Herzens an die fränkischen Oberherren nach Würzburg liefern mußten. Denn die schöne Zeit der thüringischen Königsherrschaft war dahin, seitdem der

stolze Franke ihnen den Fuß auf den Nacken gesetzt hatte. Die göttlichen Sauhirten gehörten zumeist dem Stamme der thüringischen Angeln an, deren Vorfahren einst aus dem Norden herübergekommen waren. So feierten sie ihr Neujahrsfest jedes Jahr zur Wintersonnenwende, wie es die Angelsachsen, ihre Ahnen, daheim thaten. In der längsten Nacht des Jahres, der sogenannten Nacht der Mütter, der Mutternacht, aus deren Schooß das junge Jahr hervorgeht, da zündeten sie die Flammensäulen auf den Höhen an, Opferflammen und Freudenfeuer zugleich, und schmausten dann festlich in ihren Waldhütten zur Nacht, bis im Osten der Tag sich röthete. Aus diesem Neujahrsfeste ist dann durch die allmählich siegreich in dem Heidenlande vordringende Kirche, welche klug und vorsichtig die altehrwürdigen Gebräuche schonte, ihnen aber einen christlichen Geist und Glauben einhauchte, unser heutiges schönes Fest der Liebe und Freude geworden. Die Mutternacht wandelte sich in eine Weihnacht. In dem Antoniusfeste der Schweinaer aber hat sich noch bis heute die uralte heidnische Sitte treu erhalten. So fest und unerschütterlich wurzelt die Liebe daran in den Herzen der Bevölkerung, daß alle Maßregeln und versuchten Einschränkungen dieses seltsame, zugleich weihevolle wie ausgelassene Fest nicht beseitigen konnten.

Der angelsächsische Mönch Winfried, mit seinem Klosternamen Bonifazius geheißen, war es, welcher hier zuerst das Licht der göttlichen Lehre in die dunklen Wälder Thüringens trug. Schon im Jahre 718 und 719 hatte er das Land bereist, wohl auch hier und da Bekenner der neuen Lehre eingesetzt und Blockhäuser zum Gottesdienst errichtet, seine tief das Kulturleben der Thüringer bewegende, energische Wirksamkeit begann aber doch erst im Jahre 724, als er, von Rom zurückkehrend, mit mächtigen Mitteln und Rechten ausgestattet, als ein Bischof von Fulda herüber durch die Buchonia nach

dem langgestreckten Gebirgszuge des Thüringer Waldes hoch zu Roß gezogen kam.

Es darf nicht Wunder nehmen, daß gerade die Umgegend von Schweina, Altenstein und Liebenstein, den Sendboten des Christenthums eine so geeignete Arbeitsstätte erschien, wo sie zuerst begannen, mit Kreuz und Bibel die Herzen zu gewinnen, die alten Göttergewalten zu entthronen und Rom's Herrschaft still und weise auszubreiten. Nicht die Bewohner dieses Waldstriches, sondern die Natur selbst forderte hier gleichsam die Heidenbekehrer heraus, im Namen und zur Erhöhung des Ansehens des großen Bischofs zu Rom Besitz zu ergreifen vom Lande und festen Ankergrund zu fassen. Denn gerade hier an einer der urältesten Heer- und Handelsstraßen, welche das Gebirge kreuzen, Nord- und Süddeutschland verbindend, ragen da, wo die Straße aus den Bergen in die Niederung eintritt, gleich gewaltigen Bastionen schroffe Dolomitfelsen über dem Thale auf, trefflich geeignet, Befestigungen zur Sicherheit des Verkehrs und Handels anzulegen und zugleich Kapellen zu errichten, die weit hinaus in das Land leuchteten und deren Glocken die Bewohner eng aneinander gedrängter Siedelungen hinan rufen konnten, Nacken und Knie vor Rom und seinen Priestern demüthig zu beugen.

Schon in vorchristlicher Zeit mögen hier zahlreiche Kultstätten bestanden haben. Dies muß immer dort angenommen werden, wo die Erinnerungen an die Thaten und Wirkungsstätten der Heidenbekehrer am reichsten sich erhalten haben, wie dies hier am Nordabhange des Thüringer Waldes und drunten im Werrathale der Fall ist. Stark ist einst die Umgegend Schweina's besiedelt gewesen. Aus alten Urkunden, Chroniken und Lehnsverzeichnissen vermag man noch über zwanzig Ortschaften festzustellen, von denen heute die meisten verschwunden sind, ja, man die wüste Stätte nicht einmal mehr kennt. Es mögen zumeist Hirten, Köhler und Bergleute gewesen sein, die

im Ertrage des Waldes und der Berge Erwerb und Habe fanden. Späterhin hat man die Orte aufgegeben und sich zu größeren Gemeinwesen zusammengefunden. Jedenfalls hat in dieser Gegend eine der frühesten Besiedelungen stattgefunden, und daß damit heilige Kult- und Opferstätten verbunden waren, beweisen die noch heute in Volksbewußtsein und Sitte so tief eingeprägten uralten Gebräuche.

Zahlreiche Burgen und Kapellen sind hier herum früh entstanden. Die Geschichte der kirchlichen Heiligthümer dieser Gegend reicht bis auf Bonifazius zurück. Der Bonifaziusfelsen im Altensteiner Park erinnert noch an eine hier dem großen Apostel erbaute Kapelle, deren letzte Reste noch weit über's Mittelalter hinaus zu sehen waren. Den Fuldaischen Besitz zu sichern, errichtete man dann daneben eine Burg, die man, im Gegensatze zu der bereits daneben bestehenden Frankensteinischen Veste Altenstein, die Neuenburg taufte. In der Nähe von Schweina stießen ja die Grenzen der thüringischen und fränkischen Gaue zusammen, welche sich genau wieder mit der Grenzlinie der Mainzer und Würzburger Kirche, also Fulda und Hersfeld, dem heiligen Winfried und Wigbert, deckten. Uebergangsstraßen vermittelten den Verkehr der Bisthümer mit ihren Besitzungen nordöstlich des Gebirges. An diesen Straßen entstanden dann zur Bequemlichkeit und christlichen Erbauung der Reisenden: Schmieden, Wirthshäuser und Kapellen. Diese kleinen Wallfahrtskapellen, oder auch Markkirchlein genannt, da sie die Grenzen der Marken beider Bisthümer bezeichneten, bildeten eine charakteristische Eigenthümlichkeit des Thüringer Waldes. Sie sind zwar im Laufe der Jahrhunderte dann wieder verschwunden, doch die Erinnerung daran lebt noch im Volksmund und in den Flurbüchern als „Walper" und „Würzburger Kapellen" fort. Geheimnißvolle Sagen umschweben die einsamen Waldstätten noch, über welche einst das Geläut ihrer zur Andacht rufenden

Betglocke klang. Eine der poetischsten unter ihnen ist die „Walper“ droben am Glasbach, in deren Nähe Luther einst aufgehoben und zur Wartburg geführt wurde. Die nächste Kapelle bergab nach Westen zu war aber die St. Antoniuskapelle zu Schweina. In der Bulle des Papstes Lucius III. von 1183 wird sie zugleich mit der am Glasbach wie noch vier anderen Kapellen, als zur Breitunger Mutterkirche gehörig, aufgeführt.

Daß man die Kapelle zu Schweina dem braven St. Antonius weihte, leuchtet ein. Nicht jenem Heiligen von Padua, sondern dem Einsiedler der ägyptischen Wüste galt dies Kirchlein, der sowohl Schutzherr der Klöster ist, als auch des Hausviehs, besonders aber der Schweine. Die lecker gemästeten Schweine des heiligen Antonio genießen in Italien Ansehen und Ruhm, und alljährlich trieben wenigstens bis vor einigen Jahrzehnten noch die Schweinehirten der Campagna am Antoniusfeste, dem 27. Januar, ihre Herden nach Rom, daß der Heilige, dem an diesem Tage der Schweiß von der Stirn rann, ihre borstigen Lieblinge segnete. Darum ist auch der wackere Mann allezeit mit einem Kirchlein in den Händen als Klosterstifter abgebildet worden, zu seinen Füßen das junge Saugschweinchen. Die Reliquien des Antonius haben dann im Mittelalter göttliche Verehrung genossen, da sie als unfehlbar gegen Seuchen bei Menschen und Hausthieren dünkten.

Unten im Werrathale erhob sich in Eicha bei Römhild eine St. Antoniuskapelle, wohin die Mönche von Veßra im Frühling ihre Schweineherden treiben ließen, damit dieselben in der Nähe und unter dem Schutze des Heiligen in den Eichwaldungen sich gütlich thun sollten. Die Herden des Klosters Breitungen aber entsandte man in die Waldberge der Schweina und stiftete zu gleichem, erbaulichem Zwecke einen Altar dem Antonius in der Kapelle oberhalb Schweina. Längst hätte sich die Mutternacht in eine Weihnacht gewandelt,

aber wie einst ihre heidnischen Vorfahren gethan, so zogen auch jetzt wieder die Hirten zum Berge hinan, um mit Feuern, Fackeln und Liedern das uralte Fest in neuer Bedeutung zu begehen. Man sang von den Hirten auf dem Felde zu Bethlehem und dem Glanze, der damals über ihre Hütten und Herzen sich breitete. Mächtig erscholl von der im Feuer strahlenden Höhe das ehrwürdige Klosterlied: „Als ich bei meinen Schafen wacht'“ weit hinaus in die dunkle, aufhorchende Nacht, in den weiten Thalgrund, wo Möhra liegt. Jahrhunderte klang es dort hinüber, bis in die Kindheit Luther's, der als Schüler so oft von Eisenach herübergepilgert kam, die Ferien in der Heimath der Eltern, bei den Verwandten und der lieben Freundschaft zu verleben, bis er dann als Reformator die alte Volksweise zum herrlichen Weihnachtsliede: „Vom Himmel hoch da komm' ich her“ umwandelte. Aber die uralten Klänge des Liedes sind dieselben geblieben und brausen noch jetzt in jeder Weihnacht vom Antoniusberge bei Schweina hinab über die Hütten, Felder und Wälder.

Wenn die Adventszeit beginnt, tönen an den langen Winterabenden gar oft Kirchengesänge aus den Behausungen der Einwohner Schweina's. Die Frauen singen sie drinnen zu häuslicher Arbeit und die Kinder begleiten an den Hausthüren mit frischen Stimmen die lieb gewonnenen, vertrauten Weisen. Die schon herangewachsene Dorfjugend ist indessen droben auf dem Antoniusberge emsig beflissen, aus Feldsteinen und dazwischen gelegtem Moos und Rasen einen Thurm zu errichten, auf welchem dann am Weihnachtsabend eine kräftige, an ihrer Spitze mit Reisigbündeln versehene Stange aufgesteckt wird. Sobald diese Hauptarbeit vollendet ist, sorgt nun jeder Knabe für eine Stange zum eigenen Gebrauch, an deren Spitze er ebenfalls ein Bündel Spähne oder Besenreisig steckt. In diesen Tagen ist kein Besen in Schweina sicher vor der Raublust der Jugend, die ihre Fackeln sich

daraus anfertigt. Sobald nun das Christfest eingeläutet ist, und der Abend heranzudämmern beginnt, ziehen die Knaben mit ihren Besenstangen den Antoniusberg hinan. Nacht lagert auf den Höhen und in den Thälern. In Schnee und Schweigen liegt alles erwartungsvoll gehüllt. Und nun loht und leuchtet es auf und züngelt in mächtigen Flammenhaufen empor zum nächtlichen Himmel, mit heller Schrift all den drunten in den Dörfern der Niederung aufschauenden Landbewohnern kündend, daß ihnen der Heiland geboren ward. Höher und höher lodert die große Gluth, ein beweglicher Kranz kleiner Lichter blitzt auf, heller strahlt der Gipfel, während der Fuß des Berges in Dunkel gehüllt bleibt. Und dann erbraust von hellen, wohlklingenden Knabenstimmen feierlich und tief ergreifend Luther's herrliches Feuerlied: „Vom Himmel hoch da komm' ich her!“ Und während die Jugend droben nach altem Brauche das schöne Fest begeht, stehen drunten auf der Dorfstraße die Alten und gedenken der Zeit, wo sie es ebenso gehalten wie jetzt ihr flügger Nachwuchs.

Sobald das Lied zu Ende ist, beginnt der Scherz und Uebermuth in seine Rechte zu treten. Unter Jauchzen vollzieht sich nun Fackelschwingen, Fackelrennen, Reigen und fröhlich-wildes Thun. Dann klimmt der Zug wieder unter dem Verlöschen der Fackeln hinab in's Thal. Auf dem Markte wird ein Kirchenlied gesungen und die ganze Nacht hindurch hallt Lied und Lust aus den erleuchteten Häusern des Ortes. Um Mitternacht beginnen die Glocken vom Thurme anzuschlagen, dazwischen Gesang und Trompetenschall.

Noch liegt die Nacht auf der Welt, da rufen die Glocken zur Frühmette, und über den Kirchhof und die Nachbarsgassen fort leuchten die hellen Spitzbogenfenster des ehrwürdigen Gotteshauses. Drinnen aber, umwallt von festlichem Lichterglanze, verkündet im weißen Chorhemde ein Waisenknabe das jubelnde Freudenwort: „Euch ist heute der Heiland geboren!“

Dies ist das uralte Antoniusfest der Schweinaer, das seinen tiefen Eindruck auf die Gemüther bis in unsere Tage nicht eingebüßt hat, und während die Feste der Bergfeuer, wie zum 18. Oktober und 2. September, längst wieder zum Theil vergessen sind, hat sich in Schweina diese ehrwürdige Feier trotz aller Einwände von Kirche und Staat erhalten. Auch im benachbarten Dorfe Steinbach „börnen" (brennen) zur Adventszeit hin und wieder des Nachts Höhenfeuer, und am 2. Januar ist „Wallfyr", wo die Arbeit ruht, der Hirte für den Sommer gedungen wird — auch ein Ueberrest altgermanischer Religion, die um diese Zeit in den stillen, beeisten Wäldern Segen und Fruchtfülle für das neue Jahr unter heiligen Bäumen erflehte.

Eine andere Eigenthümlichkeit Schweina's war die Ausübung der Stabsgerechtigkeit, die erst in unserer Zeit still erloschen ist, einem verglimmenden Flämmchen gleich, das keine Nahrung mehr fand. Dieses Recht war den vier Gemeinden des Amtes Altenstein: Schweina, Gumpelstadt, Steinbach und Waldfisch vereint zugetheilt worden — so berichtet die Sage. In Wahrheit aber war die Grundlage dieser Verfassung uralt und noch aus den Zeiten des freien, deutschen Gemeindewesens herübergerettet worden.

Der Stab war nach den alten Anschauungen und Rechtsverfassungen das Sinnbild des Schutzes und schirmenden Gesetzes; staben war gleich Recht sprechen, und Derjenige, über dem der weiße Stab gebrochen war, trat aus dem Rechtsverband, ward ein Verfehmter und dem Henker verfallen. Ueber Jemanden den Stab brechen ist noch heute ein ebenso beliebtes als scharf bezeichnendes Bild in unserer Sprache. In mannigfacher Gestalt hat der Stab gedient. Hirtenstab, Bischofsstab, das Scepter des Königs — im Grunde auch nur eine verzierte Form des Stabes — in ihrer Doppelbedeutung von Gewalt und Schutz bleiben sie sich gleich. Auch die Sage kennt den

Stab. Der getreue Eckart schreitet in finsteren Herbstesnächten dem wilden Heere Wotan's mit einem weißen Stabe voran, mit diesem den verspäteten Wanderer vor dem unheilvollen Zauber der Unterirdischen zu schützen.

Von der Stabsgerechtigkeit Schweina's erzählt eine Sage Folgendes. Auf der nahen Burg Ringelstein saß einst ein Ritter, dem das ganze nachherige Amt Altenstein unterthan war. Der drangsalte und zwickte seine Bauern, daß sie heimlich wünschten, er möchte zur Hölle fahren. Da gerieth er eines Tages mit einem Ritter in arge Fehde. Derselbe trabte mit seinen Mannen vor Burg Ringelstein, belagerte sie und bedrängte sie hart. Vergebens ließ der Ringelsteiner durch geheime Boten seine Bauern um Unterstützung bitten. Sie schüttelten die dicken Köpfe und freuten sich seiner Noth. Da schlüpfte eines Nachts der Ritter in Verkleidung durch die Kette der Belagerer, um zu entfliehen. Doch seine eigenen Unterthanen erkannten ihn und nahmen ihn fest. In seiner Angst und Pein versprach er, ein guter Herr fortan zu werden und ihnen die Stabsgerechtigkeit zu verleihen. Alles beschwor er auf's Evangelienbuch. Nun bewaffneten sich die Bauern, schlugen die Belagerer auf's Haupt und befreiten Ringelstein. Und treulich hat der Ringelsteiner denn auch alles gehalten. Anfangs ist das Gericht mit dem Stabe auf der Burg gehalten worden, wo sich auch die Gerichtslade befand. Als der Ringelstein zerstört war, hielt man das Gericht in einer Höhle daselbst ab. Später ist dann die Lade nach Schweina gekommen, wo sie noch heute aufbewahrt wird. Da der Brauch des Stabens weit älter ist als die früheste Burganlage Thüringens, so bezeugt diese Sage nur, daß schon damals wegen dieser Stabsgerechtigkeit mit dem Ringelsteiner Hader bestand, wie sich solcher später durch Jahrhunderte noch einmal fortsetzte.

Das Wesentliche der Stabsgerichtsbarkeit Schweina's

bestand darin, daß die genannten vier Gemeinden ihr eigenes Gericht (Niedergericht) besaßen, an dessen Spitze ein Stabsschulz und Zwölfer standen; daß dasselbe das Recht hatte, durch einen Dorfknecht die ganze Gemeinde durch einen Stab zusammenzuberufen, Buße und Strafe zu bestimmen und selbst ungehorsame Nachbarn aus der Gemeinde zu verstoßen und ihre Güter einzuziehen. Dagegen stand der Gemeinde das Recht der Wahl des Stabsschulzen und der Zwölfer zu, die Beförderung des allgemeinen Besten, Berathung über die vom Landesherrn ausgeschriebenen Steuern und über die zur Unterhaltung des Gemeindewesens nöthigen Abgaben, wie auch endlich die Bewachung der uralten Rechte in Wald und Flur. Und darum, weil in dieser Verfassung ein tiefer Segen ruhte, weil durch sie der Eifer und Sinn für ein geordnetes Gemeinwesen rege gehalten wurde, beharrte man unerschrocken auf diesen alten Rechten, und nicht allein nur aus dem bäurischen Hang zum Althergebrachten. Sobald der Stabsschulz sein Amt antrat, mußte er angeloben, „daß er den Stab, welcher ihm von der Gemeinde anvertraut wurde, wollte und sollte gebrauchen, wozu die Gemeinde berechtigt sei". Ebenso mußte jedes neu aufzunehmende Mitglied den Stab in die Hand nehmen und demselben Gehorsam feierlich schwören. Wurde das Stabsgericht entlassen, so geschah dies unter der merkwürdigen Formel „Lau ab!"

Ein Erfurter Doctor juris Namens Rennemann, der in den langwierigen Prozessen der Gemeinden mit den Schloßherren von Altenstein, den Hunden von Wenckheim, als ein treuer Berather der Bauern sich bewährte, soll die Machtbefugnisse und Gerechtsame der Stabsgerechtigkeit in vierzehn Hauptpunkten zusammengestellt haben, welche später auch gedruckt erschienen sind. Als die Hunde von Wenckheim gewaltsame Eingriffe in die uralten Rechte ihrer Bauerngemeinden wagten, Rechte, die geschichtlich freilich nicht nach-

zuweisen sind, in deren vergilbten Dokumenten es aber heißt, „daß diese Gerechtigkeit weit über Mannesgedanken ohne alle Hindernisse der Obrigkeit und Gerichtsjunker in den vier Gemeinden des Altensteiner Gerichts ausgeübt worden sei" — da begannen 1581 die großen Prozesse, zuerst beim Hofgericht zu Jena, dann beim kaiserlichen Kammergericht, bis endlich 1625 ein Vergleich zu Stande kam. Ganz hat der Hader von da ab nie mehr geruht, und so sehr späterhin auch die Herzöge von Meiningen in Güte und Wohlwollen den Streit beilegen wollten, er zog sich hinein bis in unser Jahrhundert. Da kam eine Einigung zu Stande, welche die alte Dorfverfassung so weit genehmigte, wie sie nichts dem Staate Widerstreitendes in sich barg. Die neue Gerichtsordnung des Herzogthums blies dieser Verfassung dann endlich das Lebenslicht vollends aus.

Die einst für heilig und unveräußerlich gehaltene Stabsgerechtigkeit Schweina's ist dahin, mit ihr eines der ehrwürdigsten und theuersten Ueberbleibsel aus grauer Vorzeit. Noch steht die verwetterte Gerichtslade drunten in Schweina. In ihr für immer eingesargt ruhen die alten Dokumente und das Statutenbuch der ehemaligen Gerichtsverfassung, der weiße Stab und Abrisse des Altensteiner Schlosses aus dem Jahre 1585, wo man des grimmen Haders wegen über zu leistende und zu verweigernde Frohnarbeiten am Schloßbau verschiedene Risse zur richterlichen Entscheidung anfertigen ließ. Aber der weiße Stab wandert heute nicht mehr von Hütte zu Hütte, die Männer zum Gedinge rufend. Zum letzten Male hat das „Lau ab!" ertönt. Die kostbare Stabsgerechtigkeit ist dahin. Dem Wogenanprall einer neuen, gewaltigen, alles gleich machenden Zeit vermochte das heilige Erbe der Väter nicht mehr Stand zu halten.

II.

Glücksbrunn.

Wo die Straßen von Liebenstein und Schweina sich vereinigen, um nun als eine herrliche Waldstraße nach Park und Schloß Altenstein empor zu leiten, liegt Glücksbrunn, ehemals der Hüttenhof oder wohl auch Hohen-Schweina geheißen. Denn die Häuser von Schweina und Glücksbrunn schauen sich wie richtige Nachbarn in die Fenster. Im Rücken von Glücksbrunn thürmen sich die gewaltigen, zerklüfteten Dolomitfelsen Altenstein's auf, von üppigen Waldungen auf ihren Scheiteln bedeckt und beherrscht von dem weit in das Werrathal blickenden Schlosse Altenstein.

Die Lage Glücksbrunn's ist, besonders von der eisenumwehrten Plattform des Morgenthores am Altensteiner Park aus gesehen, außerordentlich reizvoll. Grade von dem eben bezeichneten Standpunkte bietet sich ein fesselndes Bild. Den Mittelpunkt nimmt die glänzende Fläche eines Forellenweihers ein, in dessen sanftem Rundspiegel sich ein stattliches Herrenhaus mit überschattetem Vorplatz beschaut. Eine Hand voll kleiner Wohnhütten, ein geschützter, trefflich gepflegter Park, Rasenflächen mit blühenden Rosenstöcken schaaren sich herum; aus dem Gestein braust ein Wasserstrahl; hier die Altensteiner Bergterrassen, dort Höhen an Höhen gedrängt, bewaldet, kahl oder vom Pfluge des Landmanns in Streifen und Gevierte getheilt und je nach Aussaat und Reifegrad mit einem buntfarbigen Muster überwebt; ganz in der Ferne aber die blaue Bergkette der Rhön. Was diesem Bilde jedoch den eigenartigen Stempel aufdrückt, das sind die seitlich dem Herrenhause heraufgrüßenden, weitläufigen, vielfenstrigen Fabrikgebäude, hohe Schornsteine und das Gesurre und Brausen, das diese Anlagen belebt. Denn Glücksbrunn ist eine Stätte der Arbeit.

Wie so viele Orte dieser Gegend dem ehemaligen Bergbau ihre Entstehung verdanken, so auch Glücksbrunn. Von dem glitzernden Goldreichthume dieser Berge, besonders um Glücksbrunn, gehen noch heute viel seltsame Sagen von Mund zu Munde. Von Schweina aus erstreckt sich über Gumpelstadt und Möhra bis Kupfersuhl unter dem Zechstein das Gebiet des Kupferschiefers und Kobalts, von denen jener schon im frühesten Mittelalter gewonnen wurde. Ortsnamen wie Kupfersuhl deuten ja zur Genüge auf den Ursprung solcher frühen Siedelungen hin. Auch hier am Fuße Altenstein's lagen einige Hütten fleißiger Bergleute, welche ihr kleines Gemeinwesen Hüttenhof, auch kurzweg wohl Hütte genannt, getauft hatten. Herzog Ernst Ludwig wandelte dann diesen Namen in Hoffnung auf kommende goldene Tage 1706 in Glücksbrunn um.

Schon vor dem dreißigjährigen Kriege hatte der Bergbau bei Glücksbrunn in Blüthe gestanden. Die wehevolle Zeit jedoch zerstörte Alles. Als nun Herzog Ernst der Fromme in Besitz dieser Werke gekommen war, ordnete er an, daß aller Bergbau im gemeinsamen Besitz seiner Söhne verbleibe. Herzog Bernhard hingegen, dem nach der Theilung der Lande seines Vaters Meiningen zugefallen war, strebte danach, den hiesigen Hüttenhof allein zu besitzen. Es gelang ihm auch. Nach einem Uebereinkommen mit seinen Brüdern kam der Hüttenhof an ihn, worauf er zur Belebung des hier bestehenden Kupferbergwerkes der Gewerkschaft zu Schweina 1688 ein Privilegium einräumte. Bald darauf überließ er dieses jedoch seinem ältesten Sohn, Prinzen Ernst Ludwig, welcher, wie schon bemerkt, 1706 den Ort Glücksbrunn nannte, nachdem er bereits 1701 das hier bestehende Bergwerk, da es ihm die Unkosten nicht aufbrachte, dem kursächsischen Hofrath Trier erst verpachtete, 1702 aber erb- und eigenthümlich verkaufte und 1706, als regierender Herzog, diesen Kauf unter Zu-

stimmung seiner Brüder mit wichtigen Rechten und Privilegien bedachte und bekräftigte.

Und in der That, es sollte jetzt ein Brunnen des Glückes sich hier aufthun! Hofrath Fr. Trier hatte seinen Bruder, den hildburghausischen Bergkommissarius G. F. Trier, zum Mitarbeiter. Der Bergbau begann sich zu heben. Tage längst entschwundener Zufriedenheit kehrten in diesen Thalwinkel zurück. 1709 starb der Hofrath Trier, sein Bruder zog sich nach Sinnershausen zurück. Glücksbrunn war in die Hände der drei Söhne des Hofrathes: Wolfgang, Philipp und Karl, übergegangen. Was der Vater angestrebt hatte, vollendeten die Söhne. Von dem Augenblicke an, wo man es unternommen hatte, den hier gewonnenen Kobalt zu blauem Farbstoff zu verwenden, ging ein Stern über Glücksbrunn auf. Es sind Jahre gekommen, wo die Netto-Einnahmen sich auf 40 000 Thaler beliefen. Der letzte der drei Brüder, Karl, starb 1763. Wenige Jahre später gerieth das Werk in Verfall. Die Verringerung der Kobaltgewinnung, die inzwischen erfolgte Eröffnung mehrerer anderer Blaufarbewerke, das Preisaufsteigen des Holzes wie der Pottasche, dies alles trug dazu bei, den Betrieb hier lahm zu legen und die Katastrophe herbeizuführen. Das Hüttenwerk ward an den Eisenacher Kaufmann Krauß verschleudert, der es jedoch 1790 bereits wieder öffentlich feil bieten ließ.

Nun trat der Landesfürst ein. Herzog Ernst II. brachte das Werk käuflich an sich. Nach seinem Tode überließ Herzog August 1809 Glücksbrunn seiner Kammer. 1818 übernahm Meiningen das Werk wieder, um 1826 den Bau auf Kobalt, wenn auch nur in bescheidenem Maße, auf's Neue aufzunehmen. Das Herrenhaus nebst Park, Teich und allem Zubehör ging hingegen 1824 durch Ankauf in die Hände von J. Chr. Weiß aus Langensalza über. Von diesem Zeitpunkt an hat Glücksbrunn wieder die Bedeutung seines Namens an sich erfahren.

Johann Christian Weiß war eine hochbeanlagte Natur, voll Thatkraft, erfinderischen Sinns und wohlwollenden Herzens. Glücksbrunn und Schweina dürfen den längst Heimgegangenen als ihren Wohlthäter feiern: denn ihm kommt das Verdienst zu, zuerst in Deutschland die heute so ausgebreitete Kammwoll-spinnerei eingeführt zu haben. Insofern bildet Glücksbrunn einen bedeutsamen Markstein in der Entwicklung deutscher Industrie. Weiß legte neben dem schönen Herrenhause eine große Maschinen- und Kammgarnspinnerei an, und gab damit einem halben Tausend Menschen Beruf und Lohn.

Aber sein unermüdlich schaffender Geist that sich damit nicht genug. Er war es, auf dessen Anregung der Steinkohlen-Bergbau bei Neuhaus erhöhten Betrieb empfing, ihm gebührt das Lob, für die Regelung des Finanzwesens im Lande Meiningen Tüchtiges geleistet zu haben. Und sein Landesherr zögerte nicht, ihn für die hohen Verdienste um Industrie und allgemeine Wohlfahrt auszuzeichnen. Er ernannte ihn zum Geheimen Finanzrath und erhob ihn in den erblichen Adelsstand. 1850 endete J. Chr. v. Weiß sein thatenreiches Dasein. Er starb zu Laar in Kurhessen. In seiner Schöpfung zu Glücksbrunn, die noch heute in vollem Glanze unter seinem Sohne, dem Kammerherrn Chr. v. Weiß, blüht, hat er sich selbst das ehrendste Denkmal gesetzt.

Der kleine, aber durch seinen seltenen Pflanzenreichthum sehenswerthe Park des Schloßherrn von Glücksbrunn steht mit einem der interessantesten Naturwunder Deutschlands in gewisser Verbindung: der Glücksbrunner-Höhle, auch Altensteiner- oder Liebensteiner-Höhle geheißen. Denn der Wasserfall, der rauschend im Parkwinkel dem Gestein entquillt, bildet das unterirdische Gewässer, das diesen phantastischen Felsengrotten so unheimlich-düsteren Reiz giebt. Gelegentlich der Straßenlegung zwischen Liebenstein, Glücksbrunn und Altenstein ward am 28. Juni 1799 beim Sprengen einer vor-

stehenden Dolomitkante diese Höhle entdeckt, welche zwar nicht zu den größten und schönsten Felskammern Deutschlands zählt, immerhin aber doch eine beachtenswerthe Sehenswürdigkeit bleibt. Die hier bei Aufräumung des Schuttes in den einzelnen Höhlengängen gefundenen schwarzbräunlichen Knochen vorweltlicher Thiere, besonders gut erhaltene Ueberreste des Höhlenbären, sind zum Theil in das Naturalienkabinet zu Meiningen gewandert.

Als man die Höhle entdeckt hatte und sich nun daran machte, sie weiter zu erforschen und gangbar zu machen, ging manches stille Wehleid durch die Reihen der Landbevölkerung, und abergläubisch und furchtsam zitterte man bereits vor den Folgen dieser frevelhaften That. Denn eine düstere Sage lebte noch im Herzen des Volkes, die sich an den Hohlenstein hier knüpfte, ähnlich wie an den Sperrhügel am Rennstieg oberhalb Tambach. Diese Sage aber erzählt Folgendes: Der ganze Berg, auf dem Park und Schloß Altenstein sich ausbreiten, soll durchweg hohl sein und eine ungeheure Wasserfluth bergen. Wer das nicht glauben will, der möge nur sein Ohr einmal an eine der verschiedenen am Berge zu Tage gehenden Felsenöffnungen halten. Da wird er ein dumpfes, unterirdisches Donnern und Brausen vernehmen. Das aber sind die wild empörten Wogen dieses Bergmeeres, die trotzig und schäumend vergebens nach einem Auswege streben. Aber eines Tages wird sich das furchtbare Wehe entladen. Da wird unter betäubendem Donnergepolter der ganze Berg mit seinen Klippen, Schluchten und Steinmauern einstürzen, niederbrechen in einen mächtigen See, dessen trübe Gewässer sich hinab über Glücksbrunn und Schweina in die Niederung ergießen und dort einen einzigen See erzeugen werden. Und alles Lebende, das sich nicht rechtzeitig auf der Berge Gipfel rettet, wird schonungslos von den Wogen hinabgeschwemmt werden. Auch eine Sibylle habe dies einst geweissagt. Andere

dagegen behaupten, in der Niederung drunten habe bereits früher einmal ein mächtiger See geblauet (im Moorgrund!?), da habe ein gütiger Berggeist die Höhlung in den Altensteiner Fels geschlagen, worauf alles Wasser daselbst hineingelaufen sei. — Aber die Sage ist bis heute nicht erfüllt worden. Trockenen Fußes wandelt der Besucher durch die unterirdischen Felskammern der Höhle, um dann freudig das Licht und die Wärme des Tages zu begrüßen.

Dicht über Glücksbrunn, wenige Schritte von der Wangemannsburg, bisher eines der schönstgelegenen Gasthäuser am Thüringer Walde, öffnet sich der Eingang zur Höhle. Durch die Drehthür gelangt man erst in einen 30 Schritte langen, gemauerten Stollen, dann durch eine zweite Thür in die eigentliche Höhle. Sie stellt hier noch einen ungefähr 150 Fuß langen Gang mit kleinen Seitenkammern dar. Eine dieser seitlichen Nischen heißt die „Knochenversammlung“, weil man hier einst die meisten der vorweltlichen Thierreste im Schlamm vorfand. Am Ende des Ganges erweitert sich die Höhle zu einem Felsensaale, von dem aus verschiedene Gänge zu höher liegenden Grottenräumen führen und vierzehn Stufen zu einer Gallerie emporleiten, von wo an Sonntagen, wenn die gesammte Höhle im Lichterglanze und Blumenschmucke sich festlich zeigt, die Eintretenden durch die lustigen Weisen einer hier aufgestellten Musikkapelle überrascht werden. Dieser Saal ist ungefähr 40 Fuß hoch und bogenförmig überwölbt von braunen Kalksteinschichten.

Die Höhle, welche bisher von Westen nach Osten strich, wendet sich nun durch das „Labyrinth“ erst nach Norden und dann wieder östlich zu einer kleineren Grotte als die erste, bis wir am Gestade eines Baches stehen, dessen Murmeln geheimnißvoll von den Steinwölbungen zurücktönt. Von diesem Saale kann man auch auf Stufen zu einem Grottenfenster hinansteigen, aus dessen Rahmen man in die Tiefe niederblickt,

aus welcher das Gurgeln des vorüberströmenden Wassers emporhallt.

Den Glanzpunkt für den Besucher bildet der Abschluß, die Wasserfahrt. Man besteigt einen Kahn, der am geröllbedeckten Ufer hält, und schwimmt langsam einem Felsentempel zu, wo sich der Bach zu einem Teiche sammelt, und in einer Nische aus reichem Blumenflor das Bildniß des Landesherrn hervorleuchtet. Das ist eine Fahrt wie in die Unterwelt. Schweigsam und mürrisch lenkt der Führer das Fahrzeug über die mattschimmernde Fluth der letzten Grotte zu, deren Wölbung das Plätschern eines Wasserfalles unheimlich wiederhallt. Die kümmerlichen Lichterflammen huschen gespenstisch an den Wänden hin, tasten spukhaft mit feurigen Armen zur zerrissenen Decke empor und tauchen Höhle und Kahn wechselnd in Dunkel und Helle.

Stumm geht die Fahrt dahin. Keiner spricht ein Wort. Nur die schwach schimmernde Fluth um uns murmelt eintönig, wie sie es seit Jahrtausenden hin durch ewige Nacht und ewiges Schweigen gethan, bis ihre ungestüm forttreibenden Wellen sich durch das Gestein gebohrt haben, um nun in Glücksbrunn zum ersten Male das Licht der Sonne freudig zu begrüßen.

III.

Marienthal.

Friedrich Fröbel, der Begründer der Kindergärten.

Eine Viertelstunde unterhalb Schweina grüßt in sanfter Thalmulde aus duftenden Gärten und fruchtbaren Ackerfluren das Gut Marienthal, ehemals Wenigenschweina oder auch Minusschweina genannt. Das hübsche Schloß ward 1808 erbaut und hat dadurch eine weitere Berühmtheit erlangt, daß

Friedrich Fröbel, der gemaßregelte deutsche Pädagoge, hier nicht nur eine Freistatt fand, sondern auch seinen ersten „Kindergarten“ mit weiblichen Lehrkräften errichten durfte.

Friedrich Fröbel ward am 21. April 1782 zu Oberweißbach im Schwarzburg-Rudolstädtischen als Sohn des dortigen Geistlichen geboren. Seine Jugend blieb freudlos; den wenigen Sonnenblicken, die in jenen frühen Tagen sein Leben zuweilen erhellten, hat der spätere Mann allzeit ein dankbares Erinnern bewahrt. Schon im zartesten Alter verlor er seine Mutter und blieb, da der vielbeschäftigte Vater nur wenig Zeit für die Erziehung des Knaben fand, den Dienstboten bis zu seinem vierten Jahre überlassen. Als jetzt der Vater eine zweite Ehe einging, schien für den Kleinen ein freundlicher Frühlingsmorgen aufzugehen. Die Stiefmutter zeigte sich zärtlich zu ihm, und dasselbe Gefühl ward auch ihr von dem Knaben dankbar entgegengebracht. Dieses Verhältniß löste sich leider sofort, als die junge Frau selbst ihrem Gatten Kinder schenkte. Die frühere mütterliche Zuneigung wandelte sich in Härte und Unmuth. Unduldsamkeit und Mißtrauen, das von dem gläubigen Vater bald getheilt wurde, bereiteten dem aufwachsenden Friedrich schmerzliche Jahre, und während die jüngeren Kinder jetzt mit Liebkosungen von den Eltern überhäuft wurden, hatte der ihren Herzen fernstehende Aelteste unter oft harten Leibesstrafen zu leiden.

Wie eine bescheidene Pflanze, die auch noch aus Fels und Stein Nahrung zu ziehen weiß, so erscheint uns Friedrich Fröbel. Seine meisten Freistunden mußte er ohne Gespielen und Altersgenossen zwischen vier nüchternen Hofmauern verbringen. Aber auch hier fand sein lebhaft bewegter Geist, Phantasie und bewundernswerther Spürsinn noch Stoff zur Genüge, Unterhaltung und Anregung zu gewinnen. Der zukünftige Erzieher und Kindergärtner bekundete sich, ihm freilich selbst noch auf lange hin unbewußt, hier bereits. Eine wilde

Storchschnabelpflanze, die alljährlich wieder zwischen dem Pflaster des Hofes aufschoß, ward dem Knaben zum Gegenstand sinnvollsten Studiums. Unermüdlich verfolgte er deren Wachsthum, das Entfalten ihrer Blätter, Blüthen und Fruchtkapseln. Die achtlos auf den Hof geworfenen Knochen des Geflügels bildeten ebenfalls einen Gegenstand interessevollen Forschens. An einem solchen Schulterblatt begann er über das Heben und Senken der Flügel nachzudenken. Das Vergleichen dieser Knochen mit denen anderer Thiere bot neuen Stoff für seinen Wissensdrang. Ueberall verrieth sich bei ihm bereits der zukünftige Meister einer Erziehungsmethode, die aus den gewöhnlichen Lebenserscheinungen heraus durch Beobachtung und Erklärung schlußfolgernd zu Aufgaben höherer Art sicher und ruhig vorwärts drang.

Aus dem engen Geviert des Hofes zog ihn aber noch etwas Anderes an: der nahe Kirchberg, der seine Kuppe still in den blauen Himmel hob. Die wechselnde Sonnenbeleuchtung desselben, das Auf- und Niedergehen des Mondes, das flimmernde Vorüberfluthen der Gestirne, alles Dies ward dem wißbegierigen Knaben zur Quelle innigster Freude. Das Gebanntsein aus der so lockenden Umgebung lenkte ihn unwillkürlich von außen nach innen, zwang ihn zur Beobachtung im kleinsten Rahmen, weckte frühzeitig in ihm die Keime seiner Liebe zur Natur, die Fähigkeit, ihren Wundern nachzuspüren, und ward die trefflichste Vorschule für den späteren, bahnbrechenden Erzieher unserer Kinderwelt.

Als dann später der junge Friedrich die Schule seines Heimathsdorfes, das ihm im Frühling 1890 zur Erinnerung einen „Fröbelthurm“ errichtet hat, besuchte, mit den Altersgenossen nun auch den oft mit Sehnsucht betrachteten Kirchberg besteigen und als Spielplatz benutzen durfte, da wuchsen seiner Phantasie die Flügel. Von der Höhe des Berges in das romantische Thal niederschauend, dem gewun-

denen Laufe des Flusses folgend, der sich in die Schwarza ergießt, folgte sein beschwingter Geist immer weiter dem Silberbande. Er sah die Saale und Elbe dahinrauschen, bis wo die Thürme der alten Hansastadt Hamburg im Abendschein aufblitzen, und erblickte die dunkelwogige Nordsee, mächtig hingebreitet bis in die tiefe Ferne, wo sie sich mit dem ewigen Weltmeere vermählt.

Fröbel stand im zehnten Lebensjahre, als ihn sein Vater auf's Gymnasium nach Stadtilm brachte, wo Onkel Hoffmann als Pfarrer wirkte. Die Schwiegermutter des letzteren empfing den Knaben mit wahrhaft rührender Zärtlichkeit, und zum ersten Male genoß der junge Friedrich wieder das beglückende Empfinden einer wohlthuenden, liebevollen Fürsorge. Der Aufenthalt in Stadtilm blieb denn auch nicht ohne Einfluß auf den empfänglichen Knaben. Die früher so oft getadelte körperliche Ungeschicklichkeit verlor sich; er ward freier, sicherer im Handeln und Auftreten. Aus dieser Zeit mag sich denn auch seine fortan ihn begleitende, treue Verehrung für alle „Tanten" und weiblichen Personen herleiten, welche in der Fürsorge für die ihnen anvertrauten Kinder eine ihrer schönsten Aufgaben erblicken.

Mit sechszehn Jahren ward Fröbel nach Neuhaus am Rennstieg zu einem Förster in die Lehre gegeben. Keine gute Wahl für seinen späteren Lebensberuf! Der wackere Grünrock hat denn auch manchmal bedenklich das Haupt geschüttelt, wenn sein Zögling in freien Stunden sich mittelst Holzstäbchen und Steinchen der Erfindung von Aufgaben im Zusammensetzen widmete, „wie ein Kind noch spielte", wie es in einem Bericht des Försters lautete. Die schriftlichen Arbeiten vollzog allerdings Fröbel zur größten Zufriedenheit des Waidmannes, aber alles Andere ließ doch viel zu wünschen übrig. Genug, Lehrherr und Zögling mochten sich wohl klar sein, daß jede innere Berufsgemeinschaft zwischen ihnen ausge-

schlossen sei, und so traf denn eines Tages Fröbel wieder im elterlichen Hause ein, zugleich mit einem Briefe des Försters, welcher die Unbrauchbarkeit des Jünglings in unzweideutigen Worten meldete. Böse Stunden sind dann daheim gefolgt.

Auch die nächsten sieben Jahre sollten für Fröbel nur dem Wandern und Lernen gewidmet sein. Einen festen Lebensplan zu fassen ward ihm durch den Mangel jeglicher Mittel versagt. Wo ein Unterschlupf sich findet, da sucht er Deckung. So sehen wir ihn denn in Franken als Feldmesser, in Mecklenburg als Privatsekretär und endlich in Frankfurt am Main, wo er gedachte, sich der Baukunst in die Arme zu werfen. Auch auf der Universität zu Jena hatte er sich eine Zeit lang dem Studium der Naturwissenschaften hingegeben. Sein gutes Herz war Schuld daran, daß er hier das wenige Ersparte einbüßte, Schulden machen mußte — und darauf in den Carcer wanderte. Und da sein Vater sich nicht dazu entschließen konnte, durch Tilgung der kleinen Summe dem Sohne die Freiheit wiederzugeben, so sah sich Fröbel gezwungen, sein Studium abzubrechen und auf's Neue zum Wanderstabe zu greifen.

So scheinbar ziellos sich auch das Leben während all dieser Jahre für Fröbel zu gestalten schien, innerlich war er doch ein ganzer Mensch geworden. Seine Geisteskräfte hatten sich erweitert und gestählt, sein ohnehin weiches Herz hatte sich zu der Erkenntniß durchgerungen, daß die Haupttriebfeder seines Handels fortan nur noch sein konnte, dem Menschen und der Menschheit Liebe zu erweisen. Als er in Frankfurt, angeregt durch den Direktor Gruner, einem Anhänger Pestalozzi's, 1805 als Lehrer in dessen Musterschule eintrat, da fühlte er bald, daß er erst jetzt in seinem wahren Element sich tummeln durfte, daß, wie sein Biograph Rudolf Benfey sagt, die erziehlichen Ziele jetzt allein nur noch den Mittelpunkt seines Wirkens bilden konnten.

Im Jahre 1807 gab Fröbel seine Stellung an der Musterschule auf und ging als Erzieher der Frau von Holzhausen nach Yverdon zu Pestalozzi, wo er drei Jahre in seinem Amte als Hofmeister verblieb. In diesem Zeitraume trat ein Wendepunkt in seinen pädagogischen Ideen ein. Wie hoch er auch Pestalozzi schätzte, so mußte er sich doch bald eingestehen, daß nach seiner Ueberzeugung die von dem meisterlichen Erzieher angewandten Uebungen nicht genügen konnten, um die Anschauungen zu stärken. Sie schienen ihm zu wenig bedeutungsvoll, um bei dem jugendlichen Alter der Lernenden fest und dauernd fesseln zu können. Fröbel hat dies bereits damals in einem Berichte an die Rudolstädter Regierung ausführlich klargelegt. Ueber diejenigen Anschauungsmittel, welche allein von Werth und Wirkung sein konnten, war er sich freilich selbst noch nicht recht im Klaren. Dies zu erkennen, blieb ihm noch vorbehalten. Vorläufig sollte ihn das Geschick seines Lebens noch tüchtig umherwürfeln, ehe er an die Verwirklichung seiner Pläne und Träume gehen durfte.

1810 ging Fröbel auf die Universität Göttingen, den Lehrer mit dem Lernenden vertauschend. Seine während des Aufenthaltes in Yverdon gemachten Ersparnisse ermöglichten es ihm jetzt, sich noch einmal den gründlichsten Studien hinzugeben; voran natürlich den Naturwissenschaften, die er in all ihren Verzweigungen forschend durchmaß. Aber auch Sprachwissenschaft übte er tüchtig. Selbst im Sanskrit machte er eingehendste Studien. Von Göttingen wandte er sich 1812 nach Berlin, wo er seine Studien emsig fortsetzte und am Plamann'schen Institute Unterricht ertheilte, auch die Turnanstalt Jahn's besuchte.

Da kam der Krieg. Das preußische Volk, müde der drückenden Tyrannei und des Schmachgefühls, an den Siegeswagen des korsischen Welteroberers sich geschmiedet zu sehen, zerbrach die Ketten und stand auf. Ueber den Kopf seines

thatenlosen Königs hinweg, erhob es sich in heller Begeisterung, das Vaterland zu retten, den Flecken aus dem preußischen Ehrenspiegel zu tilgen. Die Befreiungskriege brachen an. Unter den Jünglingen, die freudig sich in die Reihen der Kämpfer stellten, war auch Friedrich Fröbel. Preußen hat es ihm, wie tausend Anderen, denn auch sattsam späterhin gedankt. Fröbel war in das Lützow'sche Freikorps eingetreten, wo er unter Jahn bald zum Unteroffizier ernannt wurde. Hier lernte er auch zwei junge Männer kennen, die nicht ohne bedeutsamen Einfluß auf sein Leben bleiben sollten: Middendorff und Langenthal. Alle Drei schlossen einen Bund, und da sie Zeltgenossen waren, so fand Fröbel Gelegenheit, sie in seine pädagogischen Zukunftspläne einzuweihen. Gemeinsam wurden eine Reihe Gefechte mitgemacht, so auch die Schlacht an der Göhrde. Nach dem Pariser Frieden nahmen die beiden jüngeren Freunde ihre Studien wieder auf; Fröbel erhielt eine Stelle als Kustos der mineralogischen Abtheilung bei der Universität zu Berlin. Bis 1816 bieb er in derselben. Dann löste er alle Verbindlichkeiten. Eine glänzende Professur in Schweden, die man ihm just um dieselbe Zeit anbot, schlug er aus. Er ließ das Sichere hinter sich, um, seinem innersten Drange folgend, jetzt nach jahrelangem Sehnen mit frohem Wagemuth dem Endziele seines Strebens entgegenzueilen. Er gründete in Griesheim bei Stadtilm seine erste Erziehungsanstalt. Mit wenigen Mitteln, aber mit einem glühenden Herzen voller Ideale, so trat der Mann mit seinem Erstlingswerke in die öffentlichen Schranken. Von Griesheim aus verlegte Fröbel sehr bald seine Anstalt nach Keilhau bei Rudolstadt, wo dieselbe unter Mitwirkung von Langenthal und Middendorff bald einen erfreulichen Aufschwung nahm und weit hinaus in den deutschen Landen von sich sprechen machte.

Als Fröbel Keilhau begründete, waren seine ersten Schüler die Kinder seines als Pfarrer in Griesheim ver-

storbenen Bruders Christoph, deren er sich in treuer Liebe angenommen hatte. Aber er brachte auch noch eine helle Sonne mit in sein Haus, eine durch reiche Vorzüge des Herzens und Geistes ausgezeichnete junge Frau, die Tochter des Kriegsraths Hofmeister in Berlin. Mit ihr hatte er einen reichen Schatz für sein Streben gewonnen. Sie theilte nicht nur seine Begeisterung, seine Ideen und Reformpläne, sondern zeigte sich bald selbstschöpferisch und anregend. Denn Niemand wird läugnen, daß sie es gerade gewesen ist, welche dem etwas naturwüchsigderben Zuge des Schullebens in Keilhau bald einen idealeren Aufschwung gab, eine Aufgabe, für welche sie in Middendorff einen verständnißinnigen Genossen fand.

In Keilhau begann Fröbel zugleich auch seine schriftstellerische Thätigkeit, Flugschriften, kleinere Aufsätze und Abhandlungen. Die Summe alles dessen zog er dann in dem 1826 in Keilhau erscheinenden, großen und grundlegenden Werke: „Die Menschenerziehung", ein Werk, das jedoch nur ein Torso geblieben ist, da der geplante zweite Theil niemals geschrieben worden ist. Was Fröbel insbesondere darin predigt, gipfelt darin, daß jede Seite menschlicher Thätigkeit im Individuum ausgebildet werden soll, jedoch keine vereinzelt für sich, sondern alle zusammen in ein harmonisches Verhältniß gesetzt. Fröbel's Schriftstücke sind bis heute vielfach von der Kritik scharf mitgenommen worden und haben ihm den Namen eines pädagogischen Schwärmers eingetragen. Der Grund liegt darin, daß Fröbel es nicht immer verstanden hat, seinen Gedanken die klare, plastische, verständnißerweckende Form zu geben. Wer den Werth des Mannes gerecht einschätzen will, der muß seine Lehren auf das Praktische hin geprüft haben, um zu erkennen, welch eine Fülle bahnbrechender Ideen, tiefdeutiger Erziehungsprobleme hier zum Theil in glänzender Weise niedergelegt und gegeben worden sind.

Aber auch Keilhau war noch nicht das Endziel seines

Schaffens und Sinnens. Hier blieb er immer nur ein Gleicher unter Gleichen. Um die Anstalt, die völlig unbemittelt und daher in ihren Einrichtungen durchaus auf's Einfachste eingerichtet war, einigermaßen auch sicher zu stellen, hatte er seinen Bruder Christian, einen sehr vermögenden Fabrikanten in Osterode, bewogen, sein Geschäft aufzugeben und mit Frau und Tochter ganz nach Keilhau überzusiedeln, um als Mittheilnehmer dem Unternehmen beizutreten. Praktisch schien dasselbe also gesichert. Aber es stellten sich nach einigen Jahren andere Schwierigkeiten ein, welche das Weiterbestehen der Anstalt bald immer fraglicher erscheinen ließen. Nicht daß Fröbel zuweilen mit seinen Mitarbeitern in harte Kämpfe über Meinungsverschiedenheiten gerieth, das waren flüchtige Wolken, nach deren Vorüberziehen man sich um so herzlicher dann des warmen Sonnenscheins freute. Nein, der Wind blies von außen her. Keilhau begann politisch verdächtig zu werden.

Die Zahl der Schüler war von Jahr zu Jahr gewachsen; die sich mehrenden offenkundigsten Beweise wärmster Anerkennung vermochten nur das Pflichtgefühl der Leiter und Lehrer des jungen Unternehmens zu heben. Da kam der hinkende Bote nach. Man lebte eben in einer Zeit, wo jedes Heraustreten aus einem beengenden Kreise hergebrachter Ideen und Anschauungen als staatsgefährlich, aufrührerisch gebrandmarkt wurde. Die Regierung in Berlin begann mit allen Mitteln darnach zu trachten, das „Demagogennest" in Keilhau zu zerstören. Man bestürmte das Fürstenthum, diesen Pfahl im eigenen Fleische herauszuziehen. Und was gab den äußeren Anlaß zu diesen Einflüsterungen und Verdächtigungen? Das Turnen der Schüler, ihre eigenthümliche deutsche Tracht, das lang bis zu den Schulten fallende Haar, das war's, was die preußischen Dunkelmänner erzittern ließ. So ging man allenthalben in Preußen gegen dasselbe Volk vor, das kaum ein Jahrzehnt früher aus eigener Kraft den Königsthron wieder

aufgerichtet hatte und den herumlungernden Erbfeind mit eiserner Faust im Siegeslaufe über die Grenze gejagt hatte.

Unter der Hochfluth dieser Verdächtigungen begann Keilhau mehr und mehr zurückzugehen. Der Ruf verblaßte, die Schüler blieben aus. Auch als Fröbel, dem wohlwollenden Rathe des ihm befreundeten Superintendenten Zeh folgend, Schneider und Friseur nach Keilhau kommen ließ, um seine Zöglinge und sich selbst des staatsgefährlichen Aeußeren zu entkleiden, da hörten zwar fortan die offenen Angriffe auf, um so schlimmer und mächtiger aber nagte jetzt der Wurm heimlicher Verläumdung an seinem Rufe. Ein Untergang schien vor der Thür zu stehen. Da entschloß sich Fröbel zum Aeußersten. Er wußte, daß mit seinem Weggange das Hinderniß beseitigt war, das dem Aufblühen der Anstalt im Wege stand. Um Keilhau zu retten, das schöne Werk zu erhalten, schied er von hinnen und sagte einer Stätte Lebewohl, an deren Gründung er einst so viele stolze Hoffnungen für sich selbst geknüpft hatte. Sein Mitlehrer Barop übernahm in dieser schweren Zeit die Leitung, und ihm ist es in einer langen Thätigkeit, bis 1879, vergönnt gewesen, Keilhau zu einer glänzenden Höhe emporzuführen. Er besaß nicht das starre Rechtsgefühl wie Fröbel, der sich nie zu beugen verstand und über alle ideale Begeisterung zuweilen vergaß, den herrschenden Verhältnissen ein wenig Zugeständnisse zu machen.

Wehmüthig genug muß es den Mann angefaßt haben, als er Keilhau verließ, wo er, trotz aller zuweilen empfundenen Bitterkeit und allem Undank, doch im fröhlichen Schaffen so manche reiche Erfolge errungen hatte. Innerlich freilich hatte er sich mit seinen Zielen bereits längst wieder über die hier gesteckten Schranken geschwungen. Die Anstalt, welche nur für die Universität und das bürgerliche Leben vorbereiten sollte, genügte ihm nicht mehr. Die gesammte Volksbildung war insgeheim sein Streben geworden. Sein neuestes Ideal

war, die Erziehung der Kinder auf Grund genossenschaftlicher Vereinigung höher zu steigern. Immer deutlicher, greifbarer nahm das große Ideal seiner Seele Gestaltung an, welches den Schlußstein seines Wirkens bezeichnen sollte und mit dessen Verwirklichung sein Name dauernd verbunden bleibt: die Gründung der Kindergärten.

Als Fröbel aus Keilhau schied, that er es, von dem Gedanken getragen, an einer Reihe anderer Orte ähnliche Erziehungsanstalten zu gründen wie die, der er nun den Rücken wandte. In diesem Sinne praktisch wirken zu können, gab er eine Zeitschrift „Das Sonntagsblatt" heraus, in dem er für seine Ideen unentwegt und begeistert neue Herzen und Anhänger warb. In der That war ihm das Geschick günstig. Die jetzt folgenden sechs Jahre (1830—1836) in der Schweiz, wohin sich Fröbel wieder wandte, waren für ihn zwar wieder nur ein Wanderleben, aber überall, wo er Fuß faßte, durfte er ein Samenkorn seiner Lehre auf gutem Boden einpflanzen. Zuerst ward ihm durch den Komponisten Schnyder von Wartensee ein Schloß zu einer Privatanstalt überwiesen; bald darauf waren es die Bürger von Willisau, welche ihn zu sich beriefen, in ihrer Stadt eine Volksschule zu begründen. Endlich wandte sich auch noch der Kanton Bern an ihn, die Leitung des Waisenhauses zu Burgdorf in die Hand zu nehmen, zugleich auch die Wiederholungskurse der Lehrer zu leiten. Gerade in dieser letzten Stellung ward es ihm immer deutlicher, wie sehr unvorgebildet die meisten Schüler in die Volksschule eintraten und welch eine eiserne Forderung es für ihn sein mußte, gerade hier einzusetzen, das Werk, welches Oberlin mit seinen Bewahranstalten begonnen hatte, im Sinne von Comenius' Mutterschule fortzusetzen. Gerade der Gedanke an die Mutterschule, zugleich aber auch der Hinweis des Philosophen Krause auf Schiller's Betonung des Spieltriebes in seiner erziehlichen Bedeutung, dies lenkte Fröbel

auf das Hauptziel seines Lebens, auf die Einrichtung von Kindergärten. Es war denn nur noch eine natürliche Folge dieser reformatorischen Pläne, als Fröbel einem neuen Ideale Ausdruck lieh, indem er seine Bestrebungen dahin ausdehnte, fortan die Anlagen des Weibes noch umfassender, als in der Familie, auch für den öffentlichen Unterricht zu verwenden.

Mit solch hohen Ideen erfüllt, verließ er die Schweiz und ging nach Berlin. Hier machte er es sich zur Aufgabe, Lehrgänge und erziehliche Regeln für das vorschulpflichtige Alter aufzustellen; mit rastlosem Fleiße, fast unnachahmlichem Spürsinn, feinstem Verständniß für das kindliche Gemüths- und Verstandesleben, sammelte er das Material für die merkwürdig verzweigten und doch wieder systematisch ineinander greifenden Beschäftigungsspiele, die er nach „Erkenntniß-, Schönheits- und Lebensformen" eintheilte und in denen ein zum Theil noch ungehobener Schatz tiefdeutigster Weisheit ruht. Die Idee des Kindergartens reifte hier zur vollen Frucht. Die gewaltige Bewegung, welche sich durch die Einrichtung desselben in der ganzen pädagogischen Welt kund gab, bleibt Fröbel's unbestrittenes Verdienst und hat um ihrer großen Bedeutung willen den Namen Fröbel's dauernd in die Geschichte der Erziehungslehre eingetragen.

Von Berlin aus wandte sich Fröbel nach Blankenburg in Thüringen, wo er am Fuße der malerischen Burgruine Greifenstein eine Anstalt gründete, deren Aufgabe vorerst darin bestehen sollte, meist Männer für den Unterricht des vorschulpflichtigen Alters auszubilden. Da traf ihn ein tiefer Schlag. Sein treues Weib, die verständnißvolle Genossin seiner Ideale und Bestrebungen, ward ihm durch den Tod entrissen. Fröbel litt schwer unter diesem Geschick. Aber es beugte ihn nicht zu Boden. In diesen trüben Tagen entstanden seine bekannten „Mutter- und Kose-", „Ball- und Würfellieder", worin er jene Spiele ordnete und erklärte,

mit denen einst die theure Todte die Kinder Middendorff's ausgebildet hatte.

Wegen mangelnder Geldmittel sah sich Fröbel nach fünf Jahren genöthigt, die Anstalt in Blankenburg wieder zu schließen. Das nahe Keilhau bot dem unverrückt an seiner Lebensaufgabe festhaltenden Manne vorläufig einen Unterschlupf. Und hier geschah denn der letzte, entscheidende Schritt. Fröbel begann Frauen für seine erzieherischen Zwecke auszubilden. 1840 gab er seiner Anstalt den Namen „Kindergarten". Immer reichere Schaaren junger Mädchen strömten herbei, sich diesem segensreichen Berufe zu weihen. Fröbel hatte inzwischen eine zweite Gattin sich heimgeführt, eine geborene Levin aus Osterode. Auch in ihr wiederholte sich für ihn das hohe Glück, eine Lebensgefährtin gefunden zu haben, die mit voller Seele auf seine Pläne einging und ihm wie den Schülerinnen eine ebenso geistvolle als gemüthsreiche Freundin wurde.

Leider blieben auch jetzt die Anfechtungen nicht aus. Und wieder war es die preußische Regierung, welche Versuche machte, die Thätigkeit und den Ruf Fröbel's in unverständlichster und verblendetster Weise zu verdächtigen. Diesmal aber sollte Fröbel Sieger bleiben. Das Licht schied sich von der Nacht. Wenn auch im Anfange nur langsam, so verbreitete sich doch von Jahr zu Jahr die Anerkennung des bedeutsamen erzieherischen Reformplanes Fröbel's. Ausgedehnte Reisen nach Frankfurt, Darmstadt, Halle, Dresden, Leipzig und Hamburg gewannen dem unerschrockenen Kämpfer immer wichtigere, einflußreichere Anhänger. Im Jahre 1849 erklärte sich der große Pädagog Diesterweg für ihn; das fürstlich rudolstädtische Konsistorium überließ ihm die Schule des Dorfes Eichfeld zur praktischen Ausnutzung seiner Pläne, und endlich war es die meiningische Regierung, welche dem vom Sturme hin und her getriebenen, verkannten Manne das Schloß Marienthal zwischen Altenstein und Liebenstein großmüthig

einräumte, wo denn Fröbel zum ersten Male eine selbstständige Erziehungsanstalt für Kindergärtnerinnen eröffnete und Marienthal zu einem Wallfahrtsorte deutscher Pädagogen machte.

Das hatte den preußischen Dunkelmännern gerade noch gefehlt. Am 7. August 1851 erschien ein Ministerialerlaß in Preußen, nach welchem die nach Fröbel'schen oder ähnlichen Grundsätzen errichteten Kindergärten für die preußischen Staaten verboten seien, da dieselben, wie aus Karl Fröbel's „Hochschule für Mädchen und Kindergärten" erhelle, auf Heranbildung der Jugend zum Atheismus berechnet seien. Friedrich Fröbel zögerte nicht, alsbald den Beweis anzutreten, daß hier einfach nicht nur eine Namens-, sondern auch eine Sach- und Bestrebungsverwechslung zwischen ihm und seinem Neffen Karl vorliege. Er wies darauf hin, daß er schon früher bei ähnlichen öffentlichen Anklagen jede Theilnahme an den Tendenzen seines Neffen abgelehnt habe. — Die preußische Regierung verharrte in ihrer schroffen Haltung. Nachdem Fröbel seine sämmtlichen Schriften zur Prüfung eingereicht hatte, gab sie zwar zu, daß sich dieselben allerdings mit etwas mehr Vorsicht und Zurückhaltung als die Karl Fröbel's aussprächen, jedoch wäre nicht wegzuleugnen, daß auch seinen pädagogischen Grundsätzen eine dem Christenthum abgewandte, feindselige Theorie zu Grunde läge und daß daher das Verbot in Kraft bleiben müsse. Was sollte Fröbel dagegen thun, wo eine vorgefaßte, feindselige Meinung jeden auch noch so einschlagenden und überzeugenden Beweis von vornherein verneinte? Er mußte sogar noch erleben, wie das von Preußen gegebene böse Beispiel ansteckend wirkte. Denn bald darauf schloß sich auch Sachsen der preußischen Ansicht an und verhängte eine gleiche Maßregel. Um so vorurtheilsfreier und aufgeklärter zeigten sich die thüringischen Kleinstaaten, in denen Fröbel treue und tapfere Beschützer seiner Sache fand.

Die beiden Staaten hatten sich im übrigen gründlich getäuscht, wenn sie geglaubt, durch ein bloßes Machtgebot die Sache aus der Welt zu schaffen. Der Stein war in's Rollen gekommen. Gerade diese ungerechten Verdammungsurtheile lenkten immer mehr die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf das Streben des idealen thüringer Erziehungsapostels. Hatte schon 1848 eine Lehrerversammlung in Rudolstadt stattgefunden, welche mit feuriger Begeisterung den Plänen Fröbel's zustimmte, so fand sich vom 27. bis 29. September 1851 in Liebenstein eine starke Versammlung von deutschen Pädagogen und Kindergärtnerinnen ein, welche die maßlosen Angriffe der beiden Staaten zurückwies und den Ideen Fröbel's einen glänzenden Triumph bereitete. Auch in Gotha waren es deutsche Lehrer, welche sich am 3. Juni 1852 für die außerordentliche und bahnbrechende Bedeutung der Lehren und Einrichtungen Fröbel's aussprachen.

Es ist hier nicht der Raum, auf die Ideen und Grundsätze der Erziehungsmethode Fröbel's näher einzugehen. Ein hellleuchtender Grundgedanke bei ihm war, daß „die Menschen sich gegenseitig selbst am besten erziehen" und „daß die richtige Verwerthung des Genossenschaftsprinzips das wahre Mittel zu disziplniren sei". Ein Grundsatz in seiner Erziehung war, daß die Interessen des Kindes niemals denen des Mannes geopfert werden sollen, und daß ein Kind, das innerhalb des kindlichen Kreises sich richtig zu verhalten weiß, von selbst in das richtige Mannesthun hineinwächst. Aus diesem Grunde legte er in der Schule auch das Hauptgewicht darauf, nur solche Kenntnisse zu lehren, welche sofort in der Praxis verwerthet werden konnten. Darum war er im Prinzip gegen allen Gedächtnißkram, gegen alles mechanisch Eingelernte, das vielleicht erst in Jahren in Fleisch und Blut der Lernenden übergehen konnte. Er dachte in dieser Beziehung wie Diesterweg: „Geschichte ist keine Wissenschaft für Kinder, sondern

nur für Männer.“ All sein Streben ging dahin, einen reicheren und vertiefteren Unterricht in der Naturkenntniß der lernenden Jugend gebildeter Stände zugängig zu machen. Ehe ihm noch die Idee eines Kindergartens vorschwebte, war dies bereits sein ganzes Ideal gewesen. Auch ihm war und blieb eben die Natur die Lehrmeisterin aller Dinge, die Mutter der Künste, der Nährboden aller Religionen und Sitten.

Auch bei seinen Kindergärten hat er später an diesem Prinzip festgehalten, die Natur in ihrem Jahreskreislauf wechselnder Erscheinungen als Grundlage der Besprechungen, Spiele und Beobachtungen zu nehmen. Er hat nicht nur mit seinen Kindergärten ungezählten Tausenden von Kindern frühzeitig eine Quelle reinster Freuden und Anregungen erschlossen, er hat auch zugleich, und das in einem Jahrhundert, wo die gewaltige soziale Frage allmählich auch das Weib auf sich selbst und sein Können gestellt hat, einer stets wachsenden Schaar freudig begeisterter Mitarbeiterinnen einen Boden erschlossen, werkthätig mit einzugreifen in die große Kulturarbeit unserer nach geistiger und materieller Befreiung ringenden Zeit. Ihnen allen hat er mahnend den schönen, erhabenen Gedanken an's Herz gelegt: „als Jungfrau schon mütterlich für fremde Kinder handeln zu lernen und als Mutter eigener noch jungfräulich unbefangen empfinden zu können.“

Fröbel und seine begeisterten Anhänger haben wohl gewußt, daß manche der hohen Lehren vorläufig unausführbar bleiben und als ein heiliges Vermächtniß, weiter daran auszubauen, den kommenden Geschlechtern überlassen werden mußte. Dieser Hinblick auf eine spätere, helle Zeit ist denn auch dem greisen Pädagogen immer wieder zum tröstenden Lichtstrahl geworden, wenn dunkle Wolken zuweilen seinen Abendhimmel verdüsterten.

Am 21. Juni 1852 ist Friedrich Fröbel sanft und still

in Marienthal, inmitten der Stätte seines letzten, segensreichen Wirkens, entschlafen. Seine Wittwe hat dann noch lange in seinem Sinne die Anstalt weiter fortgeführt. Oberhalb Altenstein, wo am Westabhange des Gebirges die malerischen Felsen des Glöckner inmitten süßer Waldeinsamkeit aufragen, und das Auge weit über das blauende Werrathal fliegt, da ist der Name Fröbel's in den sechsziger Jahren in die Granitwand eingehauen worden. Es mag wohl einer seiner Lieblingspunkte gewesen sein, wohin er zuweilen sinnend seine Schritte lenkte. Sein irdisch Theil ruht auf dem Friedhofe zu Schweina. Dort hat man den tapferen, idealen Kämpfer still beigesetzt. Ein schlichtes Denkmal schmückt seine Grabstätte, über welcher die bezeichnenden Worte niederleuchten:

„Kommt, laßt uns unsern Kindern leben!"

Im Thüringer Thal.

So belebt auch der Thüringer Wald sommerlang durch Kurgäste, ozonbedürftige Stadtkinder und die flügge Schaar unruhiger Wandervögel sein mag, wie dies besonders bei dem von Eisenbahnen und Kunststraßen bereits durchfurchten nordwestlichen Theil des Gebirges der Fall ist: der kundige Wanderer findet doch auch hier noch menschenleere Stätten, einsame Thäler, in deren grünen Frieden noch nicht die Hast und Hatz unserer fieberhaft erregten Neuzeit hineinschrillt.

Eine Perle unter diesen stillen, von süßer Poesie durchwehten Gründen ist das bei Bad Liebenstein beginnende und sich zum Gebirgskamme emporziehende Thüringer Thal. Hier herrscht noch die Ruhe eines Kirchhofes und weltweit dünkt uns des Lebens Kampf und Streit. Wer hier wandert, vernimmt nichts als das heimliche Traumleben der Natur, das behagliche Gluckern des Bächleins und im Rauschen der Wipfel über sich des Waldes scheue Seele. Als Fürst Pückler-Muskau in den vierziger Jahren von Winterstein herauf zum Gebirgsgrat emporritt und nun jenseits das Thüringer Thal hinab seinen Weg nahm, über vier Stunden durch tiefste Berg- und Waldeinsamkeit, schrieb er begeisterte Worte in sein Tage-

buch, und mächtig zog es ihn wieder in dieses Thal, zu der Höhe, wo das entzückte Auge nach Osten und Westen gleichsam zwei Welten mit eins beherrscht.

Noch heute wohnt diese Weltabgeschlossenheit hier. Zwischen den Bergriesen des Wintersteiner Grundes hinan, durch den steinübersäeten Kroatengrund, wo im dreißigjährigen Kriege ein blutiges Gemetzel stattfand, führt der Weg bis zur Hirschbalze, einer prächtigen Bergmatte auf der Höhe, über welche der uralte Rennstieg des Gebirges läuft. Nach Osten schweift der Blick über die Thüringer Mulde, an deren Rande das gothaische Schloß Friedenstein leuchtet, nach Westen hin aber öffnet sich das Thal der Werra, eingerahmt von den blau umdämmerten Bergen der Rhön. Von der Hirschbalze leitet links der Rennstieg in wenigen Minuten zum Dreiherrenstein, der Grenze von Preußen (Hessen), Meiningen (Franken) und Gotha (Thüringen).

Viktor Scheffel hat in seiner „Aventiure" diesem Dreiherrenstein ein herrliches Denkmal gesetzt, und der im Elend umgekommene, geniale thüringer Komponist Ludwig Böhner gab einer Oper diesen Namen. Hier laufen die Waldwege von Ruhla, Winterstein, Inselberg, Brotterode und Liebenstein zusammen. Schlägt man den letzteren ein, so öffnet sich bald zu unseren Füßen der buchenumrauschte Grund des Thüringer Thales.

Aber das Thüringer Thal hat auch für Geschichtsforscher und Geographen eine nicht zu unterschätzende Bedeutung. Wie bekannt, zieht sich zwischen Werra und Saale hoch über den Kamm des Thüringer Waldes und daran sich anschließend des Frankenwaldes ein an fünfzig Stunden langer, uralter Grenzweg, der Rennstieg, der nicht nur politisch eine Scheidemauer zum Theil noch heute bildet, sondern als Sprach-, Sitten-, Gesetzes- und Kirchengrenze anzusehen ist. Die alte Ueberlieferung meldet, daß er von grauer Vorzeit her Thüringen

und Franken schied, wie man ja noch heute auf dem Thüringer Walde „drinnen in Thüringen“ und „draußen in Franken“ sagt. Und hier setzt nun die neuere Wissenschaft ein und sagt: Schied der Rennstieg Thüringen und Franken, dann entspricht sein nordwestlicher Abschluß, zwischen dem Dreiherrenstein oberhalb des Thüringer Thales und seinem Ausläufer beim Dorfe Hörschel an der Werra nicht dieser Bestimmung. Denn von hier an läuft der Rennstieg nur durch thüringisches Gebiet. Was hier westwärts tief unten am Fuße des Gebirges sich ausbreitet, ist der alte thüringische Westergau, an den südlich der ehemals fränkische Gau, das Grabfeld (heute meiningisch), grenzte. War der Rennstieg eine politische Grenzlinie, so mußte er am Dreiherrenstein abbrechen, das Gebirge verlassen und sich hinab zwischen Grabfeld und Westergau senken, um dann im weiten Bogen bis zur Werra zu streichen, und bei Hörschel wieder den Ausläufer des Waldgebirges erreichen, von wo er sich jenseits der Werra zwischen Hessen und dem thüringischen Ringgau bis Sooden fortsetzte.

Diese Auffassung, zuerst von dem um die Geschichte Thüringens so hoch verdienten Forscher G. Brückner gewonnen, hat viel Bestrickendes für sich. In diesem Falle hätte das „Thüringer Thal“ gegen Franken hin eine Grenze gebildet, indem östlich über die begleitende Bergkette der Rennstieg sich zog, ein Pfad, der heute noch „Rennweg“ heißt; der am südlichsten vorspringende Berg aber wird der „Rennwegskopf“ genannt. Südlich des Thüringer Thales lief dann der Rennstieg nach dem Dörfchen Beierode (eine Viertelstunde von Bad Liebenstein), wo er an der alten Linde die Grenze zwischen Meiningen und Preußen (Hessen) bildet, nahm dann zur Todtenwarte bei Wernshausen seinen Lauf, überschritt hier die Werra, lief durch den Rosagrund nach Roßdorf, um dann im Bogen über Vacha, Berka, Gerstungen, Ruine Brandenburg nach dem Dorfe Hörschel zu leiten, hier zum dritten Male die

Werra zu überschreiten und bei Sooden an der Grenze des Ringgaues auszustrahlen.

Damit aber will Brückner zugleich — der den Theil Rennstieg zwischen dem Dreiherrenstein und Hörschel nur als uralte Jagdgrenze gelten lassen möchte, also mehrere Rennstiege im Thüringerwalde anerkennt, wie dieser Name ja überhaupt auch in anderen deutschen Gauen und Provinzen wiederkehrt — das Alter des Rennstiegs, einen der heißumstrittensten Zankäpfel der Gelehrten, bestimmt wissen. Er schreibt darüber: „Der südlich vom Thüringer Wald über die Werra hinübergelegte Ausschnitt hat sichtbar und greifbar den Ausdruck eines gewaltsamen, wegen der alten Salzunger Soolquellen gemachten Eingriffs und führt ohne Zweifel zurück in das Jahr 58, wo die Hermanduren, (alte Thüringer, „Düringer") mit den Katten im „Salzkrieg" um die werthvollen Quellen rangen und siegreich kämpften. Wenn dies der Fall ist, wie ja weder an der fränkischen noch an der thüringer Saale ein solch merkwürdiger, einen Salzdistrikt umspannender Bogen getroffen wird, so hat die Grenze zwischen Thüringen und Franken, folglich auch die Rennstiegslinie, ein mit der christlichen Zeitrechnung fast gleiches Alter, wenigstens hat sie das Alter des Pfahlrains, der das römische Deutschland von dem freien Deutschland trennte." — —

Wen der Weg einmal durch das lauschige Thüringer Thal geführt, der wird sich freilich wohl selten bewußt sein, welche Bedeutung dieser stille Grund in früheren Jahrhunderten besaß und heute noch für die Spezialforscher thüringischer Geschichte besitzt. Von Nordosten nach Südwesten streichend, senkt sich das Thal, anfangs ein Stück mit dem Rennweg vom 2307 Fuß hoch gelegenen Dreiherrenstein des Großen Weißenberges durch Fichtenwald zusammengehend, dann rechts seitwärts des zum Rennwegskopf sich hinziehenden alten Grenzweges (der Landwehr), in einen saftiggrünen

Wiesengrund, in dessen Hauptbach von allen Seiten blinkende Wasseradern aus den Seitenthälchen und Felskammern niederrieseln. Links thürmen sich als Thalhüter der Untere Beerberg, Rennwegskopf, Klingekopf, Lögeskopf und das von seltsamen Felsgebilden geschmückte Hochheimer Holz auf, zur Rechten der Schnepfenberg, die Bommelhaide, Floßberg, Frauenberg, das Hattenbachs=Feld und der Linsenkopf.

Nicht immer war es so einsam und menschenleer im Thüringer Thal. Wohnstätten standen hier, bis gen Abend überschleiert vom blauen Rauch der Schornsteine; Menschenrede erklang und das vielstimmige Durcheinander zufrieden heimkehrender Hausthiere, und tief in den Bergen und Schachten bis hinauf zum Hauptrücken des Gebirges scholl das emsige Picken und Schürfen hunderter, fleißiger Bergleute. Die verfallenen Stolleneingänge und aufgeschichteten, bemoosten Schlackenhalden beweisen am überzeugendsten, welch ein rühriges Leben und Schaffen sich in den zahlreichen Eisensteinbergwerken des Thüringer Thales in früheren Jahrhunderten entfaltete.

Auf dem Linsenkopf soll sich ehemals eine Siedelung Röderhof und auf der Höhe des Hochheimer Gehölzes eine solche Namens Hochheim aufgebaut haben. Heute freilich ist jede Spur davon verwischt. Aber in den Felskammern des Hochheimer Holzes ist es noch jetzt nicht ganz geheuer. Da ist eine Steinplatte zu sehen, worin sich einige tiefe Eindrücke zeigen. Das besserwissende Volk hält sie für Spuren eines Eselhufes und hat den Stein „Eselssprung" getauft. Der Herr Christus soll einst auf einem Esel die Felswand hinabgesprengt sein; Andere meinen, daß es Dr. Martin Luther gewesen sei, als er sich vor den nachsetzenden Feinden retten wollte. Der benachbarte Felskopf heißt der Eselskopf, und alljährlich in der Johannisnacht, wenn die Erde Hochzeit feiert, dann thut sich da eine Höhle auf, in welche einst die

Venetianer, nach Gold schürfend, hineingegangen sind. Da drinnen hängen Goldstangen wie dicke Eiszapfen, wer sie aber holen will, muß über eine große Schlange hinwegschreiten — und das vermag Keiner. Einst hütete mal ein Hirte am Eselskopfe seine Herde, der nahm einen Stein auf die Schöpfe, um solchen nach einer widerspenstigen Kuh zu werfen. In diesem Augenblicke tönte hinter ihm die tiefe Stimme eines Mannes, und als er sich erschrocken umwandte, erblickte er einen Venetianer. Der blasse Geselle aber sagte zu dem Hirten: „Halt! Gieb mir den Stein her! Er ist mehr werth als die Kuh, nach welcher du werfen willst!“ Er zerbrach den Stein und zeigte ihn dem Hirten. Und wo er den Stein abgeschlagen hatte, gleißte es wie funkelndes Gold, daß dem Hirten die Augen schmerzten und er sich umwenden mußte.

Auch auf dem Rennwegskopfe, wo heute die tiefste Waldeinsamkeit herrscht, soll einst Ort „Rennwartroda“ gestanden haben; doch schweigen die Chroniken darüber. Wohl aber barg sich einst im Thüringer Thal am Fuße des Frauenberges ein stattliches Kirchdorf, Ottinrode (auch Attenrode oder Atterode geheißen), die Mutter des heutigen, gewerbrührigen Steinbach. Der Grund hier in der Nähe heißt noch heute der Postgrund, ein Beweis, daß ehemals das Thüringer Thal eine Verkehrsstraße durchzog.

Schon 1183 wird ein Kirchlein in Attenrode urkundlich aufgeführt. Der Ort, bisher dem mächtigen Dynastengeschlecht der Frankensteiner gehörig, kam 1330 an die waidlustigen Henneberger, welche im Jahre 1450 die Herren vom Stein mit $9^1/_2$ Erbgütern daselbst belehnten. Um diese Zeit stand der Eisensteinbergbau im Thüringer Thal in vollster Blüthe. Die schwarzen, schönen Glasknöpfe ließ man als zu streng flüssig auf den Halden liegen, wo man noch heute solche sich suchen kann. Der gewonnene Eisenbraunstein aber wanderte nach Steinbach, wo er in dortigen Rennfeuern verschmolzen

ward. Und ein Tag kam, wo auch die fleißigen Atteröder Haus und Heim verlassen und denselben Weg gehen mußten, den bisher der Segen ihrer Berge gegangen war.

Das war in der Osterwoche des Jahres 1525, als der Aufruhr des wüsten Bauernkrieges auch im Werrathale emporzüngelte. Von Salzungen her drang ein Schwarm tobenden Bauernvolkes in das Thüringer Thal und versuchte, die Einwohnerschaft Atterode's aufzuwiegeln. Die Bergleute jedoch, verständige, werktüchtige Männer, die auch fernerhin in Treue zu ihren Herren auf Altenstein, den Hunden von Wenckheim, zu halten gedachten, lehnten jedes Ansinnen und jede Bruderschaft mit der Mordbrennerbande ab. Darum aber, „weil sie mit dem tollen Haufen nicht in Ein Horn blasen wollten", setzte man ihnen den rothen Hahn auf die Dächer, raubte und mißhandelte, und machte Atterode dem Erdboden gleich. Die heimathlosen Bergleute sind dann mit Weib und Kind hinüber nach Steinbach gezogen, das dazumal nur aus wenigen Hütten bestand, haben sich dort angesiedelt und sind die eigentlichen Begründer des heute so stattlich dreinschauenden Bergnestes geworden. Ein kleiner Bruchtheil von ihnen hatte sich nach Schweina gewandt und dort ein Unterkommen gefunden.

Eine eigene Pfarrei hatte Atterode bereits im Jahre 1400 besessen. Denn in diesem Jahre entstand ein Streit zwischen dem Orte und dem Nonnenkloster Frauenbreitungen über den Kelch, das Meßgewand und das Evangelienbuch des Kirchleins zu Atterode. Man wählte schließlich Schiedsrichter, welche das Kloster als den schuldigen Theil erkannten und solchem auftrugen, die Forderungen der Gemeinde zu erfüllen, ihr einen Pfarrer zu geben, damit wie in früheren Jahren wieder regelmäßig Gottesdienst in Atterode gehalten werden könne. Fünfzig Jahre später kam Atterode an das Haus Sachsen und 1492 unter die Herrschaft der Hunde von

Wenckheim auf Schloß Altenstein. Als es in Flammen aufging, lag auch bereits Kloster Frauenbreitungen in Asche und Trümmer.

Wegen der Kirchenglocke, die man späterhin in der Wüstung Atterode auffand, ist viel Hader und Streit gewesen zwischen den Schweinaern und Steinbachern. Noch im Anfange dieses Jahrhunderts soll es öfters blutige Köpfe gegeben haben, wenn Schweinaer und Steinbacher wegen dieser letzten Erinnerung des untergegangenen Ortes aneinander geriethen. Als man die Glocke zuerst aus dem Trümmerfeld herausgrub, erhob auch Liebenstein Anspruch darauf. Ein blinder Schimmel aus Atterode sollte entscheiden, wem die Glocke zukomme. Er ward an das Seil gespannt, welches die Glocke hielt und als er nun anzog, lenkte er seine Schritte nach Schweina. Dahin ist denn auch der Friedensstörer in das Kirchlein gebracht worden. Wo aber in Atterode das Gotteshaus gestanden hat, da ist noch lange die Gestalt eines Mönches sichtbar gewesen. Man hat dann geglaubt, daß dort Schätze verborgen liegen könnten und hat beherzt eingeschlagen. Dann ist jedesmal ein entsetzliches Brüllen vernehmbar geworden und eine Spukgestalt ist aufgetaucht, daß die Schatzgräber entsetzt Hals über Kopf die Flucht ergriffen.

Ausgangs vorigen Jahrhunderts war von Atterode noch die ganze Kirchhofsmauer zu sehen. Auch diese ist heute verschwunden. Wer es nicht weiß, der wandelt ahnungslos durch das herrliche Thal und über den Todtengarten der Wüstung. Nur die Umwohner kennen noch die Stelle, eine etwas erhöhte Bodenfläche, die sie „Kirsich“ (Kirchhof) nennen. Auch der Dorfbrunnen, Kellerborn geheißen, plätschert noch, doch ist er seit einigen Jahrzehnten zu einer Brunnenkammer mit Leitung für die Kaltwasserheilanstalt des Bades Liebenstein gefaßt worden.

Es ist eine seltsame Stätte, diese einsame, todtenstille

Wüstung. Und als wollte der Waldbach, der bis dort das Thal durchströmte, die heilige Ruhe nicht stören, versinkt er plötzlich in den Klüften des Höhlenkalks, um erst nach einer Stunde zum Theil wieder am Erdfall hinter dem Liebensteiner Kurhause das Tageslicht zu begrüßen. Aber noch einmal gab der längst verschollene Ort einen Gruß, ein Zeichen von sich. Vor dreißig Jahren fand man im Bache unweit des Kirchhofes ein kleines Meßglöckchen zwischen dem Kieselgeröll.

Wer einmal gegen Abend hier am Rande des Kirsich niedersitzt, der wird den tiefen Zauber dieses sagenumflüsterten Thales spüren. Wie im Selbstgespräch rinnt silberflüssig der Bach zu Füßen vorbei; leiser rauschen die Buchen und die Höhen der Berge blicken stumm und erröthend der drüben scheidenden Sonne nach. Aus einer Seitenschlucht steigt ein verspätetes Mütterchen, auf dem gebeugten Rücken geschnürte Wellen dürren Leseholzes, zum Thalgrund hinab. Ein paar Augenblicke hält die Alte athemschöpfend an, dann eilt sie, weit ausschreitend, mit freundlich-forschendem Gruß an uns vorüber. Noch einmal wendet sie sich nach uns um und verschwindet dann hinter der nächsten Waldecke. Sie eilt, daß sie die Stunde hier nicht mehr finde, wo die Sagen dieses Thales wieder Fleisch und Blut gewinnen. Denn schon blitzt die erste Mondsichel über der gegenüberliegenden Bergwand auf und kühler Nebelhauch kündet das Nähern der harrenden Nacht. Dann ist die Wüstung Atterode eine verwunschene Stätte.

Drüben zwischen Thalgrund und dem uralten Rennstieg auf dem Bergfirst da ragt ein Stein, Eisermannstein genannt. Einst wurde hier ein Fuhrmann dieses Namens erschlagen und der Stein ihm zum Gedächtniß gesetzt. Seit jener Schauerthat haben Viele gehört, wie es Nachts durch den Wald gekommen ist. Deutlich vernahm man das Knarren der Räder, Peitschenklang, Klingeln der Kummte und Getrampel von sechs Pferden. Zu sehen aber war nichts. Von Atterode ist's am Kirsich

vorübergezogen bis hinauf zu dem einsamen Stein im Walde, dann hallte ein durchdringender Todesschrei durch die erschrocken aufhorchende Natur — und still war Alles.

Und wenn's am Eisermannstein verhallt ist, dann beginnt der Spuk gegenüber am Floßberg. In dem Floßloch daselbst hausen die Wichtelmännchen mit seltsam-geheimnißvollem Treiben. Zuweilen aber tönt auch aus der bemoosten Felsenkluft Fluchen und wüstes Lachen durcheinander gemischt herüber. Denn im Floßberg sind der Sage nach ein Wirth, ein Müller und ein Grenzsteinverrücker zeitlebens verbannt. Die müssen daselbst im dauernden Hader liegen und sind verdammt worden, mit glühenden Karten sich die Zeit im Spiel zu vertreiben.

Im Trusenthal.

Die Truse, welche das nach ihr genannte Thal durchströmt, ist auf ihrem nur dreistündigen Wege einem merkwürdigen Namenswechsel unterworfen. Als „Inselbergsgraben" oder auch „Inselwasser" bricht sie am südlichen Hange des Inselberges aus dem Gestein des Urgebirges, vom Rauschen prächtiger Buchen feierlich begrüßt; hinter dem gewerbrühigen Brotterode tanzt und sprudelt sie 700 Fuß hinab, die schönste Strecke ihres Laufes, als „Laudenbach" bis zum Dorfe Herges, um jenseits dieses Ortes nun erst als „Truse" oder „Druse" über die Dörfer Auwallenburg, Trusen, Wahles nach Herren- und Frauenbreitungen weiter zu eilen und sich hier in die Werra zu ergießen.

Nicht nur Landschaftsschilderer haben sich mit dem Trusenthale beschäftigt, noch mehr vielleicht die Geschichtsforscher, welche es sich zum Theil angelegen sein ließen, mit vielem Scharfsinn und blühender Phantasie nachzuweisen, daß einst Drusus (Germanicus) seinen Weg durch dieses Thal genommen habe, um jenseits des Gebirges nach der Elbe mit seinen Legionen weiter vorzudringen. Seit diese Vermuthung immer festere Wurzeln faßte, hat sich auch auf manchen Karten und in verschiedenen „Führern" der eigent-

liche Name Trusenthal in Drusenthal gewandelt, dem römischen Feldherrn eine Huldigung darzubringen und diesem schönen Grunde noch einen interessanten Beigeschmack zu leihen.

Schwerlich aber dürfte Drusus hier hinan gezogen sein. Wie weit die Römer jemals nach dem Norden Deutschlands vordrangen, wird vielleicht immer eine offene Frage bleiben. Die undurchdringlichen Waldungen und moorigen Sumpfgebiete der Buchonia und des sich anschließenden Thüringer Waldes boten von der Natur gesetzte Schranken, die man nicht auf einem frischen, fröhlichen Kriegszuge im Handumdrehen bewältigen konnte. Denn wie weit auch die Römer damals gekommen sein mögen, das Eine steht wohl fest: den Kamm des Thüringer Waldes überschritten sie nicht. Wie alle Völker, Kriegszüge und Handelskarawanen in einer Zeit thaten, wo noch keine gangbaren Straßen diese Wildnisse durchkreuzten, so werden auch die römischen Legionen gehandelt haben. Man folgte dem Laufe eines größeren Flusses, hier also der Werra, und wandte sich im Bogen um das Gebirge herum. Der Umstand, daß man in der Nähe des Rennstiegs, ebenso wie jenseits in der Thüringer Mulde nach Gotha zu, vereinzelte römische Münzen, Waffen und Schmucksachen gelegentlich ausgrub, giebt schwerlich das Recht, einen Gebirgsübergang als erwiesen anzunehmen oder beweisen zu wollen, daß die Römer gar den Rennstieg entlang, also fünfzig Stunden über eine Wetterscheide hin, gewandert seien.

In jenen blutigen und für Deutschland so verhängnißvollen Kriegsjahren brachen sie wohl in das Rheinland ein, eroberten Westfalen, Hessen, ja, wenn die Ueberlieferung sich als Thatsache betrachten läßt, drangen die Legionen von der Saale bis zur Elbe beim Städtchen Calbe vor, in diesem Falle aber nahmen sie nach Ueberschreitung der Visurgis (Weser oder Werra der Thüringer) ihren Weg durch das Thal der Hörsel, Apfelstedt, Gera, Ilm, Saale, also über die

heutigen Städte Eisenach, Gotha, Erfurt, Sulza, Naumburg. Denn die Umgehung des Thüringer Waldes machte zwar einen Tagesmarsch mehr nöthig, enthob dafür aber Drusus der lauernden Fährnisse und Schrecken eines solchen Eindringens in ein völlig fremdes, unzugängliches Bergland. Auch die im Werrathal im Meiningischen noch heute erhaltenen Ortsnamen Römhild, Römershofen und die Ebene von Römersbach, sie beweisen nur, wenn überhaupt ihre Beziehung auf jene Zeit zurückzuführen ist (im Jahre 9 v. Chr), daß die Legionen im besten Falle dem Laufe der Werra abwärts bis zum Hörselpaß, der Thüringer Pforte, gefolgt sind. Die oben angeführten Orts= und Flurnamen besagen allein, daß sie die Erinnerung an ihre Gründer bewahrt haben, Ackerbau und Viehzucht treibende Franken, die einst im römischen Solde gestanden oder gar in Gefangenschaft der Römer Jahre zugebracht hatten und nun den charakteristischen Spitznamen daheim empfingen.

Trotzdem bleibt es immerhin interessant, mit welcher Findigkeit und Geschicklichkeit die betreffenden Geschichtsschreiber sich den Feldzug des Nero Claudius Drusus ausgeklügelt haben. So schreibt der Forscher Wilhelm: „Bei Trostadt im Amte Themar (in den ältesten Urkunden Drossestat, Druasnastetti, genannt) erreichten die Legionen das Ufer der Werra, welche im Alterthum den Allgemeinnamen Weser trug und daher von Dio Cassius mit Recht Visurgis genannt werden konnte. Hier scheint das römische Heer den Fluß überschritten zu haben und dem Laufe desselben abwärts gefolgt zu sein, da das Thüringer Waldgebirge auf dieser Seite noch zu bedeutende Schwierigkeiten zu einem Uebergange darbot. Erst die Thalschlucht des von dem Inselberge nach Herrenbreitungen zur Werra herabströmenden Flüßchens Druse scheint sich hierzu am besten zu eignen, und an dieser Stelle eröffnete sich nach meiner Ansicht Drusus als der erste

Römer einen Weg durch die alte Hercynia. Wir stoßen in der genannten Thalschlucht auf das Dorf Drusen (Drusenrode). Ferner finden wir mehr nach dem Inselberge zu, schon auf der nordöstlichen Abdachung des Gebirges, in den alten Urkunden die wüste Mark Drusinroth (unterhalb des Waldes Loiba nach Friedrichroda und Cumbach zu) angeführt, lauter Namen, die kaum noch einen Zweifel übrig lassen, daß der Zug des Drusus diese Gegenden berührte; denn in den Gebirgsgegenden halten sich alterthümliche Namen in ihrer ursprünglichen Form am längsten." Der Verfasser kommt nun zu dem Schlusse, daß die Römer in das Thal der Laucha hinabgestiegen seien, um von hier aus hinaus in das thüringer Flachland zu treten, immer dem Aufgange der Sonne nach. Wer die Berglandschaft oberhalb Brotterode kennt, muß zugeben, daß die müden römischen Horden wahrscheinlich lieber oben an der Grenzwiese rechts über den Heuberg abgeschwenkt wären, um durch den Schilfwassergrund das offene Land zu erreichen, anstatt in den von jähen Felsenriffen eingeengten Lauchagrund hineinzutauchen. Wird nun aber auch der ganze Kriegszug des Drusus ein Zankapfel der Gelehrten bleiben, so gewinnt doch die Ansicht noch am meisten Berechtigung, daß die Römer einfach der uralten Frankfurter Straße gefolgt sind, also vom Rhein zum Main, und dann durch die Thäler der Kinzig, Fulda, Werra, Hörsel und weiter bis zur Saale.

Von dem gesammten Thalgrunde, den die forellenreiche Truse durchströmt, wird von den Wandersleuten meist wohl nur der obere Theil zwischen Herges und Brotterode aufgesucht. Denn reiche Schönheiten drängen sich hier aneinander. Wilde Romantik wechselt mit stiller Lieblichkeit, felsige Gebirgspracht mit träumerischer Hirtenpoesie. Sommerlang pulst ein reges Leben durch das Trusenthal, das mit zu den schönsten Thälern des Waldes gerechnet werden darf. Zu den fröhlichen Wanderern mit Ränzel und Knotenstock gesellt

sich das Hin und Her zahlreicher Miethswagen, welche die Kurgäste von Friedrichroda, Liebenstein, Thal und Eisenach hier entlang rollen, ein buntbewegtes Hasten und Treiben, das allerdings diesem idyllischen Grunde den eigentlichen Charakter während dieser Zeit raubt.

Herges-Vogtei, ein ehemals hessisches, jetzt preußisches Dorf, das mit dem angrenzenden Orte Auwallenburg etwas über 1000 Einwohner zählt, bildet die Eingangspforte für die von Südwesten zum Gebirge ziehenden Besucher des Trusenthales. Hier kreuzen die Straßen vom Inselberge, Herrenbreitungen, Schmalkalden und Liebenstein. Die Bewohner von Herges und Auwallenburg setzen sich zumeist aus Bergleuten zusammen, die in den umliegenden Werken auf Eisenstein, Alabaster, Schwerspath und Flußspath arbeiten. Es ist ein armes Völkchen, das hier haust inmitten überaus herrlicher Naturschönheit, trotzdem heiter, liebenswürdig, zuthunlich und sangesfroh.

Von Herges aus steigt man das Trusenthal in anderthalb Stunden bis Brotterode empor. Bietet schon die Dorfstraße mit ihren Fachwerkhütten, Giebeln, Schubfensterchen, dem Treiben und Hantiren in Hof, Haus, Garten und vor den Thüren ein echt thüringisches Dorfbild, so wurde das Auge früher gleich hinter dem Orte erfreut durch den prächtigen, hochromantischen Charakter des sich hier eröffnenden, ziemlich engen Thales, das bis zum 15 Minuten entfernten Wasserfalle sein glänzendstes Gewand entfaltet. Schade, daß die nimmersatte, ruhelose Zeit sich daran gemacht hat, in den letzten Jahren einen Flicken nach dem anderen diesem Festgewande einzusetzen. Denn gerade der einst gefeiertste Theil des Trusenthales ist durch Absprengen der Felsenriffe, durch eine Fülle Neubauten, Scheunen, Ställe, industrielle Anlagen längs des köstlichen Bergbaches bereits so entstellt und verwüstet, daß es nur noch eine Frage der Zeit ist, wann Herges

sich um ein Juwel landschaftlicher Poesie selbst betrogen hat. Bis tief hinein in den Grund ist die Verwüstung schon vorgedrungen. Erst hinter dem Wasserfalle athmet das Herz wieder freier auf.

Ein allerliebstes Plätzchen bietet das hübsche Gasthaus „Zum Trusenfall", in dem es sich wohlig rasten läßt. Bald darauf fällt zur Linken in einer Höhe von 160 Fuß weißschäumend und in gebrochenen Strahlen der schöne Trusenfall über einen jach aufsteigenden Porphyrfelsen herab, ein malerisches Bild, besonders, wenn die Sonnenstrahlen gebrochen sich in den hüpfenden Kaskaden und Schaumschleiern farbenschimmernd wiederspiegeln. Es ist innerhalb des Thüringer Waldes der größte Wasserfall, der sich dem Wanderer darbietet. Freilich aber doch nur ein Erzeugniß der Kunst. Der Geh. Regierungsrath v. Specht in Schmalkalden war es, auf dessen Anregung und Kosten vor ungefähr zwanzig Jahren dieser gefeierte Wasserfall hergestellt wurde, indem man unterhalb Brotterode das Wasser aus dem Trusenbache ableitete und nun unter einem Kostenaufwande von 1400 Thalern mittels eines 5000 Fuß langen Grabens am rechtsseitigen Ufer hinabführte bis zu der Stelle, wo es jetzt, als ein vielbewundertes Naturschauspiel, wieder hinab zum mütterlichen Bache stürzt.

Nun wird der Charakter des Thales allmählich weicher, idyllischer. Der Grund weitet sich, die wild zerrissenen, oft überhängenden, nackten Felswände machen bewaldeten Bergen Platz, und neben der Straße dehnen sich saftig grüne Wiesenflächen, vom silberflüssigen Bache durchhüpft. Koulissenförmig verschieben sich die seitlichen Berghäupter; hier steigt eine von Kühen belebte Matte steil hinan, dort grüßen seitlich die rothen Dächer des Dörfchens Laudenbach herüber. Buchen und Fichten wechseln an den Hängen der Bergzüge, an denen zur Linken die Felskanzel des Halbsteins niederblickt, weiterhin

gegenüber die finsteren Mommelsteine düster emporstarren. Kostbar aber ist das Bild rückwärts gewandt, wenn über hell-leuchtender Wiese, dem Grün und Dunkel der Laub- und Nadelwälder zur Seite, ganz in der Ferne, eingerahmt von dem Engpaß des Trusenthales, die blaue Höhenkette der Rhön im Abendglanze auftaucht.

Immer stiller wird's im Thale ringsum. Die Sonne ist schon hinter den Bergen niedergegangen, aber noch athmet die Natur wie im süßen Nachsinnen genossenen Glückes. In den würzigen Duft, der von den Wiesen zur Seite herauf-strömt, mischt sich des Waldes kräftiger Hauch, wenn eine Luftwelle über das Thal fließt. Vom Bergabhange drüben steigt der Hirte mit seiner Heerde gemächlich nieder; Mäher ziehen singend heim; aus dem Walde, den Steinbrüchen, Hämmern und Pochwerken kehren mit Dachsfell überzogenem Ränzel Männer und Bursche zurück, grüßend an uns vorüber-schreitend. Und dann sind auch sie entschwunden, während wir in vollen Zügen den Anblick stummer, hehrer Schönheit genießen. Leise beginnt es bereits zu dunkeln. Das Bächlein murmelt wie im Traume verloren, und mit zwitscherndem Abendgruß streicht ein Hänflingspaar über unseren Häupten in den still gewordenen Wald. Schon blitzt über dem Seim-berge der erste Stern auf, und frisch geht der Wind uns ent-gegen. Jetzt liegt zur Seite eine Schleifkothe, dann ein Zain-hammer. Aber die Arbeit ruht bereits. Nur aus den be-rußten Schloten bahnt sich der Rauch noch langsam seinen Weg. Noch eine letzte Wegbiegung, dann schaaren sich Giebel, Hütten, Dächer zusammen. Das Ganze bereits verschwommen in Dämmer und Dampfschleier. Und jetzt leuchtet der erste Lichtschein traulich uns entgegen: Brotterode ist erreicht.

Ruine Wallenburg.

So recht in der Mitte zwischen der Mommel und dem Stahlberge, dem Eisensteingebiete des rührigen und lebenslustigen Schmalkalder Kreises, da birgt sich im lauschigen Waldesdämmer die Ruine der einstigen Ritterveste Wallenburg. Seit mehr denn tausend Jahren hat sich ringsumher der Bergbau festgenistet. Ob die Sage Recht behält, welche uns erzählt, daß ein steyrischer Bergmann im Jahre 385 die noch heute unerschöpflich erscheinenden Eisenschätze des Stahlberges entdeckte und auszubeuten begann, ob slavische Bergleute, vom Fichtelgebirge über den Rennstieg nach Thüringen einwandernd, einst die ersten waren, welche in die wilden Waldthäler Kultur und Industrie brachten, wer will es heute noch sagen? Uralt ist jedenfalls der Bergbau im Thüringer Walde. In den frühesten Ansiedelungen dieser Gegend wohnte in den elenden Lehmhütten neben dem Schweinehirten der Bergmann. Wer heute zwischen Rennstieg und Werra auf und nieder im Kreise Schmalkalden steigt, dem zeigt sich auf Schritt und Tritt Bergmannswesen und die daraus hervorgegangene, mannichfache Industrie. Ueber den Hütten der tief eingeschachtelten Waldnester schwebt der schweelende Rauch aus Hunderten von Schloten. Haus für Haus glühen die Herdfeuer, blasen die

Bälge, und es sprüht und leuchtet bei Hammerschlag und Ambosklingen. Verrußt ausschauende Fabriken mit langen Fensterreihen, dem abgezweigten Wasserlauf, der schäumend an den Rädern niederfließt; weiterhin stampfende Pochwerke, düstere, kleine Schleifkothen: sie alle füllen die wasserdurchsprudelten, betriebsamen Thäler, sie geben diesen Leben, Charakter und dienen den Aermsten, die hier darbend den Kampf um's Dasein von Geschlecht zu Geschlecht kämpfen, kümmerlich das Allernothwendigste zu erwerben.

Der Gewinnung der Schätze aus den heimathlichen Bergen mag mancher Waldort seine Gründung mit verdanken. Der Bergbau und das Hüttenwesen schufen den Köhler. Das Fuhrmannswesen erblühte, und das Gewonnene zu verwerthen, entwickelte sich eine mannichfache Industrie, welche heute einen großen Theil der Welt mit ihren Kurzwaaren, den „Schmalkalder Artikeln" versorgt. Doch nicht blos Eisen geben diese Berge. So finden sich bei Auwallenburg Gruben mit Schwerspath und Alabaster; Kobald liefert Asbach, Porphyr und Marmor Brotterode, Syenit Schnellbach, Achat Steinbach, Sandstein Kleinschmalkalden, ebenso findet man Braunstein, Kupfer und andere Mineralien an verschiedenen Orten. Aber die Mommel und der Stahlberg bleiben doch die eigentlichen Lebensadern für die meisten Gebirgsdörfer wie die Hauptstadt des Kreises Schmalkalden, in denen da und dort noch die Korbflechterei, ebenfalls ein armseliger Erwerbszweig, sich festgewurzelt hat. Mommel und Stahlberg geben jährlich einen ungefähren Betrag von 120 000 Zentnern vorzüglichen, phosphorfreien Eisensteins. Ein Besuch der Bergwerke im Stahlberg bietet manch Interessantes. In dem ehemaligen Friedrichsschachte, der jetzt eingestürzt ist, welcher eine funkelnde, mächtige Halle darstellte, hielt sogar im Jahre 1782 der Landgraf Friedrich von Hessen mit glänzendem Gefolge vor Hunderten von Zuschauern eine offene Festtafel ab.

Zur Ruine Wallenburg, welche nahe dem Dörfchen Au-Wallenburg sich erhebt, welch letzteres nur durch die Truse von dem Dorfe Herges-Vogtei getrennt ist, da führen eine Reihe schöner und interessanter Wege. Wer von Schmalkalden kommt, der wandert wohl durch das von schönen Buchen geschmückte Pfaffenbuch, dem Kirmsewald der Schmalkaldener, nach dem Waldhaus zum Andreasbrunn, einer reizenden Waldidylle mit prächtigen Blicken zur Reformatorenstadt. Das Waldhaus, das auch das Heim eines städtischen Försters umschließt, ist eine noch junge Gründung — in der That eine solche und auf Aktien sogar! — des Verschönerungsvereines von Schmalkalden, der damit Einheimischen wie Sommergästen ein lohnendes Ziel geschaffen hat. In früheren Zeiten nahm freilich der Zug der lustigen, feuchtfröhlichen Schmalkaldener eine andere Richtung. Da wanderte man zum Broihahn in hellen Schaaren nach dem zwischen Weidenbrunn und Seligenthal rechtsseitig gelegenen Dörfchen Floh. Aus jenen Tagen stammt noch das heitere Schelmenliedchen:

„Ich ging ä mol nach Floh,
Uenn woll den Breihunt pro,
Da tronk ich zwanzig Mößle uhs,
Der Wirth zog meh mih Röckle uhs,
Oho! Oho!
Mih Röckle hängt in Floh!“

Vom Waldhaus zum Andreasbrunn geht's dann immer im Waldesschatten hin, bis der mächtige Thurm der Wallenburg über den Wipfeln einer Anhöhe sichtbar wird. Wer einen Umweg nicht scheut, der wandert über Weidenbrunn bis zu dem schmucken, großen Dorfe Seligenthal, dessen Name schon andeutet, daß sich hier einmal ein Kloster erhob. Der Ort bietet Mancherlei. So ist die stattliche Kirche mit ihren originellen Malereien sehenswerth, ebenso lohnend aber auch ein Besuch der mit Dampf betriebenen Orgelbauerei der Gebrüder Peter-

nell, einer der besten Werkstätten dieser Art in Thüringen. Von Seligenthal führt ebenfalls ein schöner Bergpfad zwischen dem großen Giesselsberge und dem Stahlberge, dessen Besichtigung damit verbunden werden kann, nach der Wallenburg. Wer vom Heuberge über das Gebirge kommt, der schreitet jenseits Kleinschmalkalden über die Mommel und trifft bei Auwallenburg am Trusenthale ein.

Allzuviel ist von der Wallenburg nicht mehr erhalten geblieben. Der fleißige Schreiber der „Hennebergischen Chronika", Johann Ludwig Heim, Pfarrer zu Solz und Mehmels, sah um die Mitte des vorigen Jahrhunderts noch stattliche Mauern und zwei ragende Thürme. Seitdem haben Zeit, Elemente und die Baulust der Umwohner manches zertrümmert und fortgeschleppt. Jetzt erblickt man nur noch Wallgräben, bemooste Steinhaufen, die zu Tage tretenden Grundmauern des Hauptgebäudes und der Treppenthüren. Hoch über allen aber ragt ein 90 Fuß hoher, kraftvoller Thurm, der freilich in seinem oberen Theile 1868 wiederhergestellt worden ist und eine malerische Aussicht von seinen Zinnen gewährt.

Die Wallenburg wird in alten Chroniken auch Waldenburg genannt. Mancherlei Sagen umschweben sie, wie überhaupt die ganze Gegend ringsum erfüllt ist mit Sagen, Mären und Gespenstergeschichten, Zeugniß von dem poetischen Gemüth und dem Aberglauben der thüringer Waldbewohner ablegend. So sollen in den unterirdischen Kellergewölben noch reiche Schätze aufgespeichert liegen, daneben aber auch manch Fäßlein edlen Weines. Trotz eifrigen Nachspürens ist es bis jetzt noch nicht gelungen, die Keller aufzudecken. Um die zwölfte Stunde der Johannisnacht kam aber einmal ein feiner Weinkenner des Weges. Der roch sofort die Blume des köstlichen Weines, der die ganze Luft würzte, so daß es dem Armen schwer ward, sich von dem verheißungsvollen Orte zu trennen.

Von der Burg aus soll auch einst ein geheimer Gang bis zu der zwei Stunden entfernten Stadt Schmalkalden geführt haben, welcher am Schmidthofe daselbst ausmündete. Einstmals ward die Wallenburg von Feinden belagert, welche die Veste und ihre Insassen arg bedrangsalten. Trotzdem mußten sie bald einsehen, daß an diesen Riesenmauern alle Kriegskunst zu Schanden wurde und daß nur List zum ersehnten Ziele führen könne. Denn wie lange sie auch schon vor der Burg lagen, stürmten und berannten, die Eingeschlossenen zeigten sich fröhlich und guter Dinge. Da machte endlich der Feind dem Wallenburger den Vorschlag, daß er wieder ruhig abziehen wolle, wenn er von ihm am anderen Morgen drei frischgebackene Wecken aus der Burg ausgehändigt erhielte. Sollte er dies jedoch nicht vermögen, so möge er ihm endlich Einzug in die Burg gewähren. Denn er würde dann nicht von dannen weichen. Der Wallenburger stimmte zu und am anderen Morgen übersendete er dem Feinde drei frischgebackene, soeben aus Schmalkalden eingetroffene Wecken. Da zog der Belagerer kopfschüttelnd davon. „Wasserwecken" sind noch heute in jedem Bäckerladen von Schmalkalden zu sehen. Sie schmecken nicht gerade besonders gut, aber ihre Form ist originell.

Mancher von den alten Leuten aus den Nachbardörfern, die mehr sehen als moderne Menschenkinder, hat auch schon zur Nachtzeit einen feurigen Mann in der Nähe der Wallenburg erblickt. Dann ging jedesmal ein Krachen durch die Berge, die Hunde winselten, die Schafe stoben aus dem Pferch hinaus in den Wald, während durch die Luft, furchtbar anzuschauen, das feuerglühende Gespenst schwebte.

Auch eine weiße Jungfrau hauste in den Trümmern der Wallenburg. So ging einmal eine junge Bauersfrau, ihr kleines Kind im Korbe mit sich führend, mit der alten Kartenschlägerin, der Annelies, über die Wiese unterhalb der Burg.

Da kam die weiße Frau von der Burg herab und fragte die Bäuerin, was sie in dem Korb trage. „Ein Korb voll kleiner Kinder!“ antwortete schlagfertig die Annelies, „wenn Ihr Lebensmittel für sie habt, so wollen wir sie zu Euch hinauf tragen!“ Da nickte die weiße Frau und stieg wieder langsam zur Burg empor. Die Zurückbleibenden aber blieben jetzt stehen. Ein Schrecken durchfuhr ihre Glieder, und dann liefen sie, was sie konnten, zum Dorfe hinüber.

Auch auf dem Eichberge am oberen Ende des Dorfes Auwallenburg wohnte in früheren Zeiten eine weiße Jungfrau, welche den Menschen gut gesinnt war. Stets winkte sie bei einer Begegnung den Leuten freundlich zu und bedeutete ihnen, daß in dem Berge noch ein reicher Schatz ruhe. Einige Bergleute, welche leuchtende Erze vermutheten, machten sich denn endlich daran, schlugen ein, schürften — doch ihr Mühen bliebt umsonst. Trotzdem hatte die weiße Frau nicht gelogen. Nach einigen Jahren entdeckte man dort ein mächtiges Schwerspathlager. Das ist der Gemeinde Auwallenburg zum Segen geworden. — —

Die mächtigen und begüterten Dynasten von Frankenstein, deren stolze Burgen ihren Besitz zwischen Vorderröhn und Thüringerwald links und rechts der Werra bewachten, haben auch die Wallenburg erbaut. Diese Veste muß im Jahre 1247 erstanden sein. Zwei Jahre später vergleicht sich der Erbauer, Ludwig von Frankenstein, mit dem Abte des Klosters Breitungen, über welcher frommen Stätte der Frankensteiner Schutz- und Schirmherr war. Ein paar Geschlechter hindurch haben die Frankensteiner die Wallenburg im alleinigen Besitz gehabt. Erst im Jahre 1326 trat man die Hälfte an den Abt zu Fulda ab. Die Urkunde über den sogenannten Burgfrieden, den Ludwig von Frankenstein und seine Gemahlin Adelheid mit dem Stifte Fulda abschlossen, ist noch erhalten und behandelt mit aller schwerfälligen Um-

ständlichkeit die Einzelheiten dieses Vertrages über die Abtretung der Hälfte des „Hußes zu Waldinburg". Die Urkunde schließt mit der Aufzählung der Zeugen. „Aber derer vorgerürter Tat und Rede sind gezügen dise hernach geschribene Herren und Rytter. Der edle Mann Grav Berthold von Henneberg; Heinrich sin Sun; Ludwig von Schenkenwald; Gyso von Ebersberg; Heinrich von Hiner; Simon von Slytis; Konrad von Hoßberg; Konrad und Ludwig von Bimbach; Hertnis am Berg und ander vieler guter Leute, die dahin gebeten und geheißen waren. Dieser Rat und Rede wurden getheitiget zwischen Lichtenberg und Stockheim an der Sulza bei dem Stege am Donnerstag nach unsrer Frowen Tagen Wirzewihn."

1326 hatte man die eine Hälfte der Wallenburg an die Abtei Fulda käuflich abgelassen, vier Jahre später veräußerten Ludwig und Sibotho von Frankenstein auch die andere Hälfte, und zwar an den gefürchteten Grafen Berthold von Henneberg. Von Fulda gelangte später der Antheil an der Wallenburg an Würzburg und von diesen erstand denselben 1520 Graf Wilhelm IV. von Henneberg, welcher somit in unumschränkten Besitz des Schlosses und aller Zugehörigkeiten und Rechte kam. Bereits 1522 gaben die Henneberger das Schloß dem Ritter Christoph Fuchs von Arnschwanz zu Lehen. Damit trat die Wallenburg in ihre berühmteste Zeit. Die fränkischen „Füchse" haben über die alte thüringer Steinveste einen hellen Schimmer gebreitet. Allem Anschein nach müssen die Füchse schon die Wallenburg bewohnt haben, ehe der Lehnsvertrag zu Stande kam. Denn im Jahre 1516 hielt kein Geringerer denn Götz von Berlichingen, der mit Fuchs von Arnschwanz befreundet war, auf der Wallenburg seinen Einzug. Der Ritter mit der eisernen Hand hatte den Grafen Philipp von Waldeck in dessen eigenem Lande aufgehoben und gedachte nun, den Aermsten hinab zu seinen fränkischen

Schlössern zu führen. Auszuruhen von dem kecken Handstreich und der beschwerlichen Reise, blieb er ein paar Tage auf der Wallenburg zu Gaste.

Christoph Fuchs der Aeltere kämpfte 1534 in der Schlacht bei Laufen mit und fiel als ein Held an der Seite Philipp's des Großmüthigen. Er war der einzige Mann, welcher auf bündnerischer Seite in diesem Kampfe das Leben einbüßte. Noch bekannter aber hat Fuchs der Jüngere die Wallenburg in seinen Tagen gemacht. Derselbe war — für einen Ritter doppelt hoch anzuschlagen — nicht nur ein gelehrter Mann, sondern auch ein Dichter, der bei seinen Zeitgenossen in hohem Ansehen stand und als Dichter zur Charakterisirung des Geschmackes jener Tage mit Recht noch immer genannt wird.

Er war der deutschen wie der lateinischen Sprache gleich mächtig. So übersetzte er nicht nur die Psalmen in's Lateinische, sondern verfertigte auch sonst noch eine Reihe lateinischer Gedichte, von denen sich noch manche erhalten haben. In der Literaturgeschichte hat sich Hans Christoph Fuchs der Jüngere jedoch durch sein komisches Epos „Der Ameisen- und Mückenkrieg" einen Namen gemacht. Unter den Nachahmern Johann Fischart's, des ersten Satirikers und Wortkünstlers im 16. Jahrhundert, ist neben Wolfhart Spangenberg, dem Verfasser des „GansKönig", nur noch Fuchs der Jüngere als der beste zu verzeichnen.

Die Werke Fuchs des Jüngeren hat damals der sehr gelahrte Buchdrucker Michael Schmuck zu Schmalkalden gedruckt, dessen Druckerei die älteste im Hessenlande war und selbst die bekannte in Marburg überflügelt haben soll. Im Jahre 1585 verließ Christoph Fuchs die Wallenburg und siedelte als Landeshauptmann nach Amberg in der Pfalz. Die thüringer Veste hat er verkauft. Merkwürdiger Weise erlöschen von da ab alle Nachrichten über die Wallenburg. Lange scheint sie wohl nicht mehr bewohnt gewesen zu sein. Der Geschmack der

Zeit hatte eine andere Richtung angenommen, und wer über die Mittel verfügte, der verließ die winkligen, alten Burgen, stieg von dem Berge herunter und baute sich drunten im hellen Thale einen bequemen, stattlichen Herrensitz.

Die Wallenburg ist dann in Trümmern gesunken. Alter und Sturm rüttelten an ihren Mauern, Thore und Thürme sanken ein, und was die arme Waldbevölkerung nicht zum Bau von Hütten und Ställen fortschleppte, das sank tiefer und tiefer in das Erdreich, und Moos und Strauchwerk deckten es allmählich zu. Heute ist die Wallenburg eine recht stille Stätte. Nur wenige Wanderer zweigen mal vom Wege ab und dringen durch Busch- und Baumgewirr zu dem sagenumschwebten Trümmerfelde, über welches der herrliche Thurm straff und stolz sein Haupt erhebt. Und doch rastet es sich gut in dieser verwunschenen Einsamkeit, abgeschlossen von der Welt da draußen. Wenn man dann auf dem Gestein sitzt, die Sonnenstrahlen funkelnd zwischen den bemoosten Stämmen niederspielen und es durch die stille Luft geheimnißvoll zieht und summt, so denkt man des „Mückenkrieges", den einst in diesem Steinhause ein deutscher Ritter ersann und dichtete. Und steigt man empor zur Zinne des gewaltigen Thurmes und schaut hinab das Trusenthal, wo es, sich breitend, allmählich in das Thal der Werra übergeht, da erinnert man sich nicht ohne Erbauung, daß diesen Weg einmal der wackere Götz von Berlichingen mit seinem aufgehobenen Grafen von Waldeck hinüber nach Franken nahm. Und man lächelt, denkt man des grimmigen Haudegens, der weder seinem Kaiser noch den armen Rathsherren von Heilbronn die sanfte Antwort schuldig blieb.

Im Haderholzgrunde.

Der Wanderer, welcher von Friedrichroda aus zum Gebirge aufsteigt, um jenseits des schmalgratigen Kammes nach Schmalkalden hinabzustreben, wird auf's Angenehmste überrascht, sobald er droben den uralten, vergrasten Rennstieg überschritten hat und nun in eines der nach Südwesten ausstrahlenden, grünen Thäler niedertaucht. Noch poetischer aber, weil weltentrückter, gestaltet sich für ihn die Wanderfahrt, wenn er, statt über den Heuberg, als der am meisten belebten Straße, eine der südlich davon nach Schmalkalden leitenden Gebirgsstraßen einschlägt. Vielleicht der schönste Weg, der in der bezeichneten Richtung vom Kamme des Gebirges sich durch rauschende Hochwaldspracht abwärts windet, ist jener, der sich durch den fast zweistündigen Haderholzgrund entlang zieht. Außer dem Geläute einer Kuhherde, dem fernen Tone von Axt und Steinmeißel vernimmt das Ohr nichts als das Plätschern des Baches und heimliches Flüstern in Busch und Wipfel. Das Auge aber labt sich mit Behagen an dem Wechselbilde von schimmerden Matten, Bergen, Forsten und dem gewaltigen, das ganze Thal beherrschenden Felskoloß des Haderholzsteines.

Wie aus dem Namen Streitgirn — einem benachbarten

Berge am Rennstieg — so tönt auch aus den Bezeichnungen Langestreit, Haderholz, Haderholzstein und -grund vornehmlich wieder, daß es erst der Volksmund gewesen ist, der diesen Forstorten den Namen gegeben hat, nachdem um sie langjähriger Streit und Hader getobt. Und in der That haben hier jahrhundertlange Grenzstreitigkeiten zwischen Hessen und Thüringen bestanden, die erst 1580 ihren endgültigen Abschluß erreichten. Schuld an allem aber trug der bekannte, interessante und höchst wichtige „Frankensteiner Kaufbrief", laut welchem im Jahre 1330 die Herren von Frankenstein, einst eines der mächtigsten Dynastengeschlechter Thüringens, dem Grafen von Henneberg-Schleusingen einen großen Theil ihres Besitzes am Thüringer Walde käuflich abtraten, unter anderem auch die höchst ergiebige Wildbahn längs des Rennstiegs oberhalb des Haderholzgrundes. In diesem Kaufbriefe tritt auch zum ersten Male der Name Rennstieg als „vicus Rinnestyg" auf. Die Grenzbezeichnungen über den verkauften Theil des Waldes müssen aber doch etwas unklarer Natur gewesen sein. Sie ließen Meinungen und Muthmaßungen mehr als gut Spielraum und schufen späteren Geschlechtern manch Ungemach und Verlegenheit, bis auf beiden Seiten der Streit aufflammte, der erst nach 250 Jahren geschlichtet und begraben wurde.

Wenn man im Schilfwassergrunde oberhalb Friedrichroda gleich hinter der Chausseegeld-Hebestelle den steilen „Rothen Weg" links einschlägt, gelangt man über die „Wacht" zum „Kreuz" am Rennstieg, wo unter alten Laubbäumen fünf Wege einmünden und ein verwittertes, uraltes Steinkreuz aus dem Moose aufragt, das diesem Punkte den Namen lieh und vielleicht einst hier einen Grabhügel schmückte oder einen Ueberrest aus jener Zeit darstellt, wo noch katholische Wallfahrten zwischen hüben und drüben des Gebirges stattfanden.

Der obere Theil des Weges zum Kreuz führt durch majestätischen Buchenwald und wird rechts vom Spießberg, links von einem stark niederfallenden Thale begrenzt, zwischen dessen Wiesenmoor und Buschwerk die Leina entspringt, deren Wasser Landgraf Balthasar 1369 als Leinakanal nach der wasserarmen Residenz seines Landes Gotha kunstvoll überleiten ließ, worauf Ernst der Fromme noch einen Theil der Apfelstedt als Verstärkung ihm zuführte. Die Anlage des letztgenannten Kanals wird noch heute als ein Meisterwerk der Nivellirungskunst anerkannt, da dieser Kanal die Flußgebiete der Elbe und Weser miteinander verbindet.

Am Kreuz droben ist's gar still. Nach Osten schweift der Blick über grüne Wellenlinien nach der thüringer Mulde, und schreitet man auf dem Rennstiege einige Schritte südlich hinan, so öffnet sich westlich ein Ausschau zu dem kraftvoll geformten Felsen des Haderholzsteines, zu den blauen Bergen, welche altes Hessen- und Frankenland umsäumen, während rechts seitwärts der Inselberg mit seinen Thürmen und Gasthöfen herübergrüßt. Gern folgt dann wohl auch das Auge des hier Rastenden dem verstrüppten und verwachsenen Rennstieg hinan, der sich von hier aus weiter über eine zehnstundenlange Kette prächtigster Höhen und tiefpoetischer Bergwiesen bis zum Beerberge und der Schmücke emporzieht, dem Hauptknotenstock des Gebirges, immer in weltweiter, melancholischer Einsamkeit, aber ausgezeichnet durch sich stetig ablösende Wandelbilder, hie nach Thüringen, hie nach Franken. Bemooste, zum Theil bereits halb versunkene Grenzsteine deuten dem Wanderer die Spur, wo sich durch Gebüsch, Moor und fußhohes Heidekraut der ehrwürdige Grenzweg entlang windet; zuweilen streicht ein Vogel auf oder es raschelt hastig im Busch, wenn ein Stück Wild sich aufgeschreckt Bahn bricht.

Aber noch ein ganz eigener Zauber ist's, der diese Höhen und Thäler links und rechts vom Kreuz umschwebt. Denn

hier herum ist der Schauplatz zu suchen, auf den die Phantasie Gustav Freytag's die Gestalten seiner „Ahnen" versetzte. Hier droben am Rennstieg hebt das unvergleichliche Werk gleich in seinen ersten Anfängen an, nicht weiter südwestlich, wie Manche bisher behaupteten.

Gleich hinter dem Kreuz senkt sich der Weg in die Tiefe hinab, allmählich in den eigentlichen Haderholzgrund eintretend, aus dessen Tiefe die dunkle, jäh abfallende Wand des Haderholzsteins dräuend emporragt, auf dem Scheitel von einigen weithin sichtbaren Fichten und Taxusbüschen gekrönt. Es ist eine einsame Waldfahrt. Niemand begegnet uns. Nadelholz wechselt mit frischem Buchengrün. An den Wänden, zwischen Himbeergesträuch und glänzenden Grasbüscheln, steht der Fingerhut mit dem so kokett dreinschauenden Weidenröschen in eine ernsthafte Unterhaltung vertieft. Ein Bächlein gluckert vorüber, und in der Ferne lockt der Kuckuck. Als ob es hier noch des Lockens bedürfe, in dieses wallende, grüne Meer, in die geheimnißvoll sich öffnenden Schluchten und leis überdämmerten Tiefen hineinzutauchen! Wie labt sich das Auge an diesen quellenden Laubmassen, wie frei hebt sich hier die Brust! In allen Farben schimmert's über die saftigen Wiesen; im bunten Röcklein haben sich vieltausend Blumen hier ein Stelldichein gegeben, und dazwischen flattern lustig die schneeigen Flockenhäubchen des Wollgrases. In sanfter Abdachung dehnt sich die herrliche Matte, hier sich breitend, dort wieder zusammenziehend oder um eine vorgeschobene Waldspitze sich anmuthig schmiegend. Einzelbäume wiegen ihre weitausladenden Wipfel darüber hin, unregelmäßig verstreute Granitblöcke heben sich markig von dem lichtfreudigen Untergrunde, und wo ein Quell einem Abhang entspringt, da schirmt wohl ein rothbeeriger Ebereschenbaum die wasserspendende Stätte und winkt zum Ruhen und Genießen. Hier und da zweigt sich auch seitlich ein Zipfel der Wiese ab und verliert sich zwischen Berg-

wänden und Felsgeröll, wo der Wanderer im leisen Rauschen und Weben glaubt, dem Athemzug der Mutter Erde zu lauschen. Aus diesen Seitenkammern und Schluchten da kommt es dann gequirlt und getanzt, mit fröhlichen Augen, leichtfüßig und jugendfroh, und rieselt in blinkenden Adern zu dem vereinenden Bergwasser, das sich rauschend seinen Weg auf der Sohle des weiten Thalgrundes sucht.

Eine Stunde Wanderung ist wohl verflossen. Ueber eine neue Wiesenfläche zur Rechten grüßt aus der Ferne der blauumwobene Mommelstein, einer der mächtigsten Schutzwächter des idyllischen Trusenthales, während zur Linken die drei Köpfe der eng aneinander gereihten Hühnberge allmählich sichtbar werden. Vor dem mittleren dieser schönen Bergriesen ragt wie eine zertrümmerte Burg der Felskoloß des Falkenburgsteins über den Fichten herauf. Die Sage erzählt, daß sich hier einst oberhalb der Straße des Haderholzgrundes eine Ritterveste erhob. Auch weiß sie manches von einem schönen Ritterfräulein, deren unglückliche Liebe und Tod zu berichten. Die Chroniken freilich schweigen darüber. Gegenüber dieser Falkenburg steigt der Haderholzstein auf. Auf dem Wiesengrunde zu Füßen beider Felsen breiteten sich ehemals Wohnsitze eines Dorfes aus, das freilich in der betreffenden Urkunde vom Jahre 1325 bereits als eine Wüstung bezeichnet wird. Seine Name war Hugestambach, so viel wie „hochgelegenes Tambach“. Der Bach, welcher den Haderholzgrund durchströmt, heißt noch heute das Tambacher Wasser, obwohl das noch jetzt bestehende, große Dorf Tambach jenseits des Gebirges gelegen ist. Wann das Dorf zerstört worden ist, bleibt in Dunkel gehüllt. Die bereits erwähnte Urkunde führt nur einen „Otto tzü Hugestambach“ auf und bezeichnet die verödete Stätte als „die wüstenunge zu Huges Tambach halp mit holze, mit felde und mit allem deme daz darzu gehort“.

Am Fuße der schroffen Mauer des Haderholzsteines zieht

sich die Straße zwischen reizvollen, von Blöcken bedeckten Wiesengeländen im malerischen Zickzack immer tiefer hinab. Immer neue Schluchten, von Quellwassern durchplätschert, öffnen sich zu beiden Seiten, bis endlich der Grund bei den ersten Häusern des betriebsamen Dorfes Seligenthal sein Ende erreicht, das Tambachwasser in die Schmalkalde einmündet. Zwischen Thalsohle und Felsengipfel des Haderholzsteines verbirgt sich zwischen Buschwerk eine Höhle in der Bergwand, vom Volke „die Münz" genannt. Nur Wenige kennen dieselbe und noch Weniger tauchen da hinein. Allerlei Schauermären umflüstern sie. Wahr ist aber nur das eine, daß sich hier im Jahre 1600 Falschmünzer aus Brotterode und Schmalkalden zusammenfanden und heimlich eine Münzwerkstätte darin einrichteten. Späterhin wurden sie entdeckt und sieben von ihnen erlitten in Schmalkalden den Tod durch das Richtschwert. — Wer den Grund in seiner ganzen Schönheit mit einem Blick überfliegen will, der klimme seitwärts des Grundes bei'm Langestreit rechts empor. Der Weg führt an einem abgelegenen Steinbruche in der Nähe des Berges Hausmasse vorüber und klimmt endlich durch Buchenwald im steilen Schlängellaufe zum Gipfel des zerklüfteten Haderholzsteines hinan.

Was sich hier dem Auge an Landschaftszauber mit einem Schlage enthüllt, ist von tiefergreifender Schönheit. Zwischen Taxusbäumen, die sich hier und da in starrem Gestein festgeklammert haben, schweift zuerst der Blick das entzückende Thal auf und nieder, durch welches sich wie ein gelbes Band die Straße neben dem Bache hinabwindet, während gegenüber in herrlicher Größe die drei Hühnberge majestätisch thronen. Westlich grüßt aus blauer Ferne der große Dolmar, daran sich anschließend ragen, vom Duft umschwommen, die Berge der Rhön still in die sonnige Abendluft.

Immer wieder aber fällt das Auge auf das lachende Thal der Schmalkalde, das sich am Ausgang des Grundes südwest-

lich erschließt. Wie lieblich grüßen die rothen Dächer der Hütten von dort herauf. Vor uns, am Fuße des dunklen Berges Gissel ruht Seligenthal; weiterhin winkt Reichenbach, seitwärts versteckt sich Floh. Dann aber, dem Lauf des Baches folgend, erkennen wir Weidenbrunn, dicht an das bergumkränzte Schmalkalden sich lehnend, der alten, berühmten Reformatorenstadt, deren Thürme und Schloßgiebel in der Abendsonne funkeln, und auf deren poetischem Gottesacker der Komponist der „Wacht am Rhein" schlummert.

Auf den Hühnbergen.

Wer von den Wanderern des Thüringer Waldes hätte sich nicht schon einmal an den drei stolzen, mächtig aufragenden Bergkuppen erfreut, die, südwestlich des Gebirgkammes, den Haderholzgrund linksseitig begrenzend, sich zwischen dem Rennstieg und der Stadt Schmalkalden zu erheben? Unwillkürlich bleibt das Auge an dieser sich scharf von den nachbarlichen Höhenzügen abhebenden Berglinie haften, besonders zur Abendstunde, wenn die niedergehende Sonne die steile Felswand und das Steinmeer dieser Bergriesen magisch erglühen läßt. Ein ganz eigener Reiz scheint diese Berge zu umschweben. Aber wie Wenige sind es jährlich, die einmal, abseits der breiten Straßen und landläufigen „Routen" der Reisehandbücher, wagemuthig in diese einsame Berg- und Waldwildniß hineindringen? Dem Einen mangelt die Zeit, der Andere scheut sich, ohne Führer und Wegweiser zu diesen Bergen hinanzuklimmen, über Felsklippen fort, durch dichtes Unterholz und dämmerige, von süßer Poesie umschwebte Quellthälchen. Und doch fände er hier noch so manches, was in unserer nervös erregten, Alles zersetzenden und zerstörenden Zeit uns heute doppelt kostbar erscheinen muß. Der Lärm des Verkehrs, der ein Thal nach dem andern des

lieblichsten und deutschesten aller Waldgebirge sich erobert, tönt noch nicht hier hinein. Man wittert hier noch nicht angekränkeltes Badeleben und prallt nicht bei jedem dritten Baume vor einer aufdringlichen, farbenschreienden Stempelmarke eines Verkehrsvereins zurück. Selten einmal, daß ein Kreiser uns begegnet oder ein paar mit Leseholz schwer beladene, hagere Frauen an uns mit stillem Gruß vorübergehen. Hier fühlt der Hirsch, der König des deutschen Waldes, sich noch sicher. Auf dem Moospolster im verwachsenen Tannicht, unter hochstengligen Farrenwedeln, wie sie an den Schroffen und Steinhalden, zwischen den Blöcken längs des heimlich plätschernden Waldbaches zartblättrig emporstreben, da ruht er gemächlich bis zum Abend, bis er zu den tiefer liegenden Bergmatten langsam niederschreitet, dort am kräftigen Wiesengras sich zu laben. Es ist eine Lust noch, hier einsam zu wandern! Nichts als das Rauschen der Wipfel vernimmt das Ohr. Ab und zu dringt aus dem Walde oder von einer Bergwand der eigenthümliche hohle Klang einer Holzaxt; eine Meise zirpt in einem Ebereschenbaume oder ein Kreuzschnabel läßt scharf knitternd seine Stimme hören. Dann ist's wieder ruhig. Nur das wundersam an die Seele rührende Wehen in den Wipfeln fährt fort. Man meint die Natur athmen zu hören. Kein Weg, kein Pfad mehr leitet uns. Ueber Heidekraut und gelbröthliches Gestrüpp von Heidelbeeren geht's fort, jetzt durch Hochwald, dann wieder durch Stangenholz oder fest verschlungenes, ineinander gewachsenes Laub- und Tannenunterholz. Grünschimmernde Felsquadern bauen sich auf, Steingetrümmer füllt den Boden, es ist kein Wandern und Ausschreiten mehr, nur noch ein Tasten, Klettern und Springen. Die Bäume bleiben allmählich hinter und unter uns, frischer Wind spielt uns um das erhitzte Gesicht, noch eine Biegung, ein letzter Felsaltan, und unter uns liegt die Welt, wie von unendlicher Ruhe und tiefstem Frieden übergossen. — —

Wer von der nordöstlichen Abdachung des Thüringer Waldes zu den Hühnbergen einmal hinansteigen will, der nimmt über Friedrichroda oder Tambach den Weg. Der letztere führt durch den Spittergrund, am Spitterfall hinan zur Ebertswiese, der andere Weg steigt rechtsseitig des Schilfwassers, den Spießberg und Heuberg zur Rechten lassend, zum Kreuz empor, von wo man den Rennstieg bis zur Ebertswiese dann verfolgt. Wir wählen heute diesen Weg.

Es ist Herbst, im Spätoktober. Ein paar Regentage liegen zurück. Heute aber scheint doch die Sonne Siegerin zu werden. Noch freilich lächelt sie den zum Gebirge hinansteigenden Wanderern nicht. Grau, schwer und dunstig ist die Luft, es brodelt und qualmt im Thale und an den Bergwänden hin, die Höhen völlig den Blicken entziehend. Die sonst so freundlich einladenden Gründe scheinen sich in gewaltige Dampfkessel gewandelt zu haben, aus denen es in dickflüssigen Wolkenballen und zerrissenen Nebelfetzen emporsteigt, quirlend, auf- und niederwogend, heranschnaubend, und dann wieder, wie von einem Taumel erfaßt, wild auffahrend, mit tausend Armen die Fichtenhäupter umklammernd und dann in toller Flucht über die Bergkuppen jagend, um jenseits wie eine aufgescheuchte Schaar geisterhafter Unholde wieder hinabzusausen. Und wenn so ein Trupp grauweißer Gesellen über die Höhen stürmt, dann scheint für ein paar Augenblicke das dichte Gewebe zwischen Himmel und Erde zu zerreißen. Verschleiert, strahlenlos tritt die Sonne hervor, ein Stückchen Blau wird sichtbar, über die Landschaft läuft ein eigenthümliches Funkeln — aber schon liegt Alles wieder grau und glanzlos da. Es war wie ein Traum, der zwischen dem Auf- und Niederschlag der Augen kam und ging, nur Eines zurücklassend: die Hoffnung.

Leis zusammenschauernd liegt der Wald. Feuchte Nebelluft webt unter seinem grünen Eichendache und den Wipfeln

der Buchen, die so melancholisch in allen Farben vom lichtesten Gelb bis zum Blutroth schimmern. Bei jedem Windeshauch, der durch den Wald geht, tröpfelt es prasselnd auf das welke Laub und den schlüpfrigen Nadelboden nieder. So müde und verdrossen sieht heute Alles in der Natur aus. Seitwärts aus einem Holzwege kommt ein mit abgeschälten Fichtenstämmen beladener Wagen. Der Kutscher hat sich einen Sack über den Kopf gestülpt und hockt nun, stumpfsinnig vor sich hinbrütend, auf dem Vorderbrett des Wagens. Ein Ochs und ein mageres Rößlein bilden das Gespann. Der Ochs macht's wie sein Herr. Er starrt vor sich hin. Anders sein Nachbar. Der senkt bald den Kopf, bald hebt er ihn, abwechselnd in die Lachen und Pfützen der Landstraße oder in das Wolkengewirr trübselig blickend.

Es ist Alles so todtenstill im Walde und auf der Straße, auf der sonst ein fröhliches Gewimmel von Wagen, Badegästen, Wanderern und fahrendem Volk sich zeigt. Selbst die Mühle dort drüben steht heute still. Da am Kreuzweg ragt ein Wegweiser auf. Es sieht aus, als wolle er jeden Augenblick die beiden Arme niederfallen lassen. Warum auch nicht? Es kommt heute doch Niemand hier entlang, der seine Dienste brauchen könnte! Die letzten Hütten von Friedrichroda schimmern durch die hohen Fichten aus dem Grunde herauf. Mühsam kämpft der über den Dächern emporziehende Rauch gegen die schwer niederdrückende Luft an. Da und dort flattert Wäsche in einem Gärtchen — dann nimmt uns der Hochwald auf. Thal und Bergstädtchen sind dem Auge entschwunden. Nur noch einmal klingt das Gebell eines Hundes herauf, dann verstummt auch dieses. Einer menschlichen Wohnung begegnen wir nicht mehr bis zu den Hühnbergen.

Fichten und Buchen wechseln jetzt im Walde. Anderthalb Stunden immer ansteigend, erreichen wir endlich das Kreuz und mit ihm den Kamm des Gebirges. Von rechts kommt

als breiter Rasenweg der Rennstieg und setzt sich zur Linken, Anfangs steigend, als echter deutscher Bergpfad fort. Den schlagen wir ein. Ein paar Hundert Schritte Wanderung und ein reizvolles, echt thüringer Waldbild öffnet sich. Im Vordergrund tief unten die Thäler, welche in der Richtung nach Kleinschmalkalden hinabstreben; in der Ferne die Höhen des Vordergrundes, rechts aber die Kuppe des Inselberges mit seinen Häusern und Aussichtsthürmen.

Heute freilich entzieht sich Alles dem Auge. Nur wogende Nebelmassen füllen die Tiefe und verhüllen die Höhen. Und wie wir nun weiter durch nasses Gras, an bemoosten Grenzsteinen vorüber schreiten, da faßt uns wieder die Erinnerung an jene unvergeßliche Rennstiegfahrt 1889. Das war im Hochsommer. Aber just wie heute lag der Wald in Dunst und Dämmer, bis endlich Frau Sonne der Wolken dichten Schleier durchriß, um nun mit Goldglanz Wald und Thäler zu erfüllen. Und heute? Ein feiner Sprühregen schlägt uns kalt in's Gesicht. Ist das die Antwort? Aber schon hört er wieder auf. Es war wie ein letzter Anprall. Denn jetzt braust und zieht es noch stürmischer über uns, um uns, durch die Stämme des Waldes. Doch es kehrt nicht mehr zurück. Heller und heller wird's unter den Bäumen. Da ein Stück blauen Himmels, dort wieder eins. Sie verbinden sich, wachsen und wölben sich nach und nach als sonnendurchleuchtete Kuppel hoch über dem Gebirge. Aus den Thälern dampft's noch immer wieder wie von großen Opferaltären der Freude, denn die Sonne ist Siegerin und wird es heute bleiben, bis sie im Westen zufrieden niedersinkt.

Den Rennstieg vom Kreuz bis zum Hangweg am Dreiherrenstein immer inne zu halten, ist nicht allzu leicht und fordert scharfes Aufpassen. Denn fortwährend kreuzen andere Wege denselben, laufen kameradschaftlich ein Stück daneben her und verlieren sich dann wieder im Gehölz. Auch die

Grenzsteine als Führer lassen ihn zuweilen im Stich. Zum Theil fehlen sie oder sind vor Altersschwäche in Moos und Erdreich gesunken.

Vom Kreuz bis zum Dreiherrenstein am Hangweg zieht sich der Rennstieg eine gute Stunde durch träumerische Waldeinsamkeit. Eine Aussicht öffnet sich auf dieser Strecke nicht. Erst wenn wir beim Grenzstein Nr. 1 angelangt sind, zeigt sich uns ein schön abgeschlossenes Waldbild: vor uns ragt düster der hintere Hühnberg auf, dessen bewaldete Kuppe jedoch jeden freien Ausblick wehrt. Zur Rechten fällt eine prächtige Bergmatte steil ab, von dem Frauengraben durchrieselt. Am Rande des einschließenden Waldes steht der Bretterbau eines schlichten Pürschhauses, grauverwettert, poetisch anheimelnd wie der Anfang eines Märchens.

Der Dreiherrenstein am Hangweg bildet nur eine Grenzmarke zwischen zwei Ländern: Hessen (Preußen) und Gotha. Es ist dies unter den acht Dreiherrensteinen, welche der Rennstieg zwischen Werra und Saale zum Theil noch besitzt, noch zwei Mal heute der Fall. Trotzdem hat sich die alte Bezeichnung sowohl im Volksmunde als auch auf den Forstkarten erhalten, obwohl einige dieser Steine im Laufe der Zeit völlig verschwunden sind. Hier am Hangweg wendet sich der Rennstieg scharf links um. Zahlreiche Quellen und Rinnsale rieseln über ihn fort, alle ihren Weg hinab zur Spitter nehmend, in welcher sie sich vereint als ein ungefähr 60 Fuß hoher Wasserfall in einen romantisch gelegenen Kessel hinabstürzen.

Nach einer Viertelstunde ist jenseits des Wildgatters die Ebertswiese erreicht. Links hinab senkt sich, die Wiese durchschneidend, der Rennstieg, um dann jenseits derselben zwischen Glasberg und Rosengarten wieder hinanzusteigen. Der Weg, der uns zu den Hühnbergen führen soll, wendet sich rechts die Wiese hinan, die eine der schönsten des Gebirges mit darstellt. Ringsum von stolzem Hochwald eingesäumt, wallt sie wie ein

mächtiger, grünschimmernder Sammetmantel hinab. In der Tiefe zeigt sich der Spittergrund, dessen Berghäupter sich jenseits Tambach allmählich im blauen Duft verlieren. Vor uns liegt der letzte Hühnberg. Da wir selbst bereits hoch stehen, so ist von hier aus die Wirkung seiner Größe, wie solche uns der Anblick am Haderholzgrunde oder einem anderen, weiter zurückliegenden Berge aus gewährt, völlig aufgehoben.

Den von regellos hingestreuten Felsblöcken eingefaßten Pfad quer über die Wiese verfolgend, haben wir den obersten Rand jetzt erreicht und genießen vom Waldsaume noch einmal im Rückblick die eigenartige Schönheit dieser Stätte. Unendliche Ruhe liegt auf der weiten Matte. Hier und da ein Einzelbaum, der sich über der grünen Fläche erhebt, eine Eberesche, deren glühender Korallenschmuck in der Sonne gleißt. Ja, die Sonne lacht wieder! Nur dann und wann zieht ein Schatten flüchtig über sie hin, eine Wolkenbarke. Sie schwimmt die blaue Himmelsfluth entlang bis zu den ernst aufragenden Höhen. Dann ist sie entschwunden. Und jetzt kommt wieder eine. Aber sie bleibt stehen, als zaudere sie für einen Augenblick. Getaucht in dämmeriges Grau liegt das Stück Wiese hoch oben am Waldesrand. Ein seltsamer, wie von Menschenhand geformter Riesenhügel erhebt sich dort. Eine vom Sturm zerfetzte, einsame, halb abgebrochene Tanne hält darauf Wacht. Soeben streicht ein Rabe krächzend vorüber. Und fester faßt das Auge dieses geheimnißvoll berührende Bild. Zur Nachtzeit, wenn der Mond über Wald, Berge und Wiese steht, dann muß es von hoher, bezwingender Poesie sein. Dann geht's vielleicht durch die Tanne von Dem, was sie Alles hier kommen und gehen sah, was seit vielen Hundert Jahren unter ihr ausruht von Kampf und Streit, im Schmuck des Kriegers.

Was sich dort droben aufbaut, ist ein Hünengrab. Alte Holzhauer erzählen, daß sie in der Wildniß der Hühnberge schon mehrfach auf uralte Gräber gestoßen seien. Wer kann wissen,

ob nicht aus dieser Thatsache heraus der heutige Name der drei Berge entstand? Heute, in die Stimmung des Herbstes gerückt, muthet es an wie ein Sang Ossian's. Wenn es in den Bäumen über uns rauscht, dünkt es uns wie ferner Harfenklang und unsichtbares Vorüberziehen der Geister erschlagener Helden.

Der Wald hat uns wieder aufgenommen. Nur eine kurze Strecke, dann leitet der Weg in einen breiten, wiesenartigen Streifen über, der sich vor uns durch den Hochwald zieht. Knorrige Buchen, deren Wuchs und Art schon die Höhenlage verrathen, in welcher wir uns befinden, stehen da und dort im Grase. Die Wiese selbst aber sieht aus wie ein langgestreckter, wüster, gottverlassener Kirchhof. Mächtige Steinplatten ruhen im Moose, einige sind halb eingesunken, andere stehen noch aufrecht. Zuweilen scheint's, als sei eine Gruft eingestürzt, Stein und Erddecke kollerten nach, und aus der Senkung wuchs allerlei Buschwerk empor. Des Fingerhutes rothes Blüthenhaupt schoß auf, Ginster und Berberitze wucherte dazwischen, die wilde Himbeere stellte sich ein und üppiges Brombeergerank krallte sich fest, als wollte es neidisch der Nachbarin den Platz streitig machen.

Wir klettern quer durch das Steinfeld. Auf dem einen moosgepolsterten Block ruhen sich ein paar Feuersalamander gemächlich im Sonnenschein aus. Unser Erscheinen stört sie nicht weiter auf. Sie heben nur den Kopf ein wenig, als wollten sie Umschau halten. Im Tannicht zwitschert es flüchtig vorüber. Drosseln sind's, die durch das Unterholz streichen. Sonst bleibt Alles still hier oben.

Ein Stück die Waldeshalde noch hinauf, dann übersteigen wir einen Wildzaun und klimmen eine schmale, den Forst durchschneidende Lichtung empor. Der Wald verwandelt sich in eine Felswildniß. Ueber Geröll und Gestein geht's fort. Bald thürmt sich zur Linken, bald zur Rechten eine

Steinkanzel auf; aus den Fugen und Rissen strebt junger Baumwuchs, verkrüppeltes Buchengebüsch hervor. Breitblättrige Farrenwedel nicken darüber hin, an den sonnigen Stellen gelb und verdorrt, in den feuchtdunklen Felsnischen noch lustig grünend, als wär' es just Sommerzeit. Ein prächtiger Fliegenpilz steht gravitätisch in der Nähe, und sein kräftiges Roth lacht schon von Weitem aus Moos und glänzenden Grasbüscheln hervor. Als wir einen Felsaltan erklettern, der aber nur einen Blick über ein wogendes Wäldermeer eröffnet, bricht erschrocken unter tiefhangendem Tannengezweig eine Hirschkuh hervor. Einen Augenblick bleibt sie zögernd, abwägend auf der Steinplatte stehen, dann ein kühner Sprung — und wie von der Luft getragen fällt sie hinab in das Dunkel des Waldes, den Augen entschwunden.

Und endlich treten wir auf eine gerodete Waldstelle hinaus. Der vordere Hühnberg ist erreicht. Aber das Bild, was wir erhofften, wird uns hier oben nicht zu Theil. Ein schmaler Aushau südwestlich zeigt uns einen Ausschnitt des Thales der Schmalkalde mit den dahinter liegenden Höhen; nach Norden thut sich der obere Haderholzgrund auf. Zur Rechten aber steigt mit kahler Wand der mittlere Hühnberg empor, bis zum Gipfel eine mächtige Steinhalde. Von dort oben muß sich ein umfassendes Landschaftsgemälde erschließen. So kehren wir um. Wieder geht's an den Felskanzeln vorüber, die Lichtung hinab, dann über ein neues Gatter. Jetzt beginnt der wildeste Theil der Wanderung. Im steilen Aufstieg liegt vor uns ein mächtiges, graues Steinmeer. Anfangs begleitet uns noch Gebüsch und Krüppelholz, dann tritt es mehr zurück und das todte Gestein dehnt sich vor unseren Blicken aus. Wenn der Wind vorübergeht, müssen wir uns bücken, um den Standpunkt nicht zu verlieren. Vorsichtig prüfend geht's von Stein zu Stein. Zuweilen stockt der Fuß, bis er einen neuen Halt gefunden hat. So kletternd, sprin-

gend, uns am Geäst einzelner Bäume emporziehend, streben wir aufwärts. Jetzt gähnt eine breite Lücke, dann wankt ein Stein, den wir soeben betreten, und schnell ist eine andere Steinstufe gefunden. Jahrtausende mögen darüber hingegangen sein, seit vulkanische Mächte diese Bergwand übersäeten mit dem wirren, wilden Geröll.

Aus der Tiefe wächst während des Wanderns immer voller und herrlicher das Bild. Aber wir machen nicht Halt, um droben mit eins Alles genießen zu dürfen. Nun noch die letzte Steigung, dann stehen wir oben. Im Schutze des dahinter aufragenden Hochwaldes winkt eine Bank: zwei Blöcke von einer länglichen Steinplatte bedeckt. Da sitzen wir nieder. Die Kuppe des mittleren und höchsten der drei Hühnberge (2392 Fuß) ist erreicht. Vor uns und zur Rechten erstreckt sich der köstliche Haderholzgrund tief unten. Dahinter reihen sich lange Bergzüge an, überragt von Einzelkuppen, wie Inselberg, dem Mommelstein oberhalb des Trusenthales, den Bergköpfen zwischen Altenstein und Wilhelmsthal. Nach Südwesten hin ruht das Thal der Schmalkalde mit seinen armen, rührigen Dörfern, deren Bewohner sich als Messer- und Schnallenschmiede, als Korbflechter kümmerlich durch's Leben schlagen. Weiter nach Westen glänzt das Werrathal mit seinen Städtchen, Schlössern und blinkenden Teichen auf. Dahinter steigen die Berge der Rhön charakteristisch empor. Dort liegt Salzungen, die alte Salinenstadt, die Krayenburg ragt spitzkegelig dahinter auf, und wo das Silberband der Werra zwischen dem Bergpaß entschwindet, ruht Vacha, die alte, gemüthliche Stadt, einst ein vielbesuchtes Stelldichein der Frachtfuhrleute, die mit ihren Wagenzügen jahraus jahrein zwischen Nord- und Süddeutschland durch Jahrhunderte hindurch den Handel förderten. Dietrich- und Oechsenberg, Bayer und Bleß reihen sich an, der seltsame Bergkopf daneben ist die Stoffelskuppe, an deren Fuß Roß-

dorf sich birgt, das durch das blutige Gefecht 1866 ein so trauriges Blatt in der Kriegsgeschichte jenes Jahres ausfüllt. Aus den Bergen der Vorderrhön hebt sich langgestreckt die Große Geba mit ihrem Häuschen auf kahlem Gipfel, ein Gegenüber des Großen Dolmar, der jetzt zur Linken aus fliehendem Himmelsgewölk sieghaft hervortritt. Immer Neues fesselt unser Auge, immer bunter, mannichfacher wirkt sich drunten ein Bild zusammen, das Herz mit stiller Freude füllend.

Eine halbe Stunde Schauens verrinnt. Dann geht's in den Hochwald hinein, um nach einer Weile seitab zu biegen und nun zu den grünen Matten hinunterzusteigen, welche den Haderholzgrund so lieblich durchziehen. Warm liegt die Sonne drunten. Die Bächlein gluckern von allen Seiten heran, die Höhen erglänzen, und durch die süße Waldesstille klingt das melodische Geläut einer Rinderheerde, die drüben am Rande eines Buchenhaines langsam thalwärts heimkehrt.

Schmalkalden.

An einem goldenen Herbsttage war es, daß ich Schmalkalden zum ersten Male sah. Das buntgesprenkelte Laub der Waldberge hob sich wunderbar von dem blauen, wolkenlosen Himmel ab, der sich leuchtend über Gebirge und Flußlandschaft wölbte. Vom Rennstieg hatte ich einen der nach dem Werragelände vorspringenden Berge erklommen und als ich nun auf den freien Felsaltan aus Waldesnacht hervortrat, da lag im dichten Kranze schmückender Höhen tief zu meinen Füßen die ehrwürdige Reformatorenstadt. Leichte Rauchsäulen stiegen sacht in die Abendluft, und während das Geläute der nachbarlichen Dorfglocken auf und ab das Thal verwehend klang, sank drüben hinter den Basaltkuppen der Hohen Rhön die Sonne immer tiefer und tiefer. Seitdem habe ich Schmalkalden lieb gewonnen und wie oft ich auch nun dort Einkehr hielt, die Zuneigung für die trauliche Stadt ist geblieben und ist mit jedem neuen Besuche noch gewachsen.

Wer Schmalkalden zum ersten Male aufsucht, der muß an einem Sonnabend Abend vom Gebirge niedersteigen. Dann liegen die Straßen sauber gekehrt, die Steintreppen und Thürtrittsteine erglänzen Haus für Haus — eine originelle, alte

Sitte Schmalkalden's! — frisch geweißt; ruhiger, friedlich vollzieht sich das Leben auf Markt und Gassen. Und während der Tag still ausklingt, da hebt das herrliche Geläut der Stadtkirche mit schwellenden Tönen an und erhöht die Feierstimmung dieser Stunde. Die krummen, engen Gassen mit ihren Winkeln, ihren spitzgiebeligen, vornüber gebeugten, alten Bürgerhäusern tauchen immer tiefer in Schatten. Geheimnißvoll guckt es uns aus allen Ecken an; es tuschelt und raschelt, ein Huschen und Haschen, dann flammt ein erstes Lichtlein hoch droben in einem Fensterlein eines ragenden Giebels auf, drüben zuckt ein zweites empor, die Flämmchen mehren sich, die Nacht sinkt herab. Am Marktplatz rauscht der Brunnen; schwatzende Mägde umstehen ihn, einige Kinder spielen noch zwischen Rathhaus und Kirche, dann halten sie inne und schauen mit großen Augen auf, wer von ihnen den ersten Stern entdeckt. Und dann ein heller Jubelschrei! Aller Zauber deutscher Kleinstadtpoesie umfängt uns wieder!

Am Westrande des Thüringer Waldes giebt es keine zweite Stadt, welche sich, faßt man Alles zusammen, mit Schmalkalden messen könnte. Ihre Lage inmitten schöner Berge, die sich hier nach der Werra hin sanft verflachen und nach dem Gebirgskamm hin zu charakteristischen, ernsten Formen emporthürmen, ist sehr anmuthig. Ein reicher Wechsel von Waldhöhen und wasserdurchrauschten Thälern, Felsgebilden und Wiesenmatten bietet dem Naturfreund eine Fülle des Herzerquickenden. Schmalkalden als Mittelpunkt der Industrie der sogenannten „Schmalkalder Artikel", jener Eisen- und Stahlkurzwaaren, die Sitten, die Sprache seiner Bewohner, alles dies läßt die Stadt originell auf den Fremdling wirken. Ihre Baudenkmäler, ihre Erinnerungen machen sie interessant und fesselnd, und was die Chronik erzählt, hat einst die gesammte Kulturwelt bewegt und erschüttert. Schmalkalden's Name gehört der Weltgeschichte an. Das aber läßt diese

schlichte, einst so weltabgeschiedene Stadt einzig erscheinen unter den Kleinstädten Thüringens.

Wo die von Steinbach=Hallenberg her über Springstille, Mittelstille und Näherstille herabkommende Stille sich mit der oberhalb Klein=Schmalkalden entspringenden Schmalkalde vereinigt, da baut sich Stadt Schmalkalden auf. Zwischen dem Dorfe Weidenbrunn und der Stadt fließt der Schmalkalde in überschüssiger Kraft die Gespringquelle zu, deren Wasserreichthum so stark ist, daß sie der Schmalkalde von da ab eine gleichmäßige Temperatur verleiht, welche ein Gefrieren im Winter unmöglich macht. Für die zahlreichen am Ufer liegenden Industriestätten ist diese Eigenschaft natürlich von größter Wichtigkeit. Nachdem unterhalb der Stadt die Schmalkalde noch die Siechenquelle aufgenommen hat, fließt sie über Haindorf, Mittel= und Nieder=Schmalkalden westlich der Werra zu, welche sie bei dem alten Schlosse Todtenwarth erreicht.

Stadt Schmalkalden, ungefähr 6750 Einwohner zählend, ist die Hauptstadt des gleichnamigen ehemals hessischen Kreises. Die Herrschaft Schmalkalden gehörte in alten Zeiten zum Theil dem thüringischen Westergau, zum Theil dem fränkischen östlichen Grabfelde an. Noch ist die Grenze dieser alten Gaue genau zu verfolgen. Sie strich von der Todtenwarth bei Wernshausen längs der Landwehr am Großen Gisselsberg zur Auwallenburg, umging dieselbe und setzte sich nun fort zum Rennwegskopfe, von wo sie den Rennstieg erreichte und als solcher hinan zum Inselberge stieg. Denn ganz aufgeklärt wird ja die Frage niemals werden, ob der eigentliche Rennstieg hinab zur Hörsel sich zog oder ob er später die oben angegebene Richtung empfing.*)

*) Näheres siehe: A. Trinius. Der Rennstieg. Eine Wanderung von der Werra bis zur Saale.

Es ist nicht unwahrscheinlich, daß Schmalkalden seine Entstehung dem Bergbau auf Eisenstein verdankt, der vor Allem in der Mommel und im Stahlberg schon in vorgeschichtlicher Zeit betrieben sein muß. Wenigstens deuten darauf uralte, bemooste, mächtige Schlackenhalden hin. Die Sage, welche einem Steiermärker Bergmann die Entdeckung der Eisenerze im Stahlberge im Jahre 385 n. Chr. zuschreibt, mag so ziemlich das Richtige wohl treffen. Das Alter dieser Industrie läßt sich nicht bestimmen. Nur so viel steht fest, daß schon Sorben und Wenden die Schätze der Berge förderten, und der Bergbau bei Schmalkalden mit zu den ältesten in Deutschlaud zählt. Die Entdeckung der Eisenerze und ihre Gewinnung schuf neue Industriezweige. Die Köhlerei gesellte sich zu dem Hüttenwesen, die Abfuhr der Erze gab den Bewohnern der oberen Walddörfer lebhafte Beschäftigung, und dann kam die Kleinindustrie, all die Messer-, Nagel- und Schnallenschmiede, Sporer und sonstigen Verfertiger der mannigfachsten Kurzwaaren, wie Ahlen, Striegel, Löffel und Zeugschmiedeartikel.

Im Laufe der Jahrhunderte hat sich im Kreise Schmalkalden diese Industrie, welche viele Tausende von Händen in Bewegung setzt, so verbreitet, daß die Gewinnung der einheimischen Erze längst nicht mehr genügt, und man heute große Massen derselben besonders aus Westfalen und Schweden einführt. Kümmerlich genug ist freilich der Erwerb für den Arbeiter immer gewesen, zumal ganze Walddörfer noch Hausindustrie darin betreiben. Zu arm, um die längst nothwendig gewordenen, verbesserten technischen Hülfsmittel sich aneignen zu können, sieht der Mann sich zu immer größerer Ermäßigung seines ohnehin schon niedrigen Lohnes gezwungen, nur um von dem Weltmarkt nicht völlig verdrängt zu werden. So liegt es jetzt wie ein Schatten über der Industrie des Kreises Schmalkalden. Und da von den Kaufleuten, welche den Ver-

trieb der Erzeugnisse übernommen haben, keine heilsame Wendung zu erwarten ist, so bleibt es Pflicht der Regierung, durch Errichtung von Fachschulen und -werkstätten, durch Anschaffung neuer Maschinen die ehrwürdige Industrie dieses Kreises zu retten und die Sorge vor einer düsteren Zukunft aus den Herzen der armen Waldbewohner zu scheuchen.

Wann Schmalkalden einstens entstand, entzieht sich heute den Blicken der Forschung. Urkundlich tritt es zum ersten Male 874 auf, in welchem Jahre eine gewisse Kunihild ihre „villa Smalacalta“ dem Kloster Fulda zum Geschenk macht. Es ist nicht mehr recht ersichtlich, ob damit der gesammte Ort gemeint ist oder vielleicht nur ein Haus, aus dem sich später das Schloßgut entwickelt hat. Thüringisch war Schmalkalden jedenfalls, ehe es an die Grafen Henneberg kam, welche den Besitz mit den Landgrafen von Hessen theilten, bis Hessen alleiniger Herrscher ward. Als der deutsche Gegenkönig 1078 nach der verhängnißvollen Schlacht bei Mellrichstadt sich auf Thüringen zurückzog, folgte sein Verbündeter, Pfalzgraf Friedrich von Sommerseburg dem geschlagenen Heere, und was sich letzterem feindselig entgegenstellte, ward mit Brand und Plünderung bestraft. Damals soll auch Schmalkalden in den Flammen aufgegangen sein. Auch der Umstand, daß Kaiser Philipp im Jahre 1203 von Erfurt, wo er eingeschlossen gewesen war, herüber nach Schmalkalden kam und, dem Landgrafen Hermann von Thüringen einen Verdruß zu bereiten, die Stadt zerstörte, spricht dahin, daß Schmalkalden in jenen Tagen noch thüringisch gewesen.

Auf's Eindringlichste aber erzählt uns dies die Geschichte des Landgrafen Ludwig's des Frommen. Kaiser Friedrich II. hatte einen Kreuzzug zum Gelobten Lande angetreten. Mit großem Erfolge rückte nun auch der Thüringer Landgraf ihm nach. Mehr denn 200 Köpfe zählte seine Begleitung. In Schmalkalden war es, wo er am 24. Juni 1227 die Führung

der Regierung in die Hände seines Bruders Heinrich Raspe legte und dann Abschied von den trauernden Seinen nahm. Es wird berichtet, daß seine kleinen Kinder ihm beim Abschiedskusse weinend zugerufen hätten: „Gute Nacht, lieber Vater! Viel tausend gute Nacht, herzgüldener Vater!“ Zwei Bilder, das eine von Schwind's Meisterhand auf der Wartburg, das andere in der St. Elisabethkirche zu Marburg, verherrlichen diese rührende Szene. Elisabeth, seine Gemahlin, konnte sich aber von ihm noch nicht trennen. Wie im Vorahnen kommender trüber Zeit, begleitete sie den geliebten Mann noch bis Meiningen. Dort nahm sie tiefbewegt Abschied, wobei ihr Ludwig der Fromme noch einen kostbaren Siegelring schenkte, mit dem in einem Edelstein eingegrabenen Lamme Gottes.

Elisabeth's Ahnung sollte sich nur zu bald erfüllen. Bereits wenige Monate später brachte ein Maulthier die sterblichen Ueberreste des auf Sizilien plötzlich gestorbenen Landgrafen über die Alpen nach Reinhardsbrunn, wo dieselben feierlichst beigesetzt wurden. An der Bahre des Entschlafenen kam es zu einer Aussöhnung zwischen Elisabeth und ihrem landgierigen Schwager Heinrich Raspe. Lange aber hielt es Elisabeth nicht mehr in Thüringen. Sie wandte sich nach Marburg und erlag dort bald der grausamen Behandlung ihres Beichtigers Konrad von Marburg.

Als Heinrich Raspe kinderlos hinschied, kam es zwischen dem Markgrafen Heinrich dem Erlauchten von Meißen (Schwestersohn Heinrich Raspe's) und Sophie von Brabant (Tochter Elisabeth's) zu dem für Thüringen so verhängnißvollen Erbfolgekriege. In dieser sturmbewegten Zeit kam ein Theil der Herrschaft Schmalkalden an die Henneberger. Wie dies geschehen, darüber schweigen Urkunden und Chroniken. Wir erfahren nur, daß 1262 die Insassen des Klosters Georgenthal gelegentlich einer Streitbeilegung den Grafen Hermann I. von Henneberg „ihren Herrn“ nennen, der Graf aber läßt

den Hader durch „seinen Vogt Poppo von Stein zu Schmalkalden“ schlichten.

Die nächstfolgenden Jahrhunderte bieten für die Geschichte Schmalkaldens nichts Absonderliches. Es sind die Ereignisse, wie solche sich im Rahmen einer jeden kleinen mittelalterlichen deutschen Stadt abspielten. Erst mit der Reformation tritt Schmalkalden in die Weltgeschichte ein und empfängt seinen unvergänglichen Glanz. Auch äußerlich zeigte sich das Bild der Stadt damals schmuck und wehrhaft. Unter Graf Berthold VII. von Henneberg hatte Schmalkalden im Jahre 1315 von Kaiser Ludwig dem Bayer das Recht zur Befestigung erhalten. Seitdem war man bemüht geblieben, letztere immer mehr zu vervollkommnen und zu stärken, besonders als Kaiser Ruprecht 1419 die Stadt in die Reichsacht erklärt hatte, ein Umstand, der im Uebrigen für dieselbe ohne alle nachtheiligen Folgen blieb. Zwischen dem Auer-, Stiller- und Weidenbrunner Thore zog sich ein Doppelkranz von Mauern mit Laufgängen, Zinnen, Thürmen und Zwingern. Kirchen, Klöster, hochgiebelige Bürgerhäuser schauten darüber fort, und hoch über der Stadt thronte das weithinaus schimmernde Schloß. So zeigte sich Schmalkalden den aus allen Theilen Deutschlands herbeiströmenden Anhängern Luther's, den fremdherrlichen Gesandten: anheimelnd, stattlich, eine echte deutsche Stadt. —

Seinen Ruhm verdankt Schmalkalden der Reformation; daß aber gerade auf diese stille, weltabgelegene Stadt die Wahl fiel, daß man sie gerade vor Hunderten anderen deutschen Städten erwählte, das schuldet sie für immer dem tapferen Landgrafen Philipp von Hessen, welcher in jenen Tagen neben dem Grafen Wilhelm VI. von Henneberg über Schmalkalden herrschte. Die hohen Verdienste Philipp's des Großmüthigen um die protestantische Sache sind in der Geschichte mit glänzenden Lettern eingetragen. Daß er als Mensch nicht frei von

Schwächen war, hat ihn freilich in den Augen seiner Mitgenossen da und dort doch bedenklich erscheinen lassen, ja, Manchen abgehalten, der Lehre Luther's sich hinzugeben. So soll später einmal Kaiser Ferdinand I. vertraulich zum Grafen Günther von Schwarzburg sich geäußert haben: „Es habe nicht viel an seiner Bekehrung gefehlt, wenn nur nicht Luther dem Landgrafen zwei Gemahlinnen erlaubt habe." Sein Gewissen zu beruhigen, der Welt gegenüber dieser Verbindung ein Recht zu geben, die Geliebte vor allem scharfen Urtheil zu schützen, ließ der Landgraf sich im Jahre 1540 Margarethe von der Saal, einem Hoffräulein seiner Schwester Elisabeth, verwittweten Herzogin von Sachsen, zu Rothenburg in Gegenwart seines Kanzlers und mehrerer Räthe durch den Hofprediger Melander an die linke Hand trauen. Seine eigene Gemahlin, eine wenig schöne, mannhafte Frau, hatte ihre Einwilligung gegeben, seine Gewissensräthe Luther, Melanchthon und Bucer hatten zugestimmt, als der 36jährige Fürst diesen Aufsehen erregenden Schritt that. Doch auch hierin zeigte sich der entschlossene, muthige Sinn dieses Fürsten, der, wie in seiner Glaubenssache, einer Welt von Feinden Widerstand bot.

Philipp hatte sich mit ganzem Herzen der Reformation hingegeben und 1525 dem Kurfürsten Johann von Sachsen erklärt, „daß er eher Leib und Leben, Land und Leut lassen, denn von einem Worte Gottes weichen wolle." Beide schlossen darauf am 4. Mai 1526 zu Torgau das erste evangelische Bündniß, dem später noch andere Bündnisse folgten. Als Kaiser Karl V. nun in seinem im September 1530 erlassenen „Reichsabschiede" den Evangelischen unter harter Strafe androhte, daß sie binnen sechs Monaten sämmtlich wieder in den Schooß der alten Kirche zurückzukehren hätten, da fühlten die evangelischen Stände, daß die Zeit herangekommen sei, ernste Schritte für die Sicherheit und das Ansehen ihrer guten Sache,

ihrer Religions- und Gewissensfreiheit zu unternehmen. So kam der Schmalkaldische Bund zu Stande, dem sieben Jahre später eine Reihe katholischer Fürsten den „Heiligen Bund" entgegensetzten.

Landgraf Philipp, der einzige Fürst fast, welcher den Kopf nicht verloren, hatte mit kräftiger Hand den Bauernaufstand niedergeschlagen. Nun schickte er sich an, Alle, die zu Luther's Lehre hielten, zu einem starken Bunde zu einen. Für den 22. Dezember 1530 berief er sämmtliche protestantischen Fürsten und Städte des Reiches zu einem Tage nach Schmalkalden. Was ihn bewog, gerade diese kleine Stadt zum Mittelpunkt geschichtlich hochwichtiger Ereignisse zu machen, wer will es sagen? War es die Lage des Ortes im Herzen Deutschlands und an einer der belebtesten Handelsstraßen jener Zeit? Oder hoffte der wackere Landgraf damit seinen Mitregenten von Schmalkalden, den päpstlich treu- und festgesinnten Henneberger, vielleicht doch für die evangelische Sache zu gewinnen?

Im Dezember hatten die Verhandlungen begonnen, am 27. Februar 1531 wurden sie geschlossen. Das Ergebniß war die Begründung des „Schmalkaldischen Bundes" auf vorläufig sechs Jahre. Im Laufe der nächsten Jahre fanden noch sieben solcher Zusammenkünfte statt. Zu Bundeshauptleuten hatte man den Kurfürsten von Sachsen und Philipp von Hessen erwählt, die zugleich auch Bundesmünzen schlagen ließen, welche beider Bildniß zeigten. Gelegentlich des zweiten Konventes fand am 31. März 1531 die Unterzeichnung der Bundesakte statt. Auf dem dritten Konvent (30. August bis 2. September 1531) ward über angebliche Friedensversuche verhandelt. Als drohende Nachrichten von ganz bedeutenden Rüstungen des Kaisers sich verbreiteten, fand am 12. Dezember 1535 die vierte Versammlung in Schmalkalden statt. Dabei ward das Fortbestehen des Bundes auf weitere zehn Jahre festgesetzt. Als Papst Paul III. eine allgemeine Kirchen-

versammlung für den 23. Mai 1537 ausschrieb, tagte man am 1. September 1536 zum fünften Male. Aus gleichem Anlasse kam man am 7. Februar 1537 abermals zusammen.

Auf dieser glänzendsten Versammlung, welche Schmalkalden sah, wurde das von Luther ausgearbeitete und fortan nun als „Schmalkaldische Artikel" bekannt gewordene Werk geprüft und angenommen. Auf Anordnung des Kurfürsten hatte Melanchthon eine Abhandlung „Von der Gewalt und Obrigkeit des Papstes" geschrieben, welche ebenfalls von den anwesenden Theologen unterschrieben wurde.

Eine wahrhaft glänzende Schaar hoher Herren und bedeutsamer Männer beherbergte Schmalkalden in jenen Tagen.

Charakteristisch für diese Versammlung war es, daß 42 der bedeutendsten Theologen und Kanzelredner an den Verhandlungen theilnahmen, von denen 22 während der vier Wochen Tag für Tag abwechselnd in der schönen Stadtkirche predigten. Von diesen Gottesgelehrten seien hier nur genannt: Luther, Melanchthon, Buggenhagen, Spalatin, Jonas, Agricola, Amsdorf, Menius und Mykonius, welche alle im Gefolge und unter dem Schutze des Kurfürsten von Sachsen sich befanden. Luther hat zweimal damals in der Stadtkirche gepredigt, am 9. Februar und 18. Februar. Ein drittes Mal sah er sich wegen Krankheit genöthigt, im Vorsaale seiner Wohnung in des Rentmeisters Haus den Bundesmitgliedern den christlichen Glauben auszulegen.

Die erschienenen Bundesfürsten hatten ihr Absteigequartier zumeist im Schlosse oder in den sonstigen herrschaftlichen Häusern der Stadt genommen. Luther wohnte am Töpfersmarkte (jetzt Lutherplatz) im Hause des hessischen Rentmeisters Balthasar Wilhelm, der kaiserliche Gesandte beim zweiten Bürgermeister Valentin Herz. Den päpstlichen Legaten hatte man in dem großen Steinhause der Weidenbrunner Vorstadt untergebracht. Die täglichen Verhandlungen fanden abwechselnd im Rath=

hause, im Gasthofe „Zur Krone" und in Luther's Wohnung statt. In letzterer wurden auch die „Schmalkaldischen Artikel" vorgelesen und unterschrieben.

Der große Kongreß ward am 7. Februar 1537 durch einen feierlichen und öffentlichen Gottesdienst unter dem Zustrom einer ungeheuren Volksmenge eröffnet, worauf man sich hinüber zum Rathhause begab, dort in dem großen Rathszimmer die Verhandlungen einzuleiten. Dabei geschah es, daß nach echt deutscher Art die Fürsten begannen ob des Vorranges sich zu streiten. Da war es Herzog Ulrich von Württemberg, welcher mit kräftigen Worten den Faden peinlicher Verwirrung löste. Freimüthig und bescheiden rief er aus: Mir gilt es gleich, wo ihr mich hinordnet und wie ihr mich stellt, wenn ich gleich hinter den Ofen gesetzt werde. Laßt uns nur das ausrichten, weshalb wir zusammenkommen!

Nachdem ein Jeder seinen Platz nun eingenommen hatte, trug der Abgesandte des Kaisers, Vizekanzler Held, der Versammlung vor, daß der Papst Paul III. auf den 23. Mai 1537 ein Konzil nach Mantua ausgeschrieben habe und daß die evangelischen Stände dasselbe besuchen möchten, damit die Religionsstreitigkeiten auf demselben beigelegt werden könnten. Darauf erwiederte man, daß man mit dem Papste, der öffentlich so heftig Partei gegen die evangelische Sache genommen hätte, sich auf nichts einlassen könnte, vielmehr gebühre es dem Kaiser, gleich Konstantin dem Großen zu handeln und selbst ein Konzil einzuberufen. Dann aber gewähre auch eine italienische Stadt nicht die erforderliche Sicherheit, und es wäre nur recht und billig, deutsche Angelegenheiten auch auf deutschem Boden zum Austrag zu bringen. Man verwerfe daher völlig dieses Konzil und werde nothgedrungen selbst ein solches für Basel, Straßburg oder Costnitz anberaumen. Auch gab man kund, daß vor Beilegung des Streites und eines dauerhaften Friedens man nicht geneigt sei, irgend welche Hilfe

dem Kaiser zum Feldzuge gegen den drohenden Türkenfeind oder gegen die Franzosen in Italien zu leisten. Der gereizte Kanzler drohte darauf mit verschiedenen Gewaltmitteln, doch die Versammlung wankte nicht und zeigte sich fest und einmüthig in ihren Zielen.

Erfolglos war das Auftreten des kaiserlichen Bevollmächtigten gewesen, ebenso scheiterte nun auch die Mission des päpstlichen Legaten, welcher unter kurfürstlichem Schutzgeleite am 24. Februar über Weimar und Erfurt mit einem Gefolge von sechszehn Pferden in Schmalkalden einzog. Da er nun am Tage darauf, Sonntag Reminiscere, bei dem Kurfürsten zur Audienz vorgelassen wurde, rühmte er zuerst die herzliche Neigung und das Vertrauen, welche Se. Heiligkeit der Papst für den Kurfürsten hege, pries den großen Nutzen, welche eine Beilegung des Religionsstreites für den Kurfürsten im Gefolge haben müßte, und nach diesen Worten zog er zwei Schreiben des Papstes hervor und überreichte solche dem Fürsten. Dieser ließ die Briefe unberührt auf dem Tische liegen und entfernte sich aus dem Zimmer zu seinen Räthen. Nach einer Weile ward dann dem Legaten durch die Räthe eröffnet, daß der Kurfürst jetzt keine Zeit habe, da er auf das Rathhaus zu seinen Bundes-Verwandten müsse, auch möchte der Legat die Briefe wieder an sich nehmen, da solche nicht dem Fürsten allein, sondern dem ganzen Bunde angingen. Der erzürnte Nuntius weigerte sich jedoch, die Briefe wieder sich anzueignen. Alles Zureden der Räthe fruchtete nichts. Die Briefe blieben liegen, und ergrimmt verließ der päpstliche Sendbote das Audienzzimmer. „Daraus konnte man," so schreibt der Chronist, „sattsam leonem ex ungue erkennen!"

Das Benehmen des Legaten hatte bei den Mitgliedern der Bundes-Versammlung Aufsehen und viel Aergerniß erregt. Am 2. März wurde eine Abordnung zu dem Legaten entsandt, darunter als Sprecher der Vizekanzler des Kurfürsten, welche

dem päpstlichen Nuntius den Verlauf der Verhandlungen, die Weigerung, auf dem Konzil zu Mantua zu erscheinen, mittheilen und außerdem die uneröffneten Briefe ihm wieder zustellen mußte.

Am 5. März hatte Melanchthon eine Erklärung über die Verwerfung des Konzils zu Mantua, das im Uebrigen gar nicht zu Stande kam, unter Zustimmung des Bundes aufgesetzt, die nun in Abschriften an die Könige von Frankreich, England, Schottland, Schweden, Dänemark, Polen, Ungarn und Portugal, ferner nach der Schweiz, Venedig, Pfalz, Trier und Köln gesandt wurde. Tags darauf, am 6. März 1537, ward der berühmt gewordene Konvent zu Schmalkalden geschlossen. Luther hatte die Stadt schwer erkrankt bereits am 26. Februar verlassen.

Gleich nach dem 18. Februar, an welchem Tage Luther in zwei Predigten in der Stadtkirche von den Anfechtungen Christi und seiner lieben Kirchen gesprochen hatte, ward der Reformator von den heftigsten Steinschmerzen gepackt und auf das Krankenlager geworfen. Sein Zustand ward so bedenklich, daß er selbst vermeinte, es ginge nun mit ihm zu Ende.

Eine große Zahl von Aerzten und Chirurgen hatte sich bei dem Reformator zusammengefunden, aber ihre Quacksalbereien machten das Leiden nur immer unerträglicher, so daß endlich Melanchthon heimlich an Dr. Georg Sturz in Erfurt schrieb, er möge kommen und den Kranken heilen. „Luther ist werth," heißt es unter Anderem in dem Briefe, „daß wir Alle gelaufen kommen, wenn wir nur was rathen oder helfen können." Und da in Schmalkalden keine Apotheke bestünde, so bat Melanchthon den Arzt, daß er sich auch mit „guten medikamenten contra calculum" versehen möchte.

Dr. Sturz traf ein und brachte dem Kranken einige Linderung. Doch lange sollte dieselbe nicht anhalten. In diesen Tagen hielt der Reformator im Hause seines Herzens-

freundes, des Rentmeisters Balthasar Wilhelm, eine schöne und erbauliche Predigt den versammelten Bundesgenossen. Als nun das Leiden sich auf's Neue steigerte, da faßte Luther geheime Todesahnung. Es drängte ihn heim, Weib und Kinder noch einmal zu schauen und an's Herz zu drücken. Immer wieder kamen Fürsten und Freunde, den Schwerleidenden aufzurichten. Erbauliche Gespräche wurden geführt, und am Abschlusse eines derselben, am 24. Februar, sagte der Kurfürst zu Luther: „Wo es ja Gottes Wille ist, daß er euch, so ich doch nicht hoffe, hinwegnehme, solt ihr für euer Weib und Kinder nicht sorgen, denn euer Weib soll mein Weib, und eure Kinder meine Kinder seyn." Luther ward tief gerührt ob solcher Gnade und bedankte sich herzlich bei dem Fürsten. Nachdem der Kurfürst das Zimmer verlassen hatte, betete Luther noch mit den zurückgebliebenen Freunden.

Am 25. Februar besuchte Melanchthon den theuren Freund abermals. Als er diesen nun so schwer leiden sah, da gingen ihm bald die Augen über und er weinte bitterlich. Luther jedoch tröstete ihn: „Hanß Löser (Erbmarschall des Kurfürsten) pflegt zu sagen, es ist keine Kunst, gut Bier zu trincken, sondern böses Bier. Eben also möchtet ihr auch wohl von mir dencken, daß ich jetzt mit denen Apothekers Tränckeu lernen muß das Stück practiciren: und Gott Lob ich kan's auch in diesem Todes-Kampfe und neben meinen größten Schmertzen guten Hertzens sagen. Dann haben wir gutes empfangen von der Hand des Herrn, und solten das Böse nicht auch annehmen? Das räumt sich nicht, und solche Leute kann unser Herr Gott alle Tage kriegen." Die Schmerzen steigerten sich jedoch immer furchtbarer und so bat er die Anwesenden, man möge ihn aus Schmalkalden rasch fortführen. Noch an demselben Tage wurden die Anstalten dazu getroffen.

Montag, den 26. Februar, erfolgte die Abreise. Vorher kamen noch viele Fürsten, Grafen, Herren und Stände, ihn

zum letzten Male zu schauen und ihm die Hand zu drücken. Zu denen sprach er: „Ich begehre nichts liebers, denn bei Christo zu seyn und daß ich nur bald aus des Teufels Herberge mag gebracht werden, das auch gestern gewißlich geschehen wäre, wenn Magister Philipp Melanchthon mit seiner heillosen und schwermerischen Astrologie mich nicht hätte einen Tag aufgehalten."

Ehe der Wagen abfuhr, gab Luther noch sein kurzes christliches Bekenntniß ab: „er bliebe nehmlich beym Herrn Christo und seinem Wort und wisse keine andere Gerechtigkeit in seinem Herzen, denn das theure Blut Jesu Christi, daß ihn und alle, die es glauben, von allen Sünden reinige, aus lauter Gnade, wie solches seine Bücher nebenst der Augspurgischen Konfession frey bekennten."

Nun ging die Reise fort. Es war gegen Mittag inzwischen geworden. In dem kurfürstlichen Wagen hatten außer Luther noch Dr. Pommer, Georg Spalatinus, Friedrich Mykonius und Dr. Sturz Platz genommen. Zur Bequemlichkeit des Reformators hatte der fürsorgliche Kurfürst außerdem noch einen Wagen voll Kohlen und Instrumente mitgeschickt, ihn unterwegs, weil es Winterszeit war, „zu pecheln und zu erwärmen". Ein großer Theil Bundesgenossen geleitete den Schwerkranken noch ein Stück Weges.

Quer über den Rennstieg ging die Fahrt und dann hinab nach Tambach, wo Luther mit seinen Reisegenossen in dem Wirthshause abstieg. Hier ließ er sich den Psalm 23 vorlesen, den er darauf auslegte.

Kurz vor Tambach hatte Luther aus einem Quell am Wege sich einen kalten Labetrunk geben lassen. Dieser Trunk, verbunden mit dem Genuß eines Härings, der Arznei des Dr. Sturz und der lebhaften Wagenbewegung während der Fahrt sollten nun aber doch sich heilsam erweisen. Die kommende Nacht brachte dem Reformator die seit elf Tagen ver-

geblich erwartete Erleichterung, und im Ueberschwang seiner Freude ergriff er die Feder und berichtete darüber an seinen „herzallerliebsten Melanchtoni“. Jede Zeile durchzittert es in aufathmender Hoffnung und Dankbarkeit und auf's Eingehendste berichtet der Reformator den Verlauf seiner Krankheit. Dann schließt er: „Doch genug von dieser garstigen materie. Diesen guten Boten werdet ihr nicht lange aufhalten, damit er desto eher wieder zu uns komme, dancket mit mir dem Vater der Barmherzigkeit und Güte und bittet, daß der getreue Gott sein angefangen Werk hinausführen wolle, auf daß wir auch durch das Exempel lernen beten, und hoffen der Hülfe aus der Höhe. Geschrieben heute früh umb 3 Uhr zum Tambach, dem Orte meiner Genesung und Heils. Denn dieß ist mein phanuel, da der Herr mir erschienen. ao. 1537.“

Diesen Brief überantwortete er seinem Famulus Tipontius, der nun zur Winternacht über das Gebirge zurück nach Schmalkalden eilte. Als er in der Morgenfrühe an dem Hause vorüberschritt, in dem der päpstliche Legat Wohnung genommen hatte, da konnte er sich der Freude nicht mehr enthalten und helljubelnd rief er aus: „Vivit Lutherus, vivit Lutherus, Dr. Luther lebt!“ Der Kurfürst gerieth, als er die Kunde von der Besserung erfuhr, in so große Freude, daß er dem Tipontius sofort zehn neue Schaugroschen eigenhändig verehrte. Er ließ Befehl ergehen, daß in Schmalkalden auf der Kanzel dem lieben Gott für die Genesung Luther's gedankt werden sollte.

Auch an seine tief besorgte Käthe hatte Luther am Morgen des Dienstag einen Brief gesandt, worin er ihr mittheilte, daß er sich wie neugeboren fühle. „Drum dancke Gott,“ heißt es darin, „und laß die lieben Kindlein mit Muhmen Lenen dem reichen Vater dancken, denn ihr hättet diesen Vater gewißlich verlohren.“

Nachdem Tipontius mit den beiden Briefen wieder in

Tambach eingetroffen war, setzte man die Reise nach Gotha fort, wo man noch Dienstag Abend anlangte und bei Johannes Löwen Einsprach hielt. Am Mittwoch über verblieb Luther in Gotha, und die kommende Nacht überfielen ihn noch einmal die Leiden, diesmal so heftig, daß er meinte, sein letztes Stündlein habe nun geschlagen. Niemand als Dr. Buggenhagen durfte bei ihm bleiben. Aber auch der Freitag und Sonnabend vergingen unter argen Schmerzen, doch das Gefürchtete trat nicht ein. In Schmalkalden hatte die Meldung der erneuten Krankheit arge Bestürzung hervorgerufen, und wahrhaft rührend war die Liebe und Fürsorge, mit welcher der Kurfürst über das Leben und Geschick seines theuren Reformators wachte.

Nachdem endlich Luther sich wieder wohler fühlte, setzte er die Reise bis Altenburg fort, wo er bei Spalatin abstieg und auch mit seiner geliebten Käthe zusammentraf, welche ihm entgegengefahren war. Von Altenburg reiste Luther später nach Wittenberg zurück. Hier begann er, wenn auch langsam, wieder zu genesen.

Ehe dieser große Konvent zu Schmalkalden geschlossen wurde, empfingen noch alle Fürsten und Gesandten des Bundes seitens der Stadt Schmalkalden die üblichen Ehrengeschenke an Wein aus dem gut besetzten Rathskeller. Das Maaß dieser Gabe war verschieden bemessen. So erhielt der Landgraf Philipp von Hessen ein Faß Wein, das 16 Kandeln enthielt, während den Abgeordneten der Städte Vacha und Salzungen nur 4 Viertel (jedes 3 Maaß schmalkaldisch) zuerkannt wurden. So endigten die großen Tage, welche Schmalkalden innerhalb seiner Mauern sah.

Auch der siebente Konvent, welcher am 1. Mai 1540 eröffnet wurde, ward außerordentlich stark besucht. Nur einer hielt sich diesmal fern davon: Luther. In einem unterm 18. Januar an den Kurfürsten gerichteten Schreiben hatte er

sich entschuldigt, daß er diesmal nicht auf den Konvent kommen möge, weil seine Gegenwart nicht nöthig sei, indem „es dem gemeinen besten wenig schaden würde, wenn er seine Augen schlösse und die Welt gesegnete, besonders da Melanchthon, Dr. Jonas und andere ebenso capable als er wäre". Mit dieser Entschuldigung hatte sich der Kurfürst von Sachsen denn auch zufrieden gegeben.

Der achte Konvent wurde am 24. Juni 1543 eröffnet und nach 28tägigen zum Theil recht stürmischen Verhandlungen am 21. Juli geschlossen. Das war das letzte Mal gewesen, daß Schmalkalden so viele fürstliche und gräfliche Personen, Abgesandte und berühmte Gelehrte versammelt sah. Mit diesem Konvent schließt der glänzende Abschnitt in der Geschichte der Stadt.

So vielversprechend und hoffnungsreich sich auch der Schmalkaldische Bund entwickelt hatte, so kläglich sollte er bald wieder auseinander gehen. Der Schmalkaldische Krieg machte ihm ein trauriges Ende. Wie ein leuchtender Held erscheint in allen Wirren die Gestalt des hessischen Landgrafen. Unbeirrt, unerschrocken trotzte er selbst dem Kaiser gegenüber. Man hatte das für 1542 ausgeschriebene Konzil nach Trient verworfen. Zwei Jahre später kam es auf dem Reichstage zu Speyer zwischen dem Kaiser und dem Landgrafen zu einer erbitterten Szene. Denn als der Kaiser dem Landgrafen den Vorwurf in's Gesicht schleuderte: „Ihr haltet die Deklaration nicht!" da antwortete der letztere: „Mit Ew. Majestät disputire ich nicht! Wer da aber sagt, daß ich wider die Deklaration gehandelt, er sei wer er wolle, dem will ich vor Ew. Majestät, Kurfürsten und Stände Antwort geben und meinen Fuß dabei setzen!"

Kaiser und Papst hatten die Gemüther aufgeschürt. So kam es 1547 zum Schmalkaldischen Kriege. Die Lauheit der süddeutschen Bundesgenossen, der schändliche Verrath des

Herzogs Moritz von Sachsen, eines Schwiegersohnes des hessischen Landgrafen und Vetter des Herzogs von Sachsen, die Niederlage bei Mühlberg, führten den Zusammenbruch des Bundes herbei. Für Schmalkalden hätte der Ausgang dieses Krieges sehr bedenklich werden können. Ein merkwürdiger Umstand rettete die Stadt vor der Vernichtung. Zwei Herren herrschten über Schmalkalden. Philipp von Hessen hatte einen Theil der Bürger dem Heere der Protestanten zugeführt, der Henneberger einen anderen Theil dem Kaiser. So fochten Schmalkaldener gegen Schmalkaldener. Und da nun des Henneberger's Sohn einst dem Kurfürsten Moritz in einer Türkenschlacht das Leben gerettet hatte, so legte jetzt der sächsische Verräther Fürsprache beim Kaiser für die der Zerstörung gewidmete Stadt ein. Damit ward Schmalkalden gerettet.

Vor den Tagen des Schmalkaldischen Bundes verblaßt alles Andere, was weiterhin nun die Geschichte der Stadt Schmalkalden erzählt. Auf die Religionswirren war endlich der Abschluß eines „ewigen Friedens" gefolgt, der am 26. September 1555 auf dem Reichstage zu Augsburg vereinbart wurde. Dieser „ewige Friede" währte bis zum Ausbruch des 30jährigen Krieges, der ganz Deutschland in ein glimmendes Trümmerfeld wandelte. Auch Schmalkalden hat damals sein gerüttelt Maaß von Weh und Leid erfahren müssen. Erst am 2. August 1650 sah Schmalkalden den letzten Durchmarsch schwedischer Truppen.

Am 27. Dezember 1583 hatte der letzte Henneberger, Georg Ernst, das Zeitliche gesegnet. Durch Kauf kam nun der gesammte Kreis und die Stadt Schmalkalden an das Haus Hessen. Genauere Einzelheiten der später sich entwickelnden Verhältnisse und vorübergehenden Regierungswechsel hier zu geben, würde zu weit führen. Mit Ausnahme der darmstädtischen Pfandherrschaft (1626—1648) und der Schand-

7*

epoche des Königreichs Westfalen (1807—1813) verblieb Schmalkalden bis zur Aufhebung des Kurfürstenthums Hessen bei letzterem.

Ein Hofglanz entfaltete sich für die Stadt wieder unter der Witthumsherrschaft der Landgräfin Hedwig Sophie, welche auf dem Schlosse droben 1680 ihre Residenz aufschlug und daselbst am 16. Juni 1683 starb. Ihr irdisch Theil ward nach der Fürstengruft zu Kassel feierlich übergeführt. Mancherlei Schöpfungen erzählen noch heute von der fürsorglichen Fürstin, die in ihrem religiösen Eifer freilich oft über's Ziel hinausschoß und als Reformirte Stiftungen und Maßnahmen auf Kosten der lutherisch Gesinnten in's Leben rief. So ist es ihr denn auch gelungen, die Ausbreitung der reformirten Kirche in Stadt und Land Schmalkalden zu erzwingen.

Auch der siebenjährige Krieg wie die Napoleonische Zeit brachten Schmalkalden viel Ungemach, trotz der unmännlichen und undeutschen Kriecherei, welche der „Maire" Lutz und die in Treue ersterbende Bürgerschaft der „geheiligten Person" des Königs „Immer Lustik" auf Wilhelmshöhe entgegenbrachten. Nach der Völkerschlacht bei Leipzig kehrten die alten Verhältnisse wieder. Das famose Königreich Westfalen mitsammt seinem Herscher und dessen Harem fiel auseinander, der Kurfürst und seine Familie hielten wieder Einzug, und Schmalkalden jubelte dem alten Landesvater zu. Der Rückzug der Franzosen brachte Schmalkalden schwere Kriegslasten. Als die Franzosen endlich durch waren, rückten die Oesterreicher, 250 000 Mann stark, in die Stadt. Mehrere Tage lagen die Regimenter hier, ebenso das kaiserliche Hauptquartier. In dem sogenannten Hessenhof am Neuenmarkte war Kaiser Franz I. abgestiegen. Sein Kommen, sein sonderbarer Einzug — er erschien inmitten eines Bataillons Kroaten in einer offenen, von zwei grauen Pferden mit gestumpften Schwänzen und Ohren gezogenen Chaise, unter einem großen, rothen Regenschirme sitzend!

— brachte natürlich die ganze Stadt in Aufregung. Köstliche Anekdoten aus jener Zeit gehen noch heute in Schmalkalden um. Als man sich beim Monarchen darüber beklagte, daß seine Soldaten Waaren überall nähmen und dieselben garnicht oder doch nur mit elenden Kupfermünzen bezahlten, da entgegnete Franz I. huldvoll: „Ja! meine Leut' müssen halter auch leben!"

Noch mancherlei wäre aus der Geschichte Schmalkalden's aus der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts von Irrungen und Wirrungen, Aufständen und sonstigen Ereignissen zu erzählen. Doch wir eilen dem Abschlusse der Geschichte zu. Die Kriegsereignisse von 1866 brachten Schmalkalden an Preußen. Das mächtige Waldgebiet im Rücken der Stadt bis hinauf zum Rennstieg, der sogenannte „Hessenwald", ward seitens König Wilhelm's I. an den Herzog Ernst II. von Sachsen-Koburg und Gotha als Dank für geleistete treue Dienste geschenkt. Seit jenem Tage vollzieht sich für Schmalkalden ein neuer Aufschwung. Liegt auch noch mancher Schatten über der eigentlichen Industrie dieser Gegend, die Stadt selbst zeigt ein anderes Gepräge. Lebendiger pulst jetzt der Verkehr hier. Der mehrfache Anschluß an das Bahnnetz Deutschlands, die günstige Aufnahme Schmalkalden's als Soolbad und Sommerfrische, als Ziel deutscher Wanderer, die mit Behagen es sich in dieser erinnerungsreichen Reformatorenstadt wohl sein lassen — alles dies vereint sich, frisches Blut dem Leben und Bilde Schmalkalden's einzuführen.

Und nun wollen wir selbst die Wanderung über seine Gassen und Plätze antreten!

Manches von den Gebäuden, welche einst die mittelalterliche Stadt zierten, ist heute verschwunden, so das schöne, am Schloßberge gelegene Kollegial-Stift, so das Augustiner-Mönchskloster, von dem sich nur noch der Name „Auf dem Kloster" an einer Stelle zwischen dem Neumarkt, dem Schmied-

hof und der Schmalkalde erhalten hat. Schon ehe die Reformation dieser frommen Stätte das Lebenslicht ausblies, hatte man einen Theil der Mönche ausgetrieben und sie gezwungen, dem Skandal ein Ende zu machen, ihre Köchinnen zu heirathen. Wo sich heute die Gebäude der Gesellschaft „Erholung" erheben, stand einst das an Stelle der St. Jakobskapelle erbaute Chorherrenstift St. Egidii und St. Erhardi, eine stets bevorzugte Lieblingsschöpfung der Grafen von Henneberg. Berthold X. fügte dem Stift im Jahre 1584 eine Kirche an, in welcher das Herz des Reichskanzlers Kaiser Ludwig's des Bayern in einer goldenen Urne beigesetzt wurde. Nach Einführung der Reformation diente die ehemalige Stiftskirche als Schloßkirche, und bedeutende Theologen wirkten an ihr. Zuerst der um die Reformation hochverdiente Aquila. Bekannt ist ja, daß derselbe beinahe eines Märtyrertodes gestorben wäre. Als im Jahre 1522 Soldaten des Ritters Franz von Sickingen die Ehrenburg belagerten, wollten sie Aquila zwingen, einer Kanonenkugel die Taufe zu geben. Da derselbe dies weigerte, so luden sie ihn umgekehrt in einen Mörser und suchten denselben abzubrennen. Nur ein Wunder war es, daß derselbe nicht losging. Wie herrlich dieser Reformator zu predigen verstand, daß geht aus einer zeitgenössischen Kritik hervor, in welcher es heißt: „Die Predigten in der Stadtkirche schmeckten wie Rüben und Kraut, Aquila's Predigten daneben wie lauter Gesottenes und Gebratenes."

Verschwunden ist auch die zwischen Schmalkalden und Asbach gelegene große Kapelle „Zum heiligen Grabe", welche ein reicher, aus Palästina heimkehrender Pilger, überrascht durch die Aehnlichkeit der Gegend, hier begründet hatte. Alles fand man hier wieder, was im Gelobten Lande die Wallfahrer entzückte: Den nahen Oelberg, den Bach Kidron und ein mit lebendiger Hecke umgebenes Gärtlein, den Garten Gethsemane. Mit der Reformation begann der Zerfall dieser

Kapelle, die reich ausgestattet war. In den Mauerresten, welche bis zum Anfang dieses Jahrhunderts noch bestanden, sollen in der That Schätze verborgen gewesen sein. Um diese Zeit bemerkten Arbeiter, welche in der frühen Morgendämmerung nach Asbach in die Fabrik wanderten, mehrere dunkle Gestalten, die sich an dem alten Gemäuer zu schaffen machten. Als man späterhin mit noch Anderen die Kapellenruine aufsuchte, fand man aus der Mauer einen Stein frisch herausgenommen und dahinter einen hohlen, einer Kassette ähnlichen Raum. Man erfuhr dann auch, daß am Abend vorher einige Mönche aus dem Würzburgischen im Dorfe Niederstille eingekehrt waren, noch in der Nacht aber aufgebrochen waren, unter dem Vorgeben, weiter nach Erfurt ihre Reise fortsetzen zu müssen. Sie hätten auch einen Führer mitgenommen, der ihnen den Weg zum Heiligen Grabe zeigen mußte. Dort angekommen, hatten sie den Mann heimgeschickt. Ob ein Fund an Schätzen oder vielleicht auch an wichtigen Urkunden in der That gemacht worden ist, hat freilich Niemand erfahren. —

Wer sich der Reformatorenstadt zu Fuß nähert, dem fällt zuerst das im Osten auf dem Questenberge hochragende Schloß Wilhelmsburg auf, das noch heute trotz seines Zerfalls, trotz der Veränderungen, die es im Laufe der Zeit erfahren mußte, einen vornehmen und bedeutenden Eindruck hervorruft. Freilich, sein hohes Mansardendach ist durch ein anderes Schutzdach ersetzt worden; verschwunden sind die zum Park führenden Freitreppen, die rauschenden Bäume, die köstlichen Steingebilde. Die Mauern mit ihren Thürmen, Zwingern und Erkern sind zum Theil zerfallen, Gras wächst auf den Höfen, Oede wohnt in den Hallen, aber ein Edelstein aus der Glanzzeit der Renaissance bleibt die Wilhelmsburg, nach deren Vorbild Schloß Frederiksborg bei Kopenhagen erbaut wurde, doch und hat diese auch jüngst in einem architektonischen Werke,

das die schönen Steinportale und Thürfassungen, die Stuckarbeiten und Frescomalereien des Innern würdig zur Anschauung bringt, ihre verdiente Verherrlichung gefunden.

An Stelle des Schlosses Wilhelmsburg stand ehemals die Burg Wallraff (auch Wallrab oder Walluf genannt). Nur einige Mauerreste haben sich noch von ihr erhalten. Ebenso spärlich fließt aber auch die Quelle ihrer Geschichte. Sie muß bereits in sehr alter Zeit bestanden haben, wird aber erst mit Namen im Jahre 1319 erwähnt. Lange theilten sich die Henneberger mit den hessischen Grafen in den Besitz der Burg, über welcher ein Burgfrieden geschlossen war. Wie es scheint, haben jedoch nur die Henneberger droben gewohnt. Als Burg Wallraff baufällig geworden war, ließ Landgraf Ludwig IV. von Hessen 1584 das neue Schloß aufbauen, das nach allen Beschreibungen ein überaus glänzender Bau gewesen sein muß. Es wurde nach dem Erbauer Wilhelmsburg getauft und bei der Grundsteinlegung waren sämmtliche Schulknaben zur Feier entboten, wobei ein jeder drei Hammerschläge ausführen mußte, wofür er mit rothem und weißem Wein bewirthet wurde. Oft und gern sind dann die Landgrafen hierher gekommen, Hof auf der Wilhelmsburg zu halten. Die ergiebige Jagd in den Waldbergen lockte sie ebenso, als die rührige Stadt, mit deren Name für ihr Herrscherhaus so viele wichtige und heilige Erinnerungen verknüpft waren. Einmal hielt auch, man schrieb das Jahr 1600, eine aus zwanzig Köpfen bestehende Gesandtschaft des Schah von Persien auf ihrer Reise von Kassel nach Wien auf der Wilhelmsburg Einzug. Damals sahen die Schmalkaldener zum ersten Male die ihnen völlig fremde Sitte des Tabakrauchens.

In den Freiheitskriegen ward das Schloß mehrfach zum Militärlazareth umgewandelt. Von da ab begann der Verfall. Für den Hof von Kassel war damit das Schloß aus der Reihe der Herrschersitze gestrichen. Und so schreitet die

Zerstörung ruhig, aber sicher vorwärts. Eine Wiederherstellung des Schlosses ist seitens der preußischen Regierung abgelehnt worden, nur was noch zu erhalten ist, das soll erhalten werden. Doch leer stehen in langer Flucht die Gemächer und drinnen arbeitet rastlos die geheime Zerstörung. Die kostbare und interessante Kapelle dient im Winter noch zu Gottesdiensten. Von den hundert Zimmern, welche der vierflügelige Bau enthält, sind nur wenige von Beamten bewohnt. Ferner hat die Gewerbehalle und in dem im oberen Stockwerke des östlichen Flügels belegenen Riesensaale nebst Anräumen die Sammlung und Bibliothek des „Vereins für Hennebergische Geschichte und Landeskunde zu Schmalkalden“ ein Heim sich begründet. Unter der sachkundigen und werkthätigen Leitung und Arbeit seines Vorsitzenden, Apotheker Matthias, dem Besitzer der alterthümlichen Rosen-Apotheke in der Steingasse, hat der genannte Verein in verhältnißmäßig kurzer Zeit eine Sammlung geschaffen, welche Forschern und Freunden der Landeskunde Achtung und Interesse einflößen muß und in kulturgeschichtlicher Beziehung die anschaulichsten Bilder aus verschiedenen Jahrhunderten gewährt. Ein Verzeichniß der dort aufgestellten Schätze kann hier natürlich nicht gegeben werden. Nur zwei Luther-Erinnerungen mögen hier angeführt sein.

Die eine sind die acht buntbemalten Glasfenster, welche ein Jahr nach der Anwesenheit Luther's in Schmalkalden der Rentmeister Balthasar Wilhelm 1538 in den Fensterflügeln seines Hauses anbringen ließ. Dieselben, zum Theil freilich arg beschädigt, stellen die Bilder und Wappen der fürstlichen Stützen und Träger der Reformation dar. Auch die Inschriften, welche diese Buntglasschildereien beschreiben, sind stellenweise vernichtet und zerstört.

Das andere Schmuckstück der Sammlung ist ein medaillonartiges Bronzebild des Reformators aus dem

Jahre 1520, das Luther im kräftigen Mannesalter, das Haupt mit einer Kappe bekleidet, zeigt. Ludwig Bechstein hat dieses Bildniß mit einem Rahmen umgeben lassen, dessen Holz aus der Lutherbuche bei Altenstein stammt. Mit seinem Namen setzte er dann zugleich folgenden Vers darunter:

„So wie dies Bild in Erz sah Luther aus
Als er des Papstes Bannbrief kühn verbrannte,
Und als ein Jahr darauf zum sichern Wartburghaus
Von Freundeshand geschirmt, er seine Schritte wandte.
Beim Holzstoß, der vor Wittenberg geflammt,
Verzehrend Papstgesetz, sammt seinem grimmen Fluche,
Wie bei dem Holz der hehren Lutherbuche
Denkt an den Segen, der von Luther stammt.
Zum Andenken geweiht von Ludwig Bechstein." — —

Von dem Schlosse Wilhelmsburg, das herrliche Ausblicke zum Gebirge, auf die Stadt und in die hier einmündenden Thäler bis hinüber zur Hohen Rhön gewährt, steigen wir nun hinab zur Stadt. Seitlich ragt noch ein stattlicher, gut erhaltener Zwinger, Pulverthurm genannt, unweit des einstigen Stillerthores auf. Nicht weit davon, schräg gegenüber mehreren interessanten, alten Häusern, liegt der Renthof oder Henneberger Hof, jetzt das Amtsgericht umschließend. An der Seitenwand des stattlichen Raums ist ein herrlich ausgearbeitetes Wappen eingelassen worden. Von hier aus erreicht man bald den nahen Lutherplatz, einst Töpfersmarkt geheißen.

Hier finden wir das hochgiebelige Lutherhaus, das freilich nach seinem 1878 erfolgten Umbau äußerlich wie im Innern eine völlige Aenderung erfahren hat. Im Vorsaal der von Luther einst bewohnten zwei Räume des dritten Stockwerkes, wo der Reformator während seiner Krankheit den Bundesgenossen über den Glauben predigte, da sind die Figuren der vier Jahreszeiten als Stuckarbeit mit den Bezeichnungen angebracht: Ver, Aestas, Autumnus, Hyems. Die Decke des Eckzimmers zeigt das hessische Wappen aus

dem 16. Jahrhundert, ebenso das Petschaft Luther's und Melanchthon's. In der Giebelfront des Hauses zwischen den Fenstern beider Zimmer sind diese beiden Wappen der Reformatoren noch einmal angebracht, dazwischen die Hausmarke des Besitzers im Jahre 1637: R. S. (Reinhardt Stiefel), darunter ein Schwan mit der Umschrift:

„Versammlungshaus der Evangel. Stände U. Theologen Bei Verfertigung der Schmalkald-Artikul Anno MDXXXVII."

Ferner ist darunter noch eine Inschrift angebracht worden:

Dem
Andenken
Dr. Martin Luthers
gewidmet
von
Stadt Schmalkalden
den 31. October
1837.

Seit dem Lutherfeste 1883 prangt noch eine dritte Inschrift an diesem denkwürdigen Hause: „In diesem Hause wohnte Dr. Martin Luther im Jahre 1537."

An der linken Vorderecke des Lutherhauses steht seit langen Jahren ein ganz eigenthümliches Steingebilde, ein etwa anderthalb Meter hoher Löwe, aus dessen Leib zwei Köpfe, rück- und vorwärtsschauend, emporwachsen. Die Stilisirung dieses Steinbildes weist auf ein hohes Alter zurück. Welchem Zwecke dasselbe gedient hat, bleibt unentschieden. Möglich, daß der doppelköpfige Löwe einst ein Stadtthor zierte, vielleicht auch dem Schlosse entstammt. Es ist aber auch nicht ausgeschlossen, daß er ehemals in der Nähe des Lutherhauses seinen Platz hatte, um den hier beginnenden Burgfrieden, die Schloßfreiheit, anzuzeigen.

An der Rosen-Apotheke vorüber gelangen wir zum Alt-

markt. Hier drängen sich die Erinnerungen und Denkmäler zusammen. Hier steht der stattliche Gasthof „Zur Krone“, das Rathhaus, die Stadtkirche. Auch die „Krone“ hat leider 1880 einem Neubau weichen müssen. Von der Einrichtung des kleinen, eine Treppe hoch gelegenen Ecksaales, in dem die Berathungen dann und wann stattfanden, ist nichts mehr vorhanden. Die Holztäfelungen zeigten sich unbrauchbar und zerstört, die schönen Glasfenster sind spurlos verschwunden. Ein hölzerner, mit Zinn ausgelegter Pokal, den Luther damals benutzt haben soll, gelangte vor einigen Jahrzehnten in den Besitz des Herzogs von Sachsen=Koburg und Gotha und soll dann in das Brittische Museum zu London gewandert sein.

An das Eckhaus der „Krone“ stößt der heitere Renaissancebau der Reichspost. Vor derselben rauscht der Lutherbrunnen, welcher unter gothischem Spitzdache die Büste des Reformators zeigt. Die Einweihung dieses Zierbrunnens fand am 400jährigen Lutherfeste statt. Nahe dem Lutherbrunnen steht das alterthümlich ausschauende Rathhaus. Der denkwürdige Bau, der so manche Versammlung des Schmalkaldischen Bundes sah, entstammt dem 15. Jahrhundert. Der Anbau, damals die Verkaufshallen der Weber und Tuchmacher enthaltend, ward im Jahre 1538 aufgeführt. Durch einen 1886 vorgenommenen Umbau wurden Haupt= und Nebengebäude für behördliche Zwecke zusammengezogen. In dem großen, im ersten Stockwerk befindlichen „Audienzsaal“, kenntlich durch das breitgeschwungene Rundbogenfenster, fanden die Sitzungen des Bundes statt.

Unweit des Rathhauses erhebt sich die schöne Stadtkirche, trotz der Verwüstungen, welche die Bilderstürmer anrichteten, trotz der geschmacklosen Um= und Einbauten einer späteren, pietätlosen Zeit, doch ein hehrer, interessanter Bau, auch ohne die gewaltigen Erinnerungen, welche mit diesem Gotteshause dauernd verknüpft sind. Ihre zwei hochstrebenden Thürme

sind ein Wahrzeichen Schmalkalden's. An Stelle einer ehemals hier bestandenen romanischen Kapelle — ein letzter Ueberrest derselben ist das Gemäuer des unteren Theiles des südwestliches Thurmes! — ward die Kirche 1413 zu bauen begonnen. Der völlige Ausbau erfolgte 1509. Die Einweihung des dem heiligen Georg geweihten Gotteshauses vollzog bereits 1504 der Bischof Heinrich von Würzburg. Letzterer starb auch in Schmalkalden und ward damals in der nun völlig verschwundenen Kapelle „Zum Heiligen Grabe“ beigesetzt. Die Bausumme belief sich, wenn der Chronist recht berichtet, für damalige Verhältnisse außerordentlich hoch. Es werden dafür 300 000 Thaler angegeben. Trotz der Doppelemporen, welche man späterhin einfügte, ruft das Innere doch einen weihevollen Eindruck hervor. Von lichter Schönheit zeigt sich der hohe Chor. Ueber der Thür zur Sakristei hängt ein angeblich von Lukas Cranach gemaltes, lebensgroßes Bild Luther's, dem man durch Uebermalung leider arg mitgespielt hat. Ueber der Sakristei befindet sich ein mit Büchern, Briefen und werthlosen Bildern angefülltes Zimmer. Man hat es das „Lutherstübchen“ getauft, weil, der Ueberlieferung nach, der Reformator aus dem kleinen Fenster heraus pflegte den Predigten zuzuhören. Diese Erzählung hat übrigens wenig Wahrscheinliches für sich. Berühmt ist die Stadtkirche zu Schmalkalden aber noch durch drei Dinge: durch ihr herrliches Geläut, durch die Aussicht, welche sich von dem Thurme aus erschließt, und endlich durch ihre Orgel, ein Meisterwerk, welches J. H. Wedemann aus Meiningen in den Jahren 1692—1694 erbaute. Die wundervolle Klangfülle und Schönheit dieses Werkes wirkten so zauberisch auf Gottfried Vierling, welcher hier als Organist angestellt war, daß der berühmte Komponist († 1813) sich von Schmalkalden nicht zu trennen vermochte, trotz mancher ehrenvoller Anerbieten, die ihm gemacht wurden.

Doch noch von einem anderen Tonkünstler erzählt Schmalkalden, dessen eines Lied Millionen deutscher Herzen entflammte: von Karl Wilhelm, dem Komponisten der „Wacht am Rhein“. Sein Vater war in Schmalkalden als Stadtmusikus angestellt. Hier verlebte der junge Wilhelm seine Jugend. Späterhin wirkte er 1840—1865 als Direktor der Liedertafel in Krefeld. Die Melodie der „Wacht am Rhein“ (Text von Max Schneckenburger, † 1849) war schon um die Mitte des Jahrhunderts entstanden. Gelegentlich der silbernen Hochzeitsfeier König Wilhelm's I., 11. Juni 1854, ließ Karl Wilhelm seine zündende Weise von 100 Sängern dem Monarchen vortragen, ahnungslos, daß dieselbe einmal noch bestimmt sei, an den Siegen über Frankreich so hervorragenden Antheil zu nehmen. 1860 war Wilhelm zum Königlichen Musikdirektor ernannt worden. Wegen zunehmender Kränklichkeit hatte sich der Komponist nach seiner Vaterstadt Schmalkalden zurückgezogen. Als Dank für sein zur Nationalhymne gewordenes Lied ward ihm 1871 eine jährliche Ehrengabe von 3000 Mark zugestanden. Man lud den schwerkranken Komponisten nach Berlin ein und überhäufte ihn daselbst mit Ehrungen aller Art. Aber der Tod stand schon hinter ihm. In dem Hause am Lutherplatze zu Schmalkalden, eine Tafel bezeichnet dasselbe, wo Karl Wilhelm Wohnung genommen, da ist er auch am 26. August 1873 entschlafen.

Schmalkalden hat den berühmt gewordenen Sohn dankbar geehrt. Auf dem Altmarkt vor dem Rathhause erhebt sich das ihm gewidmete Denkmal: eine Germania auf einem Sockel stehend, der das Bildniß des Komponisten zeigt. Von hier aus wandert man die mit alten Häusern umsäumte Straße zum ehemaligen Querthore, welche Stelle noch der auf einer Seitenmauer prangende Löwe mit dem hessischen und dem städtischen Wappen anzeigt. Unweit davon ragt die stattliche, thurmgeschmückte Todtenhofskirche empor. Ringsum gehört

alles den Todten. Wir treten von der Straße durch die Eingangspforte in den stillen Garten und wenden uns gleich links zu einem Hügel zwischen Thor und Mauer. Epheu umgrünt ihn und einen Marmorstein, auf dem wir lesen:

„Hier ruht
in heimathlicher
Erde
Karl Wilhelm
Musikdirektor in Krefeld
geb. 5. Sept. 1815
gest. 26. Aug. 1873."

Da bleiben wir sinnend stehen. Blumen blühen, zwischen Lebensbäumen, Eschen, Kreuzen und Denkmalen spielt die Sonne heimlich Versteck. Es rauscht durch die Wipfel leise, versöhnender Friede umschwebt uns. Und doch: wie in weite Ferne gerückt, steigt ein anderes Bild empor. Fahnen flattern, der Marschtritt ungezählter Kolonnen Krieger tönt an unser Ohr, es wogt und drängt über den Rhein, und dann erklingt vieltausendstimmig aus deutschen Kehlen als feurige Siegesweise: „Die Wacht am Rhein."

In der Zillbach.

Wenn der Landesherr von Sachsen-Weimar-Eisenach seinen fürstlichen Jagdgästen einen besonderen Genuß bereiten will, so geleitet er sie in die einsamen Hochwälder der Zillbach. Diese Jagdgründe sind seit langer Zeit die Stätte gewesen, wo die weimarischen Fürsten ihre Galajagden abhielten. Aber auch ohne hohen Besuch schweiften sie von jeher selbst mit Vorliebe alljährlich des öfteren hier hinüber, so lange das Hoflager in Wilhelmsthal oder auf der Wartburg aufgeschlagen war. Alle waidlustigen Fürsten zog es immer wieder in diese Forsten, deren Schmuck und Stolz nicht nur der starke Hochwildbestand, der Reichthum von Auerhähnen bildet, sondern auch die wahrhaft königlichen Wälder, deren hochragende Wipfel so feierlich bewegt über dem sinnend dahinschreitenden Wanderer rauschen.

Schon aus Goethe's Briefen an Frau v. Stein spricht mehr als einmal die Vorliebe seines fürstlichen Freundes Karl August für die Jagden in der Zillbach. Goethe selbst scheint jedoch wenig Antheil daran genommen zu haben. Amtsgeschäfte im eisenachischen und im weimarischen Oberlande führten ihn zuweilen nach Wilhelmsthal, doch auch während der Jagden wollte der Herzog auf seine Gesellschaft nicht gern Verzicht

leisten. Goethe behagte es Anfangs nicht in Wilhelmsthal. Es lag ihm zu tief. Die Feuchtigkeit, die dem See entströmte, der Nebel, der zuweilen das Thal in einen brodelnden Kessel wandelte, dies alles schien ihm ungesund und steigerte noch mehr seine Abneigung. Wenn dann der Herzog in der Zillbach mit seinen Gästen und Hofleuten jagte, dann saß er allein in Wilhelmsthal, schrieb an seinem „Wilhelm Meister“ und wünschte sich sehnenden Herzens zurück nach Weimar, zu der Geliebten seines Herzens. Ein solcher Seufzer durchdringt die Zeilen, die er am 18. Juni 1783 an Frau von Stein aus Wilhelmsthal richtete. „Mich verlangt sehnlich zurück,“ schreibt er, „der Herzog will auf Meiningen gehen, und ich will wieder zu Dir. Ich habe gezeichnet und ein Kapitel zu Wilhelm geschrieben. Der Aufenthalt ist hier nicht angenehm.“

In den letzten Jahren hat die Zillbach wieder hohe Tage feiern dürfen. Als Gast seines kunstsinnigen Großoheims, des Burgherrn der Wartburg, hat Kaiser Wilhelm II. zu wiederholten Malen in der Zillbach auf Auerhähne gejagt, mit glücklicherem Erfolge als sein heimgegangener Vater, der als Kronprinz des öfteren erfolglos von der Auerhahnbalze zur Wartburg und nach Berlin zurückkehrte. Der bewährte Führer auf diesen morgenfrischen Streifzügen in der Zillbach ist dem Kaiser bisher der in Wasungen wohnhafte weimarische Oberförster Kallenbach gewesen. Maler Schmidt in Weimar hat ein wirksames Bild geschaffen, das seitdem durch Vervielfältigungen auch weiteren Kreisen bekannt geworden ist und das den Kaiser Wilhelm im Jagdkostüm, die Büchse schußbereit in den Händen, begleitet von dem Oberförster, einer prächtigen, dunkelbärtigen Mannesgestalt, zeigt, wie Beide vorsichtig und gespannten Blickes durch den vom ersten Tagesschimmer noch schwach erhellten Hochwald schreiten.

Die Zillbach stellt eine landschaftlich anmuthig bewegte, von einzelnen Bergkuppen überragte, von munteren, forellen-

reichen Bächen durchplätscherte, weimarische Waldinsel dar, die ringsum von meininger Land umschlossen wird. Sie zieht sich linksseitig der Werra zwischen Wernshausen und Wasungen in einer Breite von ungefähr anderthalb und einer Länge von dritthalb Stunden entlang und wird durch das Thal der Schwarzbach in die große (nördliche) und kleine Zillbach geschieden. Das Hauptinteresse richtet sich auf die große Zillbach, die an Ausdehnung die kleine um das Dreifache überflügelt. Hier finden wir die schöne Waldeshalde „Die zehn Buchen", auf der schon manches fröhliche Waidmannsfest der Jäger gefeiert ward, hier birgt sich auch der Bach und das welteinsame Walddorf Zillbach, in dem sich das großherzogliche Waldschlößchen befindet. Aus Zillbach war es, wo im Jahre 1739 ein gewisser Simon Schenk hinüber nach Ruhla ging, dort den Beschlag der Pfeifenköpfe einzuführen und damit den Ruhm und die Wohlfahrt der Ruhl zu begründen. Er hatte damit den Grundstein zu einer ganz eigenartigen Industrie gelegt, die sich bald zu vollster Blüthe entwickelte, und deren Erzeugnisse längst über alle Meere, nach allen Welttheilen wandern, in die Kulturstaaten und zu den wildesten Naturvölkern. Der Beschlag der Pfeifen führte naturgemäß sehr bald zur eigenen Herstellung der Pfeifen. Das damals noch unbekannte, tief in seine steilen Berge eingekeilte thüringer Waldnest eröffnete im Ein- und Austausch von Waaren einen Welthandel. Wahrhaft staunenswerth entfaltete sich dieser Umschwung. Aus Kleinasien bezog man den Meerschaum, den Bernstein von der Ostsee, Weichselrohre aus Oesterreich, Harze aus Ostindien, Cedernholz vom Libanon, Bruyèreholz aus den Pyrenäen, Birken- und Buchsbaumholz aus Schweden, der weiteren edleren Holzarten und Hornmassen nicht zu gedenken. Dies Alles schuldet die Ruhl dem schlichten Arbeiter, der einst aus der Zillbach zu ihnen herüber gewandert kam.

Um die Zillbach lagern sich im Kreise die Ortschaften

Helmers, Georgenzell, Eckards, Schwarzbach, Oepfershausen, Wahns, Mehmels, Wasungen. Von hier bis Wernshausen bildet die Werra mit ihrem westlichen Gelände die Grenze. Nördlich ist es die Rosa, südlich die Katzbach, die eine Grenzlinie darstellen. Dazwischen ziehen sich in gleicher Richtung die Thäler der Zillbach und des Schwarzbach. Alle vier genannten Bäche haben auch Ansiedelungen ihren Namen verliehen. So finden wir die Dörfer Rosa, Zillbach, Schwarzbach, Ober- und Unterkatz. Nach Westen hin wird die Zillbach durch schöne Bergkuppen der Vorderrhön bewacht. An stillen, blauen Sommertagen ragen sie so ernst und feierlich empor, daß der Wanderer, der am Rande der Zillbach oder auf einer freien Höhe innerhalb des Waldreviers niedersitzt, immer wieder die Augen hinüber lenken muß. Dort hinter Rosa, wo sich in einem Thalkessel Roßdorf versteckt, da steigt der Nebelberg empor, um dessen Besitz am 4. Juli 1866 so viele brave Bayern und Preußen ihr Herzblut lassen mußten, dessen steile, kahle Wand am Abend jenes furchtbaren Tages wie besät schien mit den Leichen deutscher Männer. Daneben reckt die seltsam geformte Stoffelskuppe ihr steinernes, von düsteren Sagen umschwebtes Haupt empor, der langgestreckte Bleß, dessen Gipfel ein malerisches Jagdhaus des Herzogs von Meiningen trägt, wird sichtbar, und noch weiter westlich hebt jenseits des Thals der Felda der stolze Bayer seine Kuppe in die Luft. Südlich der Zillbach aber hebt die Große Geba, massig hingelagert, ihren breiten Rücken empor.

Den aus dem Werragrunde Kommenden öffnen sich die vier genannten Thäler, um in die Zillbach hineinzudringen. Wer in Wernshausen die Bahn verläßt, schlägt sich in den hier ausmündenden Rosagrund, bis er nach einer Stunde Wanderung das kleine meiningische Dörfchen Helmers erreicht, über dessen wenigen, von Tabaksblattguirlanden umzogenen Hütten die letzten Trümmerreste der Burg Frankenberg auf-

ragen, die in grauer Vorzeit eine Veste der stolzen Frankenherzoge war. Ein neunzig Fuß hoher Wartthurm hebt sich, seiner Spitze längst beraubt, über die Buchenwipfel des Burgberges.

Hier auf dem Frankenberg saßen später die Frankensteiner, jenes mächtige und reichbegüterte Adelsgeschlecht, dessen Stammburg oberhalb Salzungen sich erhob, von der aber heute kein Stein mehr zu sehen ist. Ausgang des 13. Jahrhunderts kam Burg Frankenberg erst kurze Zeit an die Abtei Hersfeld, dann an die Grafen v. Henneberg. 1525 fiel die Burg, auf der nur noch von den Hennebergern eingesetzte Burgmänner hausten, der Zerstörung einer wilden, habgierigen Bauernschaar zum Opfer, die vielleicht an demselben Tage noch das thalaufwärts gelegene Kloster Georgenzell ebenfalls der Vernichtung weihte. Das Geschlecht der Frankensteiner war damals längst verschollen. Geheimnißvoll, wie es einst in Thüringen auftauchte, zu Glanz und Macht gelangte, ist es späterhin auch wieder, verarmt und bereits halb vergessen, ausgelöscht. Der Metilenstein bei Eisenach, der Frankenstein, die Krayenburg bei Vacha, der Altenstein oberhalb Liebenstein, der Frankenberg, sie alle zählen zu den Burgen der Frankensteiner, die außerdem noch Dörfer, Höfe und weites Land auf und ab der Werra ihr Eigen nennen durften.

Zahlreiche Sagen haben einen dichten Kranz um das alte Burggemäuer gewoben. Drunten in Helmers erzählt man sich heute noch gern und geheimnißvoll von all' den grausigen Dingen, von dem letzten Grafen und seiner bildschönen Tochter und beider schrecklichem Ende. So manches Kräuterweib hat droben am Fenster den letzten Grafen geschaut, in grüner, goldblitzender Kleidung, wie er freundlich nickte und funkelndes Metall vom Thurm herabwarf — aber keine der Alten hat es gewagt, näher zu treten. Sie sind alle zum Tode erschrocken heimgeeilt. Aber mancher Fund ist hier

im Schutt der Burgtrümmer schon gemacht worden. So fand ein Kind, das bunte Schneckenhäuschen suchte, einmal eine alterthümliche, schwere, goldene Kette. Die haben dann die armen Eltern gegen ein Abendmahlskleid eingetauscht. Alte Leute in Helmers und Umgegend kennen auch noch ganz genau die „Heidengräber“ in der Nähe der Burg. Da liegen die Frankenherzoge Helmerich und Markomir in voller Pracht begraben. Auch den Stein im Walde wissen sie, wo die von den Hunnen gemißhandelte Tochter des letzten Grafen auf Frankenberg eingescharrt ward.

Am Dorfe Helmers beginnt links die Zillbach und begleitet uns nun hart neben der Straße, die über Georgenzell, Rosa nach Roßdorf führt, wo der diesen Grund durchziehende Bach in der stark aufbrausenden Seidenquelle entspringt, die kaum ein Dutzend Schritte weiter bereits die erste Mühle treibt. Ehe die Eisenbahnen den Verkehr an sich zogen, nahm der Handel zwischen Nord- und Süddeutschland auch durch den Rosagrund seinen Weg. Auch eine alte Etappenstraße bildete der Grund. 1815 führte Kaiser Franz seine Truppen hier hindurch nach Frankreich.

Zwischen Helmers und Georgenzell liegt der schönste Theil des Rosagrundes. Rechts der Straße dehnt sich der schmale Wiesengrund, umsäumt von der Wand des Rothen Berges, hinter dem seitlich der wildreiche Bleß sein dunkles Haupt erhebt. Zur Linken öffnen sich durch das Wildgatter stimmungsvolle Blicke in den prächtigen Waldbestand der großen Zillbach. So still ist's hier stets, daß man deutlich das Plätschern des Baches vernimmt und aufhorcht, wenn ein Raubvogel mit häßlichem Ruf durch die leis schwankenden, hohen Fichtenkronen streift.

In dreiviertel Stunden ist Georgenzell erreicht, ein armes, kleines meiningisches Dörfchen. Es ist, wie schon der Name andeutet, aus einem Kloster hervorgegangen, das 1310

Berthold von Wildprechtrode hier begründete und mit cisterzienser Mönchen besetzen ließ. Georgenthal im Thüringer Walde war das Mutterkloster. Die Ueberweisungsurkunde an diese stattliche Klosterabtei ist im Jahre 1326 aufgestellt worden. Der Volksmund erzählt, daß Kloster Georgenzell, das sich zuweilen auch „Georgenzell unter der Burg Frankenberg" nannte, einst Wolfszell geheißen habe. Denn über dem Hauptportal des Klosters, von dem übrigens heute kaum noch ein Stein zu sehen ist, hat einst ein in Sandstein gehauenes Wolfshaupt geprangt. Und das habe folgende Bewandtniß gehabt: Als man an die Erbauung des Klosters ging, war es gerade ein sehr strenger Winter, so daß selbst die reißenden Thiere, von Hunger und Kälte getrieben, aus ihren Waldbergen bis zu den Wohnungen der Menschen flüchteten. So kam auch zu den Bauleuten des Klosters alltäglich ein starker Wolf, der immer zutraulicher sich geberdete und schließlich sogar Handwerkszeug und Baumaterial herbeitrug. Das hat man ihm nicht vergessen. Zur Erinnerung an das treue Thier ward sein Bildniß über dem Eingang zum Kloster vom Steinmetz angebracht.

Es ist dies natürlich völlig unbegründet, daß das Kloster jemals Wolfszell geheißen hat. Es war dem heiligen Georg geweiht. Durch fromme Zuwendungen und geschicktes Spekuliren kam es bald zu großem Reichthum. Viel Land und Wald ringsum nannte es sein. Noch heute heißt ein ausgedehntes Waldgebiet der Abtsberg. Langes Leben war dem Kloster jedoch nicht beschieden. 1525 sank es im Bauernkriege in Schutt und Asche, nachdem es nur zwei Jahrhunderte bestanden hatte. Von den Steinen haben sich dann die Bewohner des Ortes ihre Hütten, Scheuern und Gartenmauern errichtet, auch die Kirche des benachbarten Dorfes Rosa ist aus alten Klostersteinen erbaut worden.

Von Georgenzell wendet sich die Grenzlinie der Zillbach

im scharfen Knick südlich am Dorfe Eckardts vorüber bis zur Schildbachmühle, um dann südöstlich bis zum Dorfe Schwarzbach zu streichen. Der hier beginnende Schwarzbachgrund, der unterhalb Wasungen in das Werrathal einmündet, bildet, wie schon früher bemerkt, die Scheide zwischen der großen und kleinen Zillbach. Von Georgenzell bis zur Schildbachmühle dehnt sich westlich ein hügeliges, zum Theil mit Waldinseln besetztes offenes Gelände. Dieser Landstrich ist deshalb nicht ganz ohne Interesse, weil frühere Geschichtsschreiber hier die Stätte gefunden haben wollten, wo 1079 Kaiser Heinrich IV. durch die verbündeten Sachsen und Thüringer auf's Haupt geschlagen wurde. Was sie zu dieser Annahme bewog, waren die allerdings merkwürdigen Flur- und Forstbezeichnungen wie: Streitgrund, Habereller, Schlageller, Sachsenau, Kaisersgraben, Kaisererbe und andere mehr. Neuere Untersuchungen haben diese Ansicht bekämpft und zurückgewiesen und für die auffälligen Namen natürliche Erklärungen erbracht.

Sagenboden ist eben hier herum Alles, und wer furchtsam und schreckhaft ist, der meide es, zur Dämmerzeit oder Nachtstunde die Zillbach zu durchwandern oder durch die Fluren, die das Dorf Eckardts einschließen, einsam des Weges zu ziehen. Es ist so Mancher, bis in's Innerste aufgerüttelt, spät daheim angelangt und hat sein Lebtag das Spukgesicht nicht wieder vergessen, das ihn unterwegs höhnte, lockte oder bis zum Zittern erschreckte.

Im Eckardtser Thal, das sich quer durch die Zillbach zum Rosagrunde durch schweigenden Hochwald windet, da begegnen einem sehr oft riesengroße, schwarze Männer. Auch der Pfarrer von Rosa sah sie einmal. Es waren ihrer drei. Und als er bangend fragte: „Wo hinaus?“ antworteten sie mit tiefschauerlicher Stimme: „Nach Ungnadenhausen!“ Da hat es den Gottesmann gegraust und er hat müssen die ganze Nacht im dunklen Walde umherirren.

Beim Dorfe Zillbach soll auf einer Stelle, die das Volk „Ales" getauft hat, ein Nonnenkloster gestanden haben. Die Geschichte erzählt zwar nichts davon, aber das Volk weiß in diesen Dingen ja stets besser Bescheid. Jedenfalls sieht man dort in der Nähe zuweilen zur Geisterstunde ein blasses Kloster-fräulein umherschweifen. Das trägt gewöhnlich eine Laterne und seufzt gar bänglich. Dann macht es sich auf, wandert über Berg und Thal bis nach Georgenzell, wo es auf dem ehemaligen Klosterkirchhofe verschwindet. Dort ruht gewiß ihr Liebster, meint das Volk, und das läßt ihr keine Ruh. An der Eselsmühle am Ausgang von Zillbach sieht man hin und wieder einen Esel. Bald ist's eine greifbare Gestalt, dann wieder nur ein Schatten. Das rührt noch vom dreißig-jährigen Kriege her, als ein Kroatenführer leidenschaftlich für die Müllerstochter in Zillbach entbrannt war. Sie befand sich just allein im Hause, als der Kroat mit einem seiner Reiter angesprengt kommt, um Einlaß zu begehren. Als alles Bitten nichts fruchtete, stieg der Tollkühne auf das still-stehende Rad, um so in ein Fenster hineinzusteigen. Da ließ das Mädchen die Wasser darüber rauschen und der Kroat stürzte zerschmettert in das Mühlgetriebe. Sein Begleiter schwur Rache und setzte den rothen Hahn auf das Dach der Mühle, so daß das Mägdlein elendiglich verbrennen mußte. Die Strafe aber ereilte den Brandstifter bald. Als er Pferde-getrappel von Zillbach her vernahm, wollte er in den Wald, wo er sein Roß angebunden hatte. In der Dunkelheit erwischte er jedoch den Müllereſel, der nun mit seiner unge-wohnten Last in vollem Laufe in die Flammen der brennenden Mühle hineinjagte.

Auch auf dem Waldplatz „Die zehn Buchen" in der Zillbach ist es nicht ganz geheuer. Kam einmal gegen Abend ein Bäuerlein da entlang, das hatte in Wasungen einen lang-wierigen und kostspieligen Prozeß gegen seine Eltern beendet

und — verloren. Als es nun bei den zehn Buchen angelangt war, verfluchte es die Eltern, das Gericht, sein ganzes Leben, und wünschte sich einen Strick, dem Dasein ein Ende zu machen. Siehe, da lag plötzlich vor ihm ein ganz neuer, sehr geeigneter Strick. Da erschrak der Bauer. Im weiten Bogen schlich er um das furchtbare Geschenk, ging nach Hause und gelobte sich, fortan ein besserer Mensch zu werden.

Längs der Zillbach über die Höhe zu wandern, wo sich das Dorf Eckardts ausbreitet, ist ein Genuß. Vom Westen herüber grüßen die blauen Kuppen der Vorderrhön, drüben am waldbedeckten Hange des Hahnkopfes liegt das einstige Kloster Sinnershausen, während vor uns die Große Geba den weiteren Ausblick nach Süden hemmt. Dicht zur Linken streifen wir den Zillbacher Forst. Heute hat hier die Kiefer den alten Buchenbestand verdrängt, der ehemals in diesem Theile der Zillbach lange sein Recht behauptete. Das ist aber daher gekommen, daß man einmal ein junges Mädchen als Hexe angeklagt hat, die darauf das Centgericht zu Friedelshausen zum Feuertode verurtheilte. Alles Bitten und Flehen half nichts. Als es nun auf seinem letzten Gange bei Eckardts die Zillbach entlang schritt, da bat es unter Thränen zu Gott, er möge zum Zeichen seiner Unschuld die Wipfel über ihm verdorren lassen. So ist es denn auch geschehen. Immer wieder starben die Buchenwipfel ab, bis endlich die Kiefer kam, um fortan die Herrschaft anzutreten.

Beim Dorfe Schwarzbach beginnt der zu beiden Seiten von dicht und hoch bewaldeten Bergen eingerahmte Grund gleichen Namens, noch einsamer als der Rosagrund. Ein paar Mühlen liegen darinnen; ruhelos braust das Wasser über die Räder. Die Berge treten zusammen, das Thal scheint sich zu schließen. Eine neue Wegbiegung, und wieder lacht frischer Wiesenteppich aus der Tiefe; stattliche Rinder stehen käuend darauf, ein paar Ziegen hüpfen dazwischen und

deutlich hallt der helle Ton ihrer Metallglöckchen herauf. Auch dieses Bild bleibt bald zurück. Die Straße windet sich um eine neue Bergkante. Da steht aus Fichtenstämmen roh gezimmert eine zeltartige Hütte. Mit Moos und Rinde ist die Wand bedeckt, vor dem Eingang ist eine Holzbank angebracht. Da sitzt ein Mann, bärtig und berußt, und blickt in den blauen Sommerhimmel. Unweit davon glimmt und zuckt es aus einem aufgethürmten Holzhaufen und schwebt in einer graublauen Rauchsäule über das Thal hin. Im Halbkreis um diesen Kohlenmeiler ist aus durcheinander geflochtenen Zweigen eine Art Schutzzaun gezogen. Aus dem Walde klingt das knarrende Klopfen eines Spechts.

Höher steigt die Straße, vor uns öffnet sich jetzt Thal und Wald, das Klappern und Pfeifen einiger Sägemühlen tönt herauf, und dann — ein überraschend schönes Bild! — breitet sich vor uns tief im Grunde das malerische Werrathal aus. Zur Rechten schmiegt sich drüben an die steile Felsenwand das Städtchen Wasungen, von Burg Marienluft hoch überragt. Auf und ab den Werragrund Dörfer und Städtchen bunt aneinander gereiht, dazwischen blinkende Teiche und das Wasser der Werra. Mäher schreiten langsam über die Wiesen, flinke Dirnen häufeln das Heu oder füllen die harrenden Ochsenwagen damit. Ein Bahnzug braust vorüber. Einen Augenblick stockt die Arbeit, dann hat das Bild die alte Form und Bewegung wieder angenommen.

Auch im Schwarzbachgrund wohnt die Sage. Wo in die Straße vom Geißberge herab, der sich zwischen Wasungen und dem Grunde aufthürmt, ein schmaler Fußsteig einmündet, da steht eine ehrwürdige, halbverdorrte Eiche. Jahrhunderte sind über ihre Wipfel dahingegangen. Ehedem befand sich in der Nähe dieses alten Baumes eine Wasserlache, das Bad der Otterkönigin. Wer dort um die Mittagsstunde auf den Rasen ein weißes Tüchlein breitete, der konnte ungeheuer reich

werden. Denn um diese Zeit erschien stets die Otterkönigin, um sich in das Bad zu begeben. Die goldfunkelnde Krone aber legte sie auf das Tuch. Wer nun flink und gewandt war und die Krone erhaschte, der war von Stund an ein gemachter Mann. Denn wenn er auch noch so viel Gold abschabte, es wuchs immer wieder nach. Wenn er die Krone in seinen Feldern barg, brauchte er nicht mehr zu säen, die Frucht auf dem Boden nahm nicht ab. Wer aber nicht rasch genug mit seinem Raube über den Schwarzbach an das jenseitige Ufer entwischte, um den war es geschehen. Die Otterkönigin sprang zischend zu ihm auf und legte sich wie ein Ring um seinen Leib. Dann war er verloren.

Ich bin an einem stillen Sommertage den Schwarzbach entlang gezogen und es war just um die Mittagsstunde, als ich mich, Rast machend, in das schwellende Moos unweit der Eiche am Geißberge warf. Vielleicht habe ich nicht aufgepaßt, daß ich die Otterkönigin nicht sah, oder diese ist längst gestorben. Ich weiß es nicht. Und doch ist's mir noch heute, als hätt' ich damals etwas wie ein Geschenk, einen Schatz dort empfangen, wenn auch nur für eine flüchtige Stunde. Es war so heimlich still in Wald und Bergen. Das Flüstern des Baches drang nicht bis zu mir hinauf, der Sang der Vögel war verstummt. Nur ab und zu ein leises Flirren und kaum hörbares Summen. Das kam und ging wie ein Hauch. Weltweit schien Alles mir zu liegen. Ich sah nur den blauen, wolkenlosen Himmel, zu dem ich, lang auf den Waldboden gestreckt, durch die sacht schwankenden Fichtenwipfel blickte. Ihr sanftes Rauschen schien mir wie eine Sprache der Andacht und des Friedens, von dem heute die Welt nichts mehr weiß und wissen will. Daß ich ihn aber fühlte in jener stillen Stunde, das habe ich wie ein seltenes Glück im Herzen empfunden.

Wasungen.

Es giebt Menschen wie Städte, bei denen es besser ist, wenn man von ihnen nicht weiß, was für sie zurückliegt. In ihrer Geschichte blättern stimmt wehmüthig. Und wenn es nun gar aus diesen vergilbten Blättern wie von tausend Kobolden kichert und höhnt, Peitschenschlag und närrisches Schellengeklingel dazwischen schallt, wenn die Spottdrossel selig pfeift und dem lachenden Humor die ehrlichsten Thränen über die Wangen rinnen — dann geräth ein gewissenhafter Erzähler in eine recht mißvergnügliche Lage. Er schwankt, ob er weiter schreiben oder die Feder hinwerfen soll, um kräftig mit einzustimmen in das Lachen, das durch Jahrhunderte hindurch das arme Wasungen über sich ergehen lassen mußte.

Das hat natürlich die biderben Wasunger mit Recht aufgebracht und mißtrauisch gemacht, und noch heute begrüßt man mit etwas Beklemmung jeden Fremdling, der nicht in Geschäften kommt, sondern als auslugender Wanderer sich das einst so berühmte Schilda oder Schöppenstedt Meiningen's anzuschauen. Man munkelt Verrath, befürchtet Hohn und giebt sich nun fest zugeknöpft.

Was hat es den Wasungern genützt, daß sie die Lalenstreiche, die man ihnen andichtete, in das Reich der Fabel ver-

wiesen, daß sie wie Helden kämpften, den Fluch der auf ihnen lastenden Lächerlichkeit von sich abzuschütteln!? Die „getreuen Nachbarn" rings umher wußten es doch besser. In eifriger Beflissenheit mehrten sie den Schatz der Narretheien, so von den Wasungern ausgeheckt worden, und da bekanntlich das Böse in der Welt viel mehr Glauben als das Gute findet, so grünte und blühte der Distelkranz immer voller auf, den man der Stadt auf das kummervolle Haupt gedrückt hatte. Wer die Lacher auf seiner Seite hat, der hat schon gewonnen. Und man lachte, herzlich und laut. Nicht nur im Werragrunde, im ganzen Lande Meiningen und noch weit über seine Grenzen hinaus scholl dieses lieblose Lachen. Erzählt doch sogar die Ueberlieferung, daß früher ein Esel als Wahrzeichen Wasungen's gegolten habe!

Es ist heute kaum noch nachzuweisen, wann diese schwere Noth der Zeit über die Stadt hereinbrach. Bereits vor anderthalb Jahrhunderten schrieb der fleißige und kundige Magister Juncker in seiner „Ehre der gefürsteten Grafschaft Henneberg", da er von Wasungen spricht: „Im Uebrigen ist Niemand leicht im Hennebergischen unbewußt, daß allerhand possierliche Schwänke und Histörigen von denen Bürgern zu Wasungen erzählt werden, welche eine ziemliche Verwandtschaft mit denen in Meissen berühmten Schildbürger-Geschichten haben."

Die Rathsmannen der alten Zeit haben sich natürlich gehütet, von den Lalenstreichen etwas in die Chronik ihrer Stadt zu bringen. Dieselben blieben ein mündlich Erbe. Nur einmal schaut es mit bedenklich langen Ohren aus der Chronik heraus. Das ist im Jahre 1578 gelegentlich eines Recesses, der das Weiderecht des Ziegenhirten bestimmt. Die Väter der Stadt bewilligen darin dem sicherlich sehr beglückten Manne, daß er möge zur „Winterszeit" mit den Ziegen den Schloßberg und die Hunnenburg betreiben. Das verblüffte

Gesicht des Ziegenhirten ob dieser hochweisen Entscheidung ist leider als Konterfei der Chronik nicht beigefügt worden.

Es ist wohl anzunehmen, daß auch der sonderbar klingende Dialekt der Wasunger mit Schuld daran trug, die Neckſucht und das Behagen an Spöttelei der Nachbarn wachzurufen. Wie köstlich erscheint das Wasunger Landsturm-Kommandowort:

„Z'r Aessel d' Bäß!	(Zur Achsel die Büchse!
Gwärr bi d' Fäß!	Gewehr bei die Füße!
Bann ich spräch: Schäßt!	Wenn ich spreche: Schießt!
So schäßt allz'gliech!"	So schießt alle zugleich!)

An der Sprache der Wasunger wetzte man zuerst seinen Witz scharf, Eigenthümlichkeiten kleinstädtischer Art kamen hinzu, da wuchs der Stoff unter den Händen. Der Stein gerieth in's Rollen. Zu alten Streichen gesellten sich neue, und die nimmer rastende Volksphantasie sorgte dafür, daß durch Jahrhunderte hindurch von Geschlecht zu Geschlecht das Lachen nicht mehr verstummte.

Eine Fülle von „Wasunger Streichen" sind auf uns gekommen!

Welch ein beißender Spott liegt in der Geschichte von dem Galgen, der, als der Stadt eigenthümlich, oberhalb Wasungen's auf einem Hügel sich erhob! Ward da eines Tages ein fremder Dieb eingebracht, der nun sollte daselbst gehenket werden. Doch die Rathsmannen dachten anders darüber. Sie schüttelten ernsthaft die Köpfe und erklärten: daß dieser Galgen nur für hiesige ehrenwerthe Bürger, deren Kinder und Kindeskinder erbaut sei, nicht aber für fremde Spitzbuben. Da sie aber nun nicht wußten, was sie mit dem Delinquenten beginnen sollten, so schenkten sie ihm ein ansehnliches Geldstück und bedeuteten ihn, er möge sich fortpacken und sich hängen lassen, wo er Lust habe. —

Eine Stunde stromaufwärts von Wasungen liegt Wall-

dorf. Als eine Sturmfluth eines Tages den Wasungern eine Brücke mit fortriß, da machten diese sich auf und wanderten nach Walldorf, dort anzufragen, ob vielleicht hier die Brücke angeschwemmt sei. — Mit der Werra haben die Wasunger überhaupt stets viel Verdruß und Kopfzerbrechen gehabt. So fiel einmal ein fremder Mann bei Walldorf in den Fluß, ertrank und sein Leichnam schwamm bis Wasungen, wo ihn eine Welle an's Ufer spülte. Die Wasunger wollten ihn nicht begraben, die Walldorfer hatten aber auch einen dicken Schädel und verweigerten jedes Begräbniß. Jene sagten: Bei Euch ist er ertrunken! Diese entgegneten: Und bei Euch kam er an's Land! Man ging also vor Gericht, und dieses entschied gegen Wasungen. Nun fügte sich zwar der Magistrat dem Urtheilsspruche, künftiger Sicherheit wegen mußten die Walldorfer aber einen Revers unterschreiben, daß, wenn Jemand einmal bei Wasungen in die Werra fiele und bei Walldorf landete, die Walldorfer sich mit den Beerdigungskosten einverstanden erklären sollten. Das haben denn diese auch durch Unterschrift und Händedruck feierlichst gelobt. Bis heute jedoch ist noch kein Ertrunkener stromaufwärts nach Walldorf geführt worden.

Von dem Muth und der Waidmannsgeschicklichkeit der Wasunger wird auch manch drollig Stücklein erzählt. So hatte einmal ein Wolkenbruch die Werra stark angeschwellt. Ein Wasunger stand am Fenster seines Hausbodens und blickte stromaufwärts. Da sah er etwas Merkwürdiges auf die Stadt zuschwimmen, das sah braun aus, und wenn es sich zuweilen überkugelte, dann streckte es alle Viere von sich. Kein Zweifel, es war ein Hirsch. Der Wackere griff zur Flinte, rief eine Menge sich rasch bewaffnender Nachbarn zusammen, und dann eilte man zum Ufer. Aus gemessener Entfernung und gesichertem Hinterhalte gab man eine Reihe Schüsse ab. Jetzt schien das Wild todt zu sein. Es bewegte

sich nicht mehr, entpuppte sich aber beim Näherkommen als ein vierbeiniger — Waschtisch.

Ein ander Mal kehrte ein Wasunger spät Abends zur Stadt zurück. Da sah er in der Nähe des Galgens ein ganz ungeheuerliches Ding, dunkel, in sich zusammengekugelt, liegen. Er erschrack nicht wenig und eilte spornstreichs heim und in das Wirthshaus, wo er das Ding von der Größe eines Wagenrades beschrieb. Da stand für Alle fest, daß Wasungen einer großen Gefahr nahe sei. Die streitbaren Männer schaarten sich also mit Heugabeln, Spießen, Stangen, Laternen zusammen. Einer hatte sogar eine Muskete mitgeschleppt, und zogen hinaus vor's Thor zum Galgen. Dort lag noch immer, gerollt wie ein Zeiselbär, das Ungethüm, rührte und regte sich nicht. Nun bildete man einen Kreis und dann wurde aus geziemender Entfernung ein Schuß auf das Scheusal abgefeuert. Da that dasselbe einen Sprung und berstete spritzend auseinander. „Sätt es!" riefen die Nächsten „jetzt hatt's das Gift fahren lassen! Nun drauf, drauf!" Alles fiel nun über das Ungethüm her, das todt war, auch je näher man kam, immer mehr an Größe zusammenschrumpfte, bis man es endlich als eine allerdings sehr große, doch immerhin friedliche Schlackwurst erkannte, welche ein vorüberfahrendes Bäuerlein verloren hatte. —

Einmal hatten die Wasunger draußen auf der Wiesenflur Heu aufgeladen, den Heubaum aber, weil sie es eben immer anders machen wollen, wie Andere, der Quere auf den Wagen gebunden. Wie sie nun an das Thor kamen, da ergab es sich, daß dieses viel zu eng sei, Wagen und Heubaum durchzulassen. Da entstand großes Berathen und Kopfzerbrechen. Die Väter der Stadt erschienen und halfen mit denken. Das währte bis gegen Abend, während welcher Zeit Niemand das Thor passiren konnte und aller Verkehr aufgehoben war. Zum Glück kam endlich ein Schwälblein herbei,

das trug einen Strohhalm im Schnabel, den es lang hinter sich herschleppte. So flog es durch das Thor. Da gingen den Wasungern die Augen auf. Hätte das Schwälblein, so riefen sie, den Strohhalm wie wir quer im Schnabel getragen, wäre es auch nicht durch das Thor gekommen. Sie banden also den Heubaum hübsch der Länge nach auf den Wagen und rollten nun freudig in die Stadt hinein. —

Der köstliche aller Lalenstreiche dieser guten Stadt bleibt aber doch jene wunderliche Eierausbrütung. Es ist dies freilich ein etwas sehr delikates Kapitel und die edlen Wasungerinnen mögen, wenn sie darob schamhaft die Augen niederschlagen, nicht allzu scharf mit mir in's Gericht gehen, wenn ich von einer rührenden That ihres Geschlechts früherer Zeit erzähle, was ja bereits ältere Chronisten der Welt vermeldet haben.

Damals — es ist schon lange her — kam einmal ein Fuhrmann durch die Stadt, der hatte Kürbisse auf seinem Wagen geladen. Dergleichen Dinger hatten die Wasunger nimmer gesehen und deshalb forschten sie, was das für seltsame Eier seien. Der Fuhrmann war ein arger Schalk und so redete er ihnen ein, es wären arabische Eseleier, die er nach Hamburg bringen müsse. Eseleier! das war eine interessante Sache, und so beschlossen dann die Rathsmannen, einige dem Fuhrmann abzukaufen und solche dann in Wasungen ausbrüten zu lassen. Was andere Städte sich leisten konnten, das konnte Wasungen noch immer.

Droben auf dem Schloßberge ward auf Stadtkosten ein stattliches Nest hergerichtet und die Kürbisse hineingelegt. Dann ging das Brüten los. Sämmtliche Bürgerfrauen waren dazu verpflichtet worden. Brüten war zur Zeit Ehrensache in Wasungen geworden, und nach Rang und Stand fein säuberlich geordnet, die Frau Bürgermeisterin voran, ging man an das behagliche Geschäft. Da saß aber

eines Tages eine Bürgersfrau auf dem radgroßen Neste, der wurde schließlich die Zeit etwas lang. Sie begann zu gähnen, eine Unruhe überfiel sie, sie rutschte hin und her, und so geschah es denn, daß bei diesen wenig sachgemäßen Bewegungen ein Kürbis ihr entglitt und nun mit wachsender Schnelle den Burgberg hinabtanzte. Die erschrockene Frau erhob ein weithin schallendes Zetergeschrei, und ein Wasunger, der zufällig in der Nähe sich befand, hörte das Wehklagen, sah das kollernde Riesenei und stürzte ihm eilig nach. Doch noch ehe er nahe war, verschwand dasselbe in einer dichten Hecke, störte einen dort rastenden Hasen auf, der nun erschreckt aufsprang und nach der anderen Seite hin das Weite suchte. Wie nun der Wasunger die langen Hasenlöffel erblickte, hielt er sie für Eselsohren und freute sich über das Ergebniß des Brutgeschäftes. Da aber das junge Eselein immer weiter flüchtete, scheinbar sein Nest nicht wieder findend, da schrie der gute Mann aus Leibeskräften:

„Heda, Heppele! hie eröm! da obe ihs di Moittr!“ (Hier herum! da droben ist deine Mutter!)

Allein das vermeintliche Eselfüllen sprang über alle Berge und kam nicht wieder. Die übrigen Eier waren aber leider verbrütet, und so hatte denn die Stadtkasse Wasungen's umsonst das theure Geld hingeopfert, um billigen Spott dafür einzuernten. —

Ein Wasunger konnte sich in seinem Hause kaum noch vor Ratten und Mäusen retten. Da es damals in Wasungen noch keine Katzen gab, so wurde ihm einmal angerathen, er möge, um die Plage los zu werden, doch nach Meiningen fahren und sich eine Katze kaufen. Das that er denn auch. Auf dem Heimwege jedoch fiel ihm ein, daß er ganz vergessen habe zu fragen, was die Katze eigentlich fresse. Denn er sagte sich, wenn die Ratten und Mäuse einmal vertilgt seien, müsse das Thier doch weiter leben. Er schickte also seinen Knecht

zurück, Auskunft zu holen. Als dieser zurückkehrte, frug ihn sehr neugierig der Herr:

„Nun, was frißt die Katze?"

„Alles!" lautete die Antwort.

„Alles?" frug noch einmal erschreckt der Wasunger.

„Ja, alles!" war der wiederholte Bescheid.

„Ei, behüt' uns Gott vor solch einem Thier!" Und der brave Mann schickte die Katze unverzüglich nach Meiningen zurück. — —

Späterhin sollen sich die Wasunger gar oft gerächt haben, wenn Einer 'mal kam, um zu erforschen, ob hier noch immer Lalenstreiche verübt werden. So erzählt man von einem Gastwirth folgendes hübsches Histörchen. In dessen Gasthaus kehrte einmal ein Fremder ein, der auch nach Wasunger Streichen sich erkundigte. O, gewiß! erwiederte der Wirth, die werden noch immer hier gemacht. Gegen Abend zog der Fremde seine Stiefel aus und bat um ein Paar Pantoffeln. Dieselben müßten aber auch recht gut sitzen, fügte er hinzu. Zu dienen, Herr, erwiederte der Wirth, und nach kurzer Frist erschien er mit ein Paar Schuhen, die wie eigens für den Gast gemacht schienen. Als aber am anderen Morgen der Fremde seine Stiefeln forderte, da brachte der Wirth ihm die Schäfte derselben. Verdutzt schaute der Gast drein. Doch der Wirth entgegnete ihm lachend: Ihr erwünschtet ein paar gutsitzende Schuhe, die haben wir aus Euren Stiefeln herausgeschnitten. Ihr seht aber auch, der Wasunger Streiche giebt es noch immer! Da schwieg der Andere und soll auch nie wieder Verlangen nach einem zweiten Streich gehabt haben. —

Der lokale Ruhm Wasungen's beschränkt sich aber nicht nur auf die einst verübten Streiche, er blüht noch fort in der sogenannten Wasunger Arie, deren Gesang ein ganz eigenthümlicher sein soll, und in dem Wasunger Tabak, wohl auch „Meininger Havanna" genannt, der muthmaßlich für Höhen-

luftkurorte bestimmt ist, sonst aber nicht gerade im guten Geruch steht. Trotzdem ist dieser seit 1659 betriebene Bau des Tabaks und seine Zubereitung für Wasungen, das Haupt- und Ausgangspunkt dieser Industrie ist, ein großer Segen geworden. Ein Bürger der Stadt, Wilhelm Heumann geheißen, brachte einst die ersten Tabakspflanzen von einer Messe in Frankfurt am Main mit und ward der Begründer des Tabaksbaues im Werragrunde. Ein ehrendes, wenn auch nicht sichtbares Angedenken wird ihm noch heute bewahrt. Im Spätsommer bietet dann der Werragrund rings um Wasungen einen hübschen und eigenartigen Anblick. In dem Städtchen wie in allen Dörfern sind die Häuser und Hütten vom unteren Stockwerk bis zum Giebel von Fenster zu Fenster mit Guirlanden aufgereihter Tabaksblätter geschmückt, welche die Herbstsonne trocknen soll. Das sieht sehr festlich aus, und wer da des Weges kommt, der freut sich, daß er just im Feiertagsgewande dieses liebliche Stückchen Erde schauen darf.

Und nun das dritte Ruhmesblatt im Kranze Wasungen's, seine wunderliche „Arie“! Um ihrer humoristischen Eigenart willen sei hier ihr Text mitgetheilt. Derselbe lautet:

„Es kümmt a trüber Wolke
Har über die Ga
Dass traischt onn patscht.
Hannluerz, thue Rechning
Von Jörgernsts Huishalt.
Du wirst när sänninge,
Bi dirs wird gänninge,
Uebel onn net wol.
Buvo? di ruit di duit.
Boröm? di ruit di duit
Onn talterall di ruitten duit.
Do is mi Vurmunds Rechning,
Tirall tall tall,
Durch die ig ball den Krebsgang ging,
Mi Sach ball drü am Amthuer hing
Goer ball ball ball.

Do brucht ich schwarze Kleider,
Dazue hätt ich noch Fug,
Es fehlt mi aber leider
Zuer schwarze Moer das Tuch.
Kameelgarn, Knäpf onn Siede,
Das fehlt nog obedri,
Dort nammt amoel die Kriede
Onn schriet, ig mötts laß bli.
Nu will ig di nog öbbes sä,
Vo Harze wills igs thue,
Es soll dig off die late frä.
Jörgernst, das merk di jue.
Bimm Anno drizzehhonnert aicht
Nag Christe hoet geschrebe,
Do is zwä ganzer Tä onn Naicht
Der Kaiser hi geblebe
Onn Graf Berthold, der hoet ünn ah
In Allem frei gehalle.
Dem Kaiser hoets gar mächtig ah
In Woesinge gefalle.
Druff is Berthold durchs Kaisers Gnad
In Förstestaand geschobe
Onn zuer Freigerichtsstad
Ah Woesinge erhobe.
Di Erzbischöff, Kurförste all
Di gabe gern onn wellig
Oern Consens dazu knall o fall,
Behms König fands a bellig.
Hannluerz, der brav Vuermunder,
Hoet si Sach guet gemaicht;
Vos hä macht is kei Plunder,
Se Wuert honn Kraft onn Maicht.
Hä gä enn schoenen Pfarre,
Is brav onn corpulent
Onn is dabei kei Narre,
Sis schad fürn Sapperment.
Hast miener Wase Evewill
Uer Zöpfelsmötze net gesien?
Di hun ig net gesien.
Hast du sü net gesien,

Han ig sü net gesien,
So hommese ju alle beide net gesien.
Nu gits ball schwarze Kersche!
Di ruil di duill!
Der Hungerberk dröm dröm!
Weßt Vetter, bi der Schliete
Met Holz mi wurfe öm?
Di druillilu Katzliete.
Ja, Jaung, do wars regt schlöm!
Nu geän me hai onn schlaffe,
Hannluerz, ons regt hüsch uis.
Morn früh geäts fort ins Schaffe
Zum Richthum in das Huis.
Dobei is kenner spoersam,
Mi esse bos ons schmeckt.
Der Mo ist net geloersam,
Der met dem Giez sich geckt.“ — — —

Ein Sommernachmittag war's, als ich aus den stillen, ernsten Waldungen der Zillbach auf die hochgelegene Straße trat, die sich am linken Ufer der Werra den Grund hinauf nach Meiningen zieht. Schon bei der nächsten Wegbiegung bot sich mir ein herzerfreuendes Bild. Durch das saftige Wiesenland, das die Thalsohle ausfüllt, wand sich der aufblitzende Fluß. Zu beiden Seiten seiner sammetglänzenden Wiesenufer entfaltete sich just das malerische Treiben einer Heuernte. Die bunten Tücher der hembsärmeligen Dirnen flatterten im Sommerwinde. In langen Reihen oder wie Kartenhäufchen regelrecht aufgeschichtet, lag das gedörrte Gras. Hier luden Knechte auf, dort kollerten einige Buben und Mädchen sich jauchzend die Wiese abwärts, und dazwischen schwankte ein hochbeladener Wagen mit Ochsengespann langsam der nahen Stadt zu, die sich so malerisch zwischen umkränzenden Höhenzügen vor mir aufbaute. Wer so Wasungen zum ersten Male schaut, dem schmeichelt sich sein Bild in's Herz.

Ein Brücke spannt sich über den Fluß, jenseits welches die Stadt liegt. Das Gotteshaus voran, scheinen die Häuser

vom Flusse aus die Wanderung zur Berglehne hinan angetreten zu haben. Aber dem alten Kirchlein muß dabei wohl der Athem ausgegangen sein. Es ist auf halbem Wege gleichsam luftschöpfend stehen geblieben, und die Wasunger haben darum auch nicht recht den Muth besessen, naseweis sich vorzudrängen. Steil setzt die Bergwand sich weiter nach oben fort, mit Geröll und Buschwerk bedeckt, ein zerrissener Hohlweg leitet empor zu der stattlich an der Felskante thronenden Domäne Maienluft, hinter welcher über grünumrankten Mauerresten ein reckenhafter, aus kräftigen Quadern gefügter Wartthurm aufsteigt, das letzte Ueberbleibsel einer Burg der Henneberger, die hier droben einst prunkend Hof hielten. Thalgrund, Stadt und Burgruine im Rahmen schützend zusammentretender Waldberge vereinigen sich zu einem anziehenden Gesammtbilde.

Es war ein hübsches Wandern die alte Poststraße entlang; dicht zur Rechten der harzduftende Wald, zur Linken in der Tiefe Ried und Wiesengelände, während vor mir die Stadt immer näher rückte. Dazu sang es in den Lüften und Zweigen, die Glöcklein einer Ziegenherde mischten sich hell klingend darein, ein weicher Sommerwind strich das Thal herab, während die Schatten an der gegenüberliegenden Thalwand sacht emporwuchsen.

Endlich senkte sich die Straße dem Grunde zu. Wo sie den Eingang nach Wasungen berührt, da steht der kleine Bahnhof. Aber es war ganz still zur Stunde hier. Der Weltverkehr Wasungen's hielt einen ausgedehnten Nachmittagsschlaf. Ich mochte nicht stören und schlich im weiten Bogen um den freundlichen Bau herum, hinab den Weg, der nach Wasungen hineinführt. Auf der Steinbrücke, welche sich über die Werra schwingt, machte ich Halt. Ein eigenes Gefühl überschlich mich, und ich meinte, man müsse es mir auf dem Gesichte lesen, was mich in das ehemalige Schöppenstedt

Meiningens führte. Das war mir ein peinlicher Gedanke, und so lehnte ich mich rastend an das Brückengeländer, um erst innerlich des Gefühls Herr zu werden, so nahe der Stadt der wunderlichen Lalenstreiche zu sein. Auch kann sich ja etwas ereignen, irgend etwas doch, folgerte ich, und dann findest du einen trefflichen Anfang für dein Kapitel.

So blickte ich nun wechselnd über den Fluß und dann wieder die Straße hinauf, welche den Eingang Wasungen's bildet. Es war gut, daß die Müdigkeit über die Langeweile siegte, denn ich muß bekennen, es währte geraume Zeit, ehe das tiefe Schweigen dieser Stunde in anregendster Weise unterbrochen wurde. Ich mochte wohl schon halb eingenickt sein, als ich von der Stadt her sich näherndes Stimmengewirr vernahm, etwas lebhaft und kollernden Trompetenstößen ähnlich, doch sonst nicht ganz ohne Liebreiz. Als ich freudig aufblickte, sah ich drei Gänse, rund und appetitlich anzuschauen, nebeneinander einherwackeln. Sie schienen sichtlich zu einem Nachmittagskaffee in der Nachbarschaft eingeladen zu sein, und das gab ihrer Rede noch gesteigerten Schwung und feuerte ihren Lauf an. Die mittlere graue Gans hatte ein polizeiwidrig malitiöses Gesicht. Sobald sie eine Bosheit zum Besten gegeben, dann reckten ihre Begleiterinnen die Köpfe in die Luft und lachten wie dumme Gänse aus vollem Halse. Sie waren so tief in ihre liebevolle Thätigkeit versenkt, daß sie mich gar nicht bemerkten, über die Brücke eilten und dann hinter einer Hecke einen Augenblick entschwanden.

Nun sollte sich ein Ereigniß an das andere reihen. Bald nachdem die Mitglieder des Kaffeekränzchens an mir vorübergeschwankt waren, sah ich ein Floß die Werra herabschwimmen. Der Schiffer lief mit der langen Ruderstange behend auf den zusammengebundenen Waldriesen hin und her, bald durch Stoßen auf den Grund das Fahrzeug vorwärts fördernd, dann wieder durch seitliches Lenken es in der Mitte des nicht allzu

breiten Flusses haltend. Ich freute mich über dies Bild und nickte dem Mann einen Gruß zu, den dieser auch freundlichst zurückgab. Und während ich so das Floß sah unter mir durch die Brücke gleiten, da dachte ich an den Waschtisch, dem hier einmal als Hirsch aufgelauert wurde, an den Ertrunkenen, dem man ein paar Fuß Erde verweigert hatte. Ich lachte leise auf, fuhr aber erschreckt empor, als mein Lachen ein viel lauteres Echo geweckt zu haben schien. Ich wandte mich um und erblickte nun das dritte Ereigniß.

Von der Stadt her kommend, stand unweit der Brücke ein fahrender Gesell, das Felleisen mit dem Stiefelpaare aufgeschnallt, die Mütze etwas in's Genick geschoben. Den Ziegenhainer hatte er zwischen die Kniee geklemmt und war just dabei, den Erlös seines Fechtens nachzuzählen. Noch einmal überflog sein Auge die kleine Summe, dann ließ er sie in die Hosentasche gleiten, schwang den Knotenstock ein paar Mal durch die Luft und lachte noch einmal auf. Einen Glücklichen sehen stimmt selbst glücklich. Ich übernahm das Echo und lachte auch. Da huschte es dem armen Kerl wie mit lauter Teufelchen über das verwetterte und etwas eingefallene Gesicht. Seine Aeuglein blinkten mir verständnißinnig zu, dann tippte er mit dem Ziegenhainer über die Brücke hin und jauchzte laut:

„Es kümmt a trüber Wolke
Har über die Ga!“

Die Wasunger Arie! Ich stutzte und blickte mich nun nach der anderen Seite um. Da hielt neben einem mit frischgrünen Tabaksblättern hochbeladenen Wagen ein Wasunger, dessen Nahen ich ganz überhört hatte. Man sah es ihm an, daß der ehrlichste Zorn in ihm heraufarbeitete. Der heimathlose Straubinger aber lachte noch einmal recht freundlich den Tabakspflanzer an, zog mit unterthänigster Reverenz tief vor ihm den Hut, drehte sich auf dem Absatz um und begann auf's

Neue in höchsten Fisteltönen die Arie beim Weiterwandern anzustimmen.

Der Wasunger schluckte einen Fluch hinunter und sah dann mir voll in's Gesicht, als forsche er nach der Wirkung jenes Liedes. Doch das Räthsel blieb ihm ungelöst. Ein rechtes Vertrauen für mich wollte aber doch nicht in ihm aufkeimen. Meinen Gruß erwiederte er mit stummem Nicken, dann setzte er sich mit seinem Wagen wieder stadteinwärts in Bewegung, nicht ohne noch mehrmals sich nach mir umzuschauen. Bald darauf sah ich, wie am Bahnhofe die Signalscheiben aufgezogen wurden. Man war also dort auch erwacht. Ein Bahnzug mußte bald einlaufen. Da ich es nun stimmungsvoller fand, allein in Wasungen meinen Einzug zu halten, so folgte ich dem voraufgeschrittenen Tabakspflanzer. Bei einer Straßenbiegung fiel sein Auge zufällig noch einmal auf den Fremdling. Als er mich erblickte, hob er die Peitsche und trieb Gaul und Ochsen zu schärferer Gangart an. Im nächsten Scheunenthor verschwand er dann.

Die Stadt Wasungen bietet dem Besucher wenig. Verschiedene Feuersbrünste haben in diesem Jahrhundert tüchtig mit den alten Bürgerhäusern aufgeräumt. Was dann Neues entstand, ward nach nüchterner Schablone geschaffen. An dem unregelmäßigen Marktplatz liegt das Rathhaus, früher auch Schlundhaus geheißen. Es stammt aus dem Jahre 1567, zeigt aber wenig Fesselndes in der Architektur. Auch haben sich noch einige alte, feste Steinhäuser erhalten, ehemalige adelige, mannlehnbare Höfe, wie solche verschiedene der Adelsfamilien der Umgegend hier in der Stadt sich erbaut hatten.

Ich ließ die Augen die Fenster der Bürgerhäuser entlang schweifen, ob nicht irgendwo hinter Blumen ein hübscher Mädchenkopf sichtbar sei; ich blieb vor einer Schmiede stehen, blickte in die lohende Flammengluth und freute mich, wie Meister und Lehrbub das weißglühende Eisen auf dem Amboß

mit wuchtigen Hieben unbarmherzig hämmerten. Dann ging ich hinüber in den „Schwan", einen Imbiß einzunehmen und Quartier für die Nacht zu machen. Man ist hier sehr gut aufgehoben und darf sich abends der Tischrunde beigesellen, welche die Beamten der Stadt als Stammgäste bei Pfeife und Bier vereint.

Der Verkehr auf Markt und Gassen Wasungen's hat sich in ganz eigenartigen Formen im Laufe der Jahrhunderte entwickelt, die für den Fremdling den Reiz des Ungewohnten, aber auch des Beunruhigenden besitzen. Ausgewachsenen Menschen war ich nicht begegnet, nur einigen spielenden Kindern. Trotzdem ging es sehr lebhaft in Wasungen zu. Hühner umgackerten mich, Enten und Gänse wandelten in Kolonnen auf und nieder oder standen in kleinen Gruppen mitten im Wege, schnatternd mich mit nicht gerade ermunternden Blicken betrachtend. Jetzt mußte ich einer Kuhherde ausweichen, die langsam und protzig fast die ganze Breite der Straße für sich beanspruchte, und bald darauf stürmten ein paar quiekende Ferkel spornstreichs an mir vorüber. Ihre geringelten Kurzschwänzchen deuteten auf innerste Erregung. Am wohlerzogensten schienen mir noch die Hunde. Sie lagen zumeist schläfrig vor den Thüren und schnappten nur einmal hastig und tastend in die Luft, wenn eine Schmeißfliege gar zu aufdringlich sich gebärdete. In den Lüften aber flatterten Tauben, Schwalben kreisten zwitschernd auf und nieder, während naseweises Spatzenvolk allerlei Allotria dazwischen trieb.

Nachdem ich ein wenig gerastet hatte, schlug ich den Weg zur rechten Uferhöhe ein, auf welcher die Maienluft und die Burgruine thronen. Den Schlüssel zu dem in neuerer Zeit wieder trefflich hergestellten Thurm erhält man in einer der letzten Hütten am Hohlwege, der sich hinan zieht. Ein freundliches Schneiderlein bewacht den Schlüssel, der mir erst nach Eintragung meines Namens in ein Buch, Niederlegung einiger

Landesmünzen und nach einem kleinen Kreuzfeuer von theilnahmsvollen Fragen über den Zweck meines Hierseins und des bevorstehenden Aufstiegs, eingehändigt wurde. Verhaltungsmaßregeln empfing ich noch als Zugabe, das Schneiderlein meckerte mit feiner Stimme, die Hausthür fiel in's Schloß, aus jedem Fenster fuhr ein neugierig Gesicht, während ich langsam den verwilderten Burgberg hinanstieg.

Hart an die prächtig gelegene Domäne Maienluft grenzt der Ruinenbezirk des einstigen Schlosses der Henneberger. Sorglich hat man hier Alles gesäubert, geebnet und zwischen den kümmerlichen Mauerresten schattige Anlagen erstehen lassen, in deren lauschigen und geheimnißvollen Ecken und Winkeln Ruhesitze zum Träumen und Sinnen winken. Doch am schönsten ist es droben auf dem mächtigen Bergfrit, von dem sich liebliche Blicke in den Werragrund erschließen, hinüber zu den Waldungen der Zillbach und den blauen Höhen und Kuppen der Rhön, hinab zu der malerisch am Schloßberge gebetteten Stadt.

Wasungen ist eine sehr alte Siedelung, die urkundlich ein Recht hatte, längst das tausendjährige Fest ihrer Gründung zu begehen. Denn bereits im Jahre 874 wird seiner in einer Verschreibung gedacht, mit welcher eine Edle, Kunhilde geheißen, Besitzungen bei Vasungin (Wasungen) dem Stifte Fulda überließ. Ueber die Entstehung des Namens ist mancherlei ausgetüftelt worden. Das Natürlichste aber wird doch sein, man leitet den Namen Wasungen von Wasen (Wiese, Rasen) ab, wozu die Lage des Ortes geradezu herausfordert.

Die erste Ansiedelung lag gegenüber auf dem linken Werraufer. Einige Häuser stehen jetzt noch drüben, auch heißt ein Stück Land daselbst noch heute „die alte Stadt". Die häufig wiederkehrenden Ueberschwemmungen der Werra sowie der stetige Zuzug neuer Ansiedler nöthigten endlich die Bewohner, ihre Hütten zu verlassen und sich drüben einen neuen Ort zu

gründen, der mehr Raumentfaltung und Sicherheit gewährte. Dieser Umzug muß nach verschiedenen Anzeichen im Anfang des 11. Jahrhunderts erfolgt sein. Man hatte sich weislich am Fuße der Höhe niedergelassen, wo droben bereits seit einigen Jahrzehnten eine Seitenlinie der Henneberger (die wasunger Linie späterhin genannt) sich eine feste und geräumige Burg mit Kirche und Gottesacker angelegt hatte, welche das heutige Ruinenfeld und den Platz, den die Domäne einnimmt, mit ihren Bauten bedeckte.

Von 1078—1250 ward Wasungen die Residenz dieser Grafen von Henneberg, und als dann die wasunger Linie ausgestorben war, da rückte die schleusinger ein und schlug zeitweilig mit noch weit größerer Prachtentfaltung ihren Hof droben auf. Sonst aber hüteten eingesetzte adelige Burgleute die stolze Wehr auf der Höhe. Ein Theil dieser vornehmen Herren baute sich auch drunten ein festes Steinhaus in der Stadt. Auch ein Adelsgeschlecht von Wasungen tauchte damals auf, sowie manch andere Namen, die noch heute zum Adel Meiningens zählen. Unter den Hennebergern der schleusinger Linie sah Wasungen seine größten Tage. Huldvoll überschütteten dieselben den Ort mit Beweisen ihrer Gnade. Wasungen ward zur Stadt erhoben und empfing das Recht, Münzen zu schlagen und Jahrmärkte abzuhalten. Den bedeutendsten Ruhm und Ruf aber brachte die 1307 verliehene Gerichtsbarkeit.

Im genannten Jahre war Kaiser Albrecht I. auf seinem Kriegszuge gegen den thüringer Landgrafen Albrecht den Unartigen für ein paar Tage bei dem Henneberger in Wasungen zu Gaste abgestiegen. Graf Berthold V. hatte den hohen Herrn von der Trefflichkeit seines hennebergischen Landgerichts überzeugt, und so säumte der Kaiser nicht, dem gastlichen Henneberger als Dank eine Liebenswürdigkeit zu erweisen. Er bestimmte, daß das bisherige hennebergische Landgericht fortan

in ein freies kaiserliches Landgericht umgewandelt werden sollte. Das Diplom dazu ward am 30. Januar 1308 in Eisenach ausgestellt und ist im Verlauf der Jahre dann auch von den Kaisern Heinrich VII. am 23. Juli 1309 und Ludwig V. zu Nürnberg am 12. Mai 1323 bestätigt worden. Auch sämmtliche Kurfürsten hatten ihre Einwilligung dazu gegeben. Jetzt waren Beisitzer Adelige, und kein Burgmann brauchte sich mehr gegen ein Urtheil aufzulehnen, weil es von Bürgern und Bauern gefällt worden war.

Die Verleihung dieser höheren Gerichtsbarkeit war für das Ansehen der Stadt Wasungen von ganz bedeutender Wichtigkeit. Schon aus dem Jahre 1309 wird ein Fall gemeldet, wo der Edle Wolf, Burgmann von der Landwehr (Landsberg) bei Meiningen in Wasungen gerichtet und freigesprochen wurde. Das kaiserliche Landgericht zu Wasungen umfaßte nicht nur Henneberger Gebiet, sondern auch das anstoßende Thüringen, Franken und Hessen, und stand dem Gericht zu Schweinfurt völlig an Rang gleich. Alle Henneberger haben es wieder bestätigt, auch der letzte seines Stammes, Georg Ernst, der 1561 dem Gericht noch eine neue Ordnung verlieh.

Doch war seine ehemalige Bedeutung um diese Zeit bereits merklich verblaßt. Ende des Mittelalters waren überall von den Landesherren unter der Einwirkung des römischen Rechtes höhere Gerichtsstätten geschaffen worden, und die daraus naturgemäß entstandenen Regierungskollegien, sowie das allgemeine kaiserliche Kammergericht, beides bröckelte immer mehr von dem Werth und Ansehen der freien Landgerichte ab, welche in ihren Rechten und Befugnissen eingeschränkt und langsam aufgelöst wurden. Auch Wasungen entging diesem Schicksal nicht. Als dann im 30jährigen Kriege die Höfe der Adeligen verfielen, verlassene und niedergebrannte Dörfer in Wüstungen sich wandelten, was das Schwert führen konnte, Jahr aus, Jahr ein draußen im Felde lag, heimathlos von Land zu

Land der Fahne folgend, da fehlten die vornehmen Herren, welche sonst das freie Landgericht gebildet hatten. Schulze und Schöppen wurden wieder aus dem Bürger- und Bauernstande erwählt. Nur der Name der Gerichtsstätte ward noch eine Zeit lang beibehalten, im Uebrigen war sie längst wieder zu einem Rügegericht zusammengeschrumpft. Als man dann nur noch am 22. Februar alljährlich sich zum Richten versammelte, ward es Petersgericht, mit Bezug auf den Kalendertag, geheißen. Als solches hat es bis in dieses Jahrhundert bestanden, wenn auch nach und nach gänzlich verkümmert. Der Landrichter mit dem Stabe und vierzehn Schöppen bildeten das Petersgericht. Wurde ein Malefizgericht abgehalten, so versammelte man sich an einem Steintisch am oberen Thore. Das Malefizgericht zu Wasungen hat in der Zeit der unmenschlichen Hexenverfolgungen eine besonders rührige Thätigkeit entfaltet. Die armen Opfer des Justizmordes wurden damals bis zu ihrer Hinrichtung in die sogenannte Pfaffenburg hinter der Kirche eingesperrt. Die übrigen Gefangenen hielt man in der Badgasse und in einem Thurm am Schlosse fest hinter Thür und Riegel.

Als im Laufe des 14. Jahrhunderts die Henneberger nicht mehr so oft nach der Burg Wasungen kamen, da geschah es verschiedene Male, daß sie dieselbe vorübergehend verpfändeten. Wir finden als Pfandinhaber da die Herren v. Steinau, v. Herbilstatt, v. Bibra, v. Buchenau und v. Reckrodt. Noch manchem Jahrhundert hätte der feste Burgbau getrotzt, wenn nicht ein Henneberger selbst Hand an dieses uralte Schloß, das übrigens niemals Maienluft geheißen hat, gelegt hätte. Im Jahre 1444 kam es zwischen dem Grafen Heinrich von Henneberg und seinen Vettern zu einem Erbstreite. Die Fehde ward angesagt, und dann rückte Graf Heinrich mit seinen Leuten vor die Burg Wasungen, berannte und eroberte sie und gab sie darauf der Zerstörung Preis.

Sie ist dann niemals wieder aufgebaut worden und verfiel mehr und mehr. Nur der Hauptthurm hielt Stand und blickt noch heute stolz zu Thale, ein ehrwürdiger Zeuge ferner Tage des Ruhmes.

Da Stadt und Amt Wasungen hennebergisch war, so fand die Reformation verhältnißmäßig spät Eingang. 1542 bekannte Wasungen sich zur neuen Lehre. 1596 ward das späterhin erweiterte und noch heute bestehende Damenstift gegründet. Der um die Grafschaft Henneberg wohlverdiente Statthalter Bernhard Marschalk von Ostheim war der gütige Stifter. Aus der Chronik der Stadt sei noch eines gemüthlichen Ereignisses gedacht, so intimer Natur dies auch gewesen ist. Am Aschermittwoch 1624 war es, daß zu Wasungen zwei Ehefrauen je ihrem Gatten zwei Söhne schenkten und an demselben Tage machten zwei Brüder Hochzeit, denen zwei Brüder als Brautführer folgten.

1748 war der „berühmte" Wasunger Krieg ausgebrochen, einer jener Lalenstreiche, den diesmal die Stadt über sich ergehen lassen mußte, und der ein wunderliches Bild der verschrobenen und lächerlich-engherzigen Zustände deutscher Kleinstaaterei entrollt. Dieser „Wasunger Krieg" hat später denn auch einen dankbaren Stoff für Satiriker und Lustspieldichter abgegeben, welche unbarmherzig das Zopfthum jener Tage geißelten. 1746 hatte Anton Ulrich, ein Liebling seines Volkes, die Regierung von Meiningen übernommen, zugleich aber auch ein reiches Erbe alter Streitigkeiten, Wirrnisse und Zerwürfnisse mit Koburg und Gotha. Dieses feindliche Verhältniß aber schlug in hellen Flammen auf, als Anton Ulrich sich eines Tages genöthigt sah, zwischen zwei adeligen Damen zu entscheiden, welcher von beiden gelegentlich einer Festlichkeit der Vorantritt gebühre. Durch seine Entscheidung fühlte sich Gotha schwer in seinem Ansehen beleidigt und brach die diplomatische Verbindung ab. Die Kriegserklärung ward abge-

geben. 1747 rückten gothaische Truppen in das Land Meiningen ein, im nächsten Jahre ward Wasungen von dem Feinde eingenommen. Das war das blutigste Ereigniß dieses Feldzuges, der von da an in der Geschichte den Namen „Wasunger Krieg" empfing. Es hat noch manches Jahr gedauert, ehe Anton Ulrich seinem Lande den Frieden bringen konnte. Eine Reihe weiterer Streitigkeiten ist überhaupt erst nach seinem Tode geschlichtet.

Ereignisse von weiterem Interesse sind aus der Chronik der Stadt nicht mehr zu vermelden. Neben der Landwirthschaft, dem Tabakshandel, hat sich noch die Schusterei zu einer gewissen Blüthe in Wasungen entwickelt. Die industrielle Neuzeit fügte eine sehenswerthe Holzstoff-, Pappen- und Papierfabrik hinzu. Zu Wasungen, das als Mittelpunkt von mehr als vierzig untergegangenen Ortschaften anzusehen ist, deren Namen sich zumeist erhalten haben, zählt auch noch außer der „alten Stadt" das Klostergut, gleich der Maienluft ein Domänengut. Ursprünglich war es ein Wilhelmiterkloster, Thein oder Oberwelbach genannt, 1299 von einem Herrn v. der Kehr gestiftet. Es war reich begabt und empfing noch 1620 eine stattliche Zuwendung, während die Reformation bereits ihren Triumphzug durch deutsche Lande hielt. Im Bauernkriege ward es zerstört, seine liegenden Besitzungen aber wurden in ein Domänengut umgewandelt.

Wir können nicht von Wasungen scheiden, ohne eines Mannes zu gedenken, den zwar die Chronik dieser guten Stadt nicht erwähnt, dessen Volksthümlichkeit aber gesicherter erscheint als viele der „berühmten" Männer, welche aus Wasungen hervorgingen. Es ist dies Kaspar Neumann, der Hans Sachs Wasungens. Auch er

„war ein Schuh-
macher und Poet dazu".

Das Handwerk gönnte man ihm, die Poeterei aber rief eine Revolution wach. Als Wasungen erfuhr, daß die poetischen

Erzeugnisse des originellen, warmherzigen Mannes gedruckt wurden und Beifall im Lande fanden, da beging es einen neuen Lalenstreich. Ergrimmt, daß ein Mitbürger der Stadt es wagte, „die dortige Sprache lächerlich und schlecht zu machen", rottete sich der Pöbel Wasungens zusammen, zog vor das Haus des Schusterpoeten, höhnte und bedrohte ihn und warf zum Schluß sämmtliche Fensterscheiben mit Steinen ein. Der Herzog von Meiningen, welcher von der geistvollen Kritik seiner guten Stadt Wasungen vernommen hatte, erwies sich als ein Beschützer der Künste. Er setzte 1845 den armen Schuhmacher als Kastellan in sein prächtiges Schloß Landsberg ein. Da konnte nun derselbe gesichert und ungestört in den freien Stunden seiner Muse leben. Das Jahr vorher war sein Erstlingswerk erschienen. Es betitelte sich: „Gedichte in hennebergischer Mundart von Kaspar Neumann". Der thüringer Dichter Ludwig Storch hatte ein warmes Vorwort der Liedersammlung beigegeben. Nur eine Probe daraus sei hier mitgetheilt. Das Lied hat der tapfere Schumacher „Die drei Himmelsblumen" (Glaube, Liebe, Hoffnung) benannt. Es lautet:

Der liebe Gott hoet ons gega
Drei Blume uis dem Himmelra
Die lüchte goar zu prächtig schüe
Den Menschen all so spät am frue.

Di Erst, das is der Glau on Hern
Das Allerheiligst, der Wonnerstern,
Der Jedem bonn hä Rue sücht,
Off allen Trett on Srette lücht.

Di Zweit, di macht der Mensche Herz
Goar göttlich onn führt himmelwärts,
Macht, daß die Herze liebe sich,
Onn macht su über Alles rich.

Di Drett' trääat all der Müede Last
Onn schaft ün immer Rue onn Rast;
Süst wär der Mensch dem Lastthier gliech,
Ließ Hoffnung net die Seufzer schwieg.

Bann di drei Schöenne von dem Herrn
Off Erde nett zu fenne wärn,
So wär kei Fried onn Einigkeit,
Kei Glaube a on d' Ewigkeit."

Auch an dem Volksdichter Neumann hat es sich bewährt, daß der Prophet nichts im eigenen Vaterlande gilt.

Seitdem ist's anders in Wasungen geworden. Man hat Einkehr und Umkehr gehalten und hat schätzen gelernt, über was einst engherzige Philisterei den Stab brach. So trübt kein Mißklang heute das freundliche Bild, das zu unseren Füßen in heiteren Farben sich breitet und nun langsam in die thalauf ziehenden Abendschleier hineintaucht, verblassend, verschwindend. Längst ist die Sonne hinter den Bergen der Rhön gesunken. Ein leiser Wind setzt an. Er rauscht durch die Büsche und schleicht mit geheimnißvollem Flüstern durch das dunkelnde Gemäuer, aus dem es wie mit hundert Geheimnissen mich zu so später Stunde anschaut. Nicht lange mehr, dann wachen die Geister auf und halten Umzug und erzählen sich Mären von längst entschwundenen Tagen.

Ich klettere tastend den holprigen Hohlweg hinab, dem Lichtlein entgegen, das aus der Hütte des Schneiderleins friedlich mir entgegenblinkt. Und der behende, freundliche Mann athmet auf, als seine dünne Rechte den Burgschlüssel wieder umschlossen hält. „So spät, so spät?!" spricht er mit leisem Vorwurf.

Durch die Gasse geht's hinab in's stille Städtchen. Wieder blicke ich in die lohende Gluth der Schmiede. Hin und wieder tönt ein Abendgruß an mein Ohr, dann kehre ich im „Schwan" ein, freundlich empfangen, gut bewirthet, und lasse die Eindrücke des Tages noch einmal an mir vorüberziehen.

Kloster Sinnershausen.

Aus den stillen Waldungen der Zillbach hat uns der Weg nach Oepfershausen geführt, einem am Fuße des Hahnberges hübsch und stattlich gelegenen Pfarrkirchdorfe. Der heute so stille Ort sah einst seine großen Tage. Vornehmes und oft auch lautes Leben entfaltete sich hier, besonders wohl zur Jagdzeit, wenn die hier sitzenden Adelsgeschlechter Thore und Thüren öffneten. Bereits im Jahre 1183 tritt Oepfershausen urkundlich auf. Zwei Burgen erhoben sich hier, viele Höfe und Güter entstanden. Neben dem alten Geschlecht Derer von Oepfershausen zog im Laufe der Jahrhunderte eine lange Reihe adeliger Familien hier aus und ein. Unter den Besitzern finden wir nicht nur den Adel aus dem Grabfelde vertreten, auch drüben vom Thüringer Walde klingen bekannte Namen herein. Zwei Geschlechter sind es vor Allen, welche hier am längsten saßen: die von Heerda und von Auerochs. Jene wohnten auf der sogenannten Blumburg (Blumenburg), diese auf der uralten landesherrlichen Burg, dem Schlosse. Als im Jahre 1711 die von Heerda, welche um 1545 zuerst in Oepfershausen auftraten und daselbst zwei Rittergüter besaßen, ausstarben, kamen sämmtliche Güter nebst der Blumburg durch Ankauf in den Besitz der Familie von Auerochs.

Die von Auerochs hatten nun alles in der Hand. Bereits 1315 waren sie in Oepfershausen ansässig. Mehr als einhundert Jahre sollten sie hier sitzen, und mit ihrem letzten Namensträger ward auch der Glanz des Dorfes zu Grabe getragen.

Georg Friedrich von Auerochs, hessischer General, entfaltete als Letzter seines Stammes noch einmal eine lebhafte Thätigkeit und gab dem Orte sein schmuckes Gepräge. Er war es, welcher die hochgelegene Kirche erbauen ließ, in welcher noch heute sein Bildniß zu schauen ist. Die landesherrliche Burg war bereits in den Jahren 1615—18 durch Kaspar von Auerochs in einen Schloßbau umgewandelt worden. Derselbe entsprach aber nicht dem Geschmack des Generals und so ließ er denselben in holländischem Stil herrichten. Schloßgarten, Amtswohnungen und sonstige Nebenbauten, alles erfuhr nach seinen Angaben einen Wandel. Es war, als wollte der alte Herr noch einmal die ganze Würde und Macht seines mit ihm dahin gehenden Geschlechts zum Ausdruck bringen.

1731 schloß Georg Friedrich die Augen. Er hatte sich seiner Schöpfungen nicht mehr allzulange erfreuen können. Herrensitz und Güter fielen an Meiningen zurück. 1800 ward das Schloß zu Oepfershausen abgerissen, und ein Theil des Baumaterials in Liebenstein verwandt. Aber die Kirche erzählt noch von dem letzten Auerochs. Nicht nur sein Bild hängt dort, er selbst ruht in der alten Familiengruft, die bereits unter dem früheren Kirchenbau sich befand und durch vier Jahrhunderte die Todten dieser Familie aufnahm. Nach der Reformation legten auch die von Heerda in der Kirche eine gemeinsame Gruft an. Bis dahin hatten sie ihre Heimgegangenen im Kloster Sinnershausen beigesetzt. 1835 hat man die Grüfte geöffnet und alles noch wohlerhalten gefunden. Leichen und Stoffe hatten der Verwesung und dem Verfall Stand

gehalten. Doch auch im Gedächtniß der Landleute dieser so segensreichen Gegend lebt die Erinnerung an den General von Auerochs noch frisch fort.

Es mag eine eigenartige, knorrige Gestalt gewesen sein; die hohe Stellung, der in baulichen Schöpfungen und wohl auch in Lebensführung zu Tage tretende Reichthum, dies alles kam zusammen, in dem naiven Sinne des Volkes den alten General mit einem Kranze von Legenden zu umweben. Der letzte Auerochs ward der Sagenheld der Umgegend von Oepfershausen.

Wenn man dem Volke Glauben schenken darf, so war der hessische General nicht nur ein tapferer, sondern auch ein harter, grausamer Kriegsmann, der, um Geld zu erpressen, selbst das Kind im Mutterleibe nicht verschonte. Auch kugelfest soll er gewesen sein. Wenn er an der Spitze seiner Dragoner in die Schlacht ritt, so rief er ihnen zu: „Fürchtet Euch nicht vor den kleinen Kugeln, die fange ich alle auf, duckt Euch nur vor den großen!“ So war es denn auch. Nach der Schlacht lüftete er jedesmal seine Hosen und schüttelte mehrere Schock Gewehrkugeln aus denselben. Dabei brummte er dann: „Die Hallunken haben ihre Erbsen einmal wieder nicht weich gekocht, der Pelz brennt mir gewaltig davon!“

Späterhin, als der General alt geworden war, zog er sich auf seine Güter zu Oepfershausen zurück. Die Unsummen von Geld, welche er im Laufe der Jahre zusammengescharrt hatte, hielt er in einem Keller seines Schlosses verborgen, der auch noch lange nach seinem Tode der „Geldkeller“ genannt wurde. Der Haufen der dort aufgeschütteten hessischen Schillinge soll so groß gewesen sein, daß er einmal seinem besten Knechte verstattete, drei Griffe in denselben zu thun, wenn er im Laufe eines Tages solch einen Haufen Häcksel zusammenschneiden würde, als Geld unten läge. Als jedoch abends der General in die Scheune trat, in welcher der Knecht wie

ein Teufel gearbeitet hatte, da lächelte er ob all' der vergeblichen Mühe, worauf er den Burschen in den Keller führte und ihm den Berg klingender Münzen wies. Aber er war in froher Gebelaune und gestattete trotzdem dem Knecht einen Griff wenigstens in die Schillinge zu thun. Der arme Schlucker benahm sich jedoch dabei so ungeschickt, daß ihm sein Herr eine Ohrfeige mit der Bemerkung versetzte, daß man in einen Geldhaufen stets nur von unten nach oben und zwar mit gehöhlter Hand hineingreife. Nach dieser Zurechtweisung bewilligte er ihm noch einen zweiten Griff.

Nach dem Tode des Generals erschienen die Staatsbeamten, um unter den üblichen Formen vom Nachlasse Besitz zu ergreifen. Sie zeigten sich aber von einer solchen Knauserei, daß sie nicht einmal der Magd Stoff zu einem schwarzen Trauerkleide bewilligten. Daher schnitt die Magd heimlich ihren auf dem Paradebette liegenden Herrn aus dem schwarzen Rocke das Rückentheil aus und ließ sich aus demselben eine „Trauerbezze" (Trauerhaube) anfertigen. Das aber hat der alte Herr doch sehr übel genommen. Es ließ ihm im Grabe keine Ruhe, und so kehrte er fast jede Nacht in das Schloß zurück. Da haben ihn gar Viele heimlich umher wandeln sehen in seinem des Rückentheiles beraubten Rocke. Das Schloß ist dann abgerissen worden, die Keller wurden zugefüllt und an jener Stelle ein Garten angelegt. Seitdem hat man nichts wieder von dem General von Auerochs gesehen.

Nicht allein der letzte Schloßherr von Oepfershausen ging einstens hier um, auch ein Mönch aus dem nahen Kloster Sinnershausen ist ehemals gar oft als schreckhafte Spukgestalt herüber gekommen. Gewöhnlich kam derselbe die Kötzegasse (Götzengasse) hinabgeschritten, um dann an der Stelle, wo sonst ein Bildstock stand, einzutreten, den Pferdestall zu durchwandern, um endlich im Schloßgarten zu verschwinden. —

Von Oepfershausen gelangt man über Friedelshausen und Hümpfershausen nach Sinnershausen. Die Orte grenzen alle nahe aneinander. Nach Westen hin trennt sie ein steiler Höhenzug, von Wald, Trift und Ackerland bedeckt, vom Thale der Felda. Nach Osten hin blicken die Dorfhütten hinüber zu den dunklen, einsamen Waldungen der Zillbach. Ueberall ist hier reichgesäeter Sagenboden, und die Weltabgeschiedenheit dieser Landschaft sorgt dafür, daß dieser Schatz von Volkspoesie hier noch nicht ganz an Werth und Macht verloren hat.

Auf dem Klasberg nahe bei Friedelshausen zeigt sich zuweilen eine schöne, weiße Jungfrau, welche auf Erlösung aus Noth und Pein harrt. Wer sie aber vom Zauberbann befreien will, der findet sie als scheußliche Natter am Boden kriechen, und hat sie nur dreimal zu küssen. Das aber hat bisher Alle abgeschreckt, welche daran gingen, die Aermste zu erlösen.

Es ist auch noch nicht allzu lange her, da sah man in der Adventszeit allabendlich einen riesengroßen, feurigen Mann droben von der Hut, wo tagsüber die Schafe und Ziegen weiden, hinab zum Dorfe steigen. Hinter dem Pfarrgarten verschwand er dann regelmäßig. Das ärgerte schließlich den ehrsamen Gottesmann im Pfarrhause, und er beschloß — es war im Anfang unseres Jahrhunderts! — mit seinem Knechte „Hannjörg“ zusammen dem feurigen Unhold die Lust an weiteren Besuchen zu vergällen. Er ergriff also die Peitsche und faßte mit dem Knechte Posten im Garten. Als jedoch der Feurige nun immer näher und näher kam, da schüttelte sich der alte Herr vor Grausen, reichte dem Knechte die Peitsche hin und sprach: „Hannjörg, den wollen wir laufen lassen.“ Sprach's und verschwand im Hause und hat auch nie wieder sich nach dem Feurigen umgesehen.

Die Pfarrer von Friedelshausen haben überhaupt wenig Glück mit den tollen Spukgeistern gehabt. So sollte einem derselben etwas ganz Wunderliches zustoßen. Als er vom

Dorfe Schwarzbach, wo er das Abendmahl gespendet hatte, auf seinem Rößlein heimkehrte, da sprangen ihm plötzlich aus dem Korn zwei schwarze Katzen entgegen, so daß sein Thier scheute und nicht mehr von der Stelle zu bringen war. Denn die Katzen hüpften immer an ihm in die Höhe und riefen in heftiger Art: „Ga es ons Bichtkrützer wier!“ (Gieb uns unsere Beichtkreuzer wieder!) Als nun der bedrängte Pfarrer sah, daß er die schlimmen Hexen nicht wieder loswerden konnte, da griff er in die Tasche und warf jeder ihren Beichtkreuzer hin. Hätte er ein sogenanntes „Dreikreuzmesser“ bei sich gehabt und dieses, wie einst der Pfarrer von Unterkatza, über die unheimlichen Thiere weggeworfen, so hätte er die Hexen in ihrer natürlichen Gestalt vor sich sehen können. —

Zu dem Dorfe Hümpfershausen, wohin auch Sinnershausen eingepfarrt ist, zählen auch noch die Wüstungen Kaisereck, Sachsenau und Lückershausen. Die Namen der beiden ersteren, die auf dem Hahnköpfchen, einem nördlichen Ausläufer des Hahnberges liegen, haben schon manchen Schreiber deutscher Kaisergeschichte irre geführt und zu gewagten Schlußfolgerungen verleitet. Kaisereck und Sachsenau waren bis zur Reformationszeit stattliche Gutshöfe, Lückershausen ein nach Schwarzbach zu gelegenes, blühendes Dorf. Ihre Bewohner betheiligten sich jedoch an der Zerstörung der Klöster Breitungen, Georgenzell und Sinnershausen so thatkräftig, daß zur Wiedervergeltung sächsische und hessische Truppen sie dem Erdboden gleich machten. Die Stätten, wo sie sich einst erhoben, sind noch erkennbar. An das Dorf Lückershausen erinnert noch die stehen gebliebene Mühle, heute Lückenmühle genannt.

Kloster Sinnershausen, das nur einen Büchsenschuß weit von Hümpfershausen liegt, ist heute ein gar liebliches Idyll. Wie eine Oase liegt es zwischen hohen, alten Waldbäumen, Blumen und blühenden Hecken eingebettet. Ein schlichtes Wirthshaus, ein im Schweizerstil erbautes, parkumzogenes

Herrenhaus, gegenüber der Gutshof mit Wirthschaftsgebäuden und den wenigen Hütten der Arbeitsleute, ein weiter Blumen- und Nutzgarten mit Teich und Gewächshäusern — das ist Sinnershausen, heiter anmuthend, so recht geschaffen, für eine Spanne Zeit sich vor des Weltmarkts Getümmel in Natur und Einsamkeit zu flüchten.

Aus dem Teich neben dem Nutzgarten hebt sich eine kleine Insel empor, die mit allerlei Skulpturwerken, ländliche Figuren darstellend, geschmückt ist. Angrenzend an diesen Teich zieht sich ein Stück verwetterter Mauer entlang, der letzte Ueberrest des im Bauernkriege verwüsteten Wilhelmiterklosters Sinnershausen. In diese Mauer eingelassen erblickt man das Bild eines Mannes, der auf der Brust einen Gegenstand ähnlich einem Stein trägt. Alter und auch äußere Verletzungen haben dieses Steinbild in seinen Umrissen beschädigt. Es stellt zweifellos das Epitaphium eines Ritters vor, der einst gegen entsprechende fromme Schenkungen nach seinem Tode Aufnahme in dem Gotteshause der Wilhelmiter fand. Dort hat nach älteren Berichten dieses Steinbild zur Rechten des Eingangs zur Sakristei gestanden.

Das Volk aber erkennt in diesem Bilde einen Mönch, und der scheinbare Stein, den dieser trägt, ist für dasselbe zum Ausgangspunkt einer weit verbreiteten Sage geworden. Darnach seien einst ein Graf von Henneberg zu Eckardts mit einem Ritter Fuchs von Lemnitz aus Friedelshausen wegen einer Jagdbeute in heftigen Streit gerathen, welcher mit dem Tode des Ritters schloß. Da habe den Grafen von Eckardts heftige Reue erfaßt und er sei nach Rom gewallfahrtet, vom heiligen Papste Vergebung seiner Schuld zu erflehen. Der Papst habe ihm verziehen, doch unter der Bedingung, daß er an der Stelle, wo der Mord geschah, dem Wilhelmiterorden ein Kloster bauen solle, den ersten Stein dazu müsse er aber von Rom aus selbst bis zur fernen Heimath tragen. Das ist denn auch alles buß-

fertig erfüllt worden. Als das Kloster vollendet und besetzt war, da trat der Henneberger selbst als dienender Bruder in das fromme Haus ein, das er zur dauernden Erinnerung an seine blutige That „Sündershaus“ benannt hatte. Dieselbe Sage will wissen, daß das am Rande der Zillbach belegene Dorf Eckardts von dem Henneberger seinen Namen empfangen hat. Dessen Burg hätte auf der Stelle des sogenannten Bauhofes gestanden. Der Weg, der zu diesem führt, heißt noch heute der „Grafenweg.“

Geschichtlich steht fest, daß Kloster Sinnershausen um das Jahr 1290 von einem Ritter von Katza (Unterkatza) gestiftet worden ist. Schon die Pfarrgerechtigkeit, welche es, offenbar vom Stifter, in Unterkatza empfangen hatte, deutet darauf hin. Dieses Wilhelmiterkloster schwang sich rasch zu Wohlhabenheit und Ansehen auf. Außer den Klostergebäuden, einer sehr lang und schmal gebauten Hauptkirche, besaß dasselbe noch eine Kapelle, die ein wunderthätiges Bild beherbergte. Dieses Bildlein wandelte Sinnershausen zu einem weit und breit berühmten Wallfahrtsorte. Tausende von Pilgern zogen zu dieser geheiligten Stätte, und mancher Silberling fiel in den Opferstock. Eine eigenthümliche Sitte ist es ferner für Sinnershausen gewesen, daß man hier dem Wunderbilde eiserne Bildtafeln weihte. Als man den Schutt aus der zerstörten Kapelle forträumte, fand man eine sehr große Anzahl dieser Weihgeschenke.

Die Wuth der Bauern machte dem Kloster ein Ende. Von den Hennebergern kam der Besitz an die Marschalle von Ostheim-Waltershausen, dann an andere adelige Familien, durch Erbschaft noch einmal an die von Ostheim, endlich 1692 an den Herzog Bernhard I. von Meiningen, welcher das Gut, abgesehen von einzelnen Liegenschaften und dem Klosterwalde, welches beides man käuflich an das Kloster Grimmenthal abgelassen hatte, seiner Gemahlin Elise Eleonore verkaufte.

1731 gelangte Sinnershausen an den Hofrath Trier, welcher leider die interessante Kirche abbrechen und den unteren Theil in ein Wohnhaus verwandeln ließ. Durch seine einzige Erbtochter gelangte das schöne Gut in die Hände der Familie des bekannt gewordenen Berliner Polizeipräsidenten von Hinkeldey, der in einem Duell an jener Stelle zwischen Charlottenburg und der Jungfernheide fiel, die seitdem ein Denkmal kennzeichnet. 1851 ging das Gut von der Familie von Hinkeldey für 90 000 Gulden an Meiningen, zum größten Theil an das Staatsoberhaupt, über. Es ward ein Schatullengut, das 1884 durch Verkauf in bürgerliche Hände fiel.

Die Kirche hatte man praktischen Zwecken nutzbar gemacht. Was sonst noch an Ruinen erhalten geblieben war, das sank allmählich immer mehr zusammen. Schließlich legte man alles nieder, plante den Boden, auf dem nun Gärten und sonstige Anlagen entstanden. Nur ein Stück Mauer blieb bestehen, und in dieselbe fügte man den aus der Kirche geretteten Leichenstein ein, für das Sagenbedürfniß des Volkes seitdem die in Lapidarstil geschriebene Klostergeschichte. Wenn die Brunnen plätschern, die Finken im sonndurchflutheten Parke schlagen, und in die Stille zuweilen die behaglichen Laute der Stallthiere hereintönen, dann überschleicht selbst dem flüchtigen Wanderer ein geheimes Sehnen, hier einmal still ausruhen zu dürfen.

Am Landhaus vorüber, auf dessen vorgelegenem Kiesplatze ein paar Kinder lustig spielen, unter Lachen einen buntbemalten Ball in die blaue Luft immer wieder schleudernd, tauchen wir in den schattigen Park hinein. Eine Waldinsel von dem stillen Wasser eines Teiches umspült, tritt uns aus dem Dämmer der hochwipfligen Bäume entgegen. Dann schreiten wir dem Ausgange zu. Jenseits der Umgrenzung geht's über Wiesenland ein Stück, dann nimmt uns eine malerische Schlucht auf. An dem niederplätschernden Bächlein geht's

auf wohl geebnetem Pfade im Zickzack empor zur Höhe, wo unter einem breitausladenden Einzelbaume eine Bank zum Rasten und Ausschauen einladet. Von diesem Ausläufer des Hahnberges eröffnet sich ein weites, tiefpoetisches Bild nach Osten hin: hinab auf das baumumgrünte Sinnershausen, auf stille Dörfer, den einsamen, dunklen Forst der Zillbach, hinter welchem das Werrathal als Einschnitt sich zeigt, eingesäumt von den blauen Höhen des Thüringer Waldes. Hier nehmen wir Abschied von dem freundlichen Bilde des Klosters Sinnershausen.

Der letzte Rest der Höhe führt uns wechselnd über steinige Trift und durch dichten Laubwald. Dann treten Aecker heran, und ehe die Hochfläche sich tief hinab nach Roßdorf senkt, grüßen uns wieder ein paar Häuser, von Ställen und Wirthschaftsräumen umgeben. Der Roßhof, der Familie von Wechmar drunten in Roßdorf gehörig, ist erreicht. Seine Lage auf freier Höhe macht allein seine Schönheit aus, und so hat man auch hier unter einem alten Baume eine Bank zum eigenen Genießen und für vorübergehende Wandersleute angebracht. Zu den Bergen des Thüringer Waldes gesellen sich hier noch die Höhenzüge des Werra- und Rosagrundes, hinter welch' letzterem die Stoffelskuppe und andere Basaltkegel der Vorderrhön sichtbar werden. Dicht vor uns aber hebt sich der kahle Nebelberg mit seiner dunklen Waldkrone breitbuckelig empor, um dessen Besitz am 4. Juli 1866 in brudermörderischer Schlacht so viel edles Blut fließen mußte.

Wer denkt heute noch daran? Des Landmanns Pflug zieht ruhig seine Furchen in dem blutgetränkten Boden, der Erde das ausgestreute Saatkorn zur Reife und zum Segen anvertrauend. Was aus der Blutsaat jener Tage dem deutschen Vaterlande als schönste Frucht hervorging, die Einigkeit der deutschen Stämme, wird sie zum Segen unseres Volkes sich stark genug für die Zukunft erweisen? Daß uns das

Kommende verhüllt bleibt, ehe es sich erfüllt, ist für den Einzelnen wie für ein Volk das höchste Geschenk einer weisen Vorsehung noch immer gewesen. Dafür bleibt uns als Ziel und Stecken das Hoffen.

Und wer in den blauen Sommerhimmel aufblickt, in stiller, reiner Freude, dem klingen tausend helle Glocken der Hoffnung durch die Seele, im frohen, festen Glauben, daß das deutsche Volk sich nicht selbst verlieren kann.

Auf der Großen Geba.

Zwischen Wasungen und Meiningen wird das Werrathal, aus der Ferne gesehen, von zwei gewaltigen, breit gebuckelten Bergrücken begrenzt: nach Osten von dem Dolmar, nach Westen von der Geba. Dieses Gegenüber, die Aehnlichkeit beider Bergformen, hat denn auch in der Sagenpoesie des Volkes seinen Ausdruck gefunden. Hier wie dort stellt jeder Berg einen Höhenzug dar, den man in eine kleine und große Kuppe eintheilt. Der Große Dolmar zeigt eine Höhe von 740 Meter, die Große Geba steigt bis zu 752 Meter empor. Auch in der Schönheit ihres Rundgemäldes, das sie bieten, sind sie sich gleich, und es ist schwer zu entscheiden, wem der erste Preis zuzusprechen ist. Der Dolmar, weil näher an der großen Verkehrsstraße gelegen, sieht jetzt jährlich Tausende zu seinem schattenlosen Gipfel emporklimmen. Die Geba muß darin freilich zurückstehen. Noch ist die Zahl Derer gering, welche das linksufrige Gelände der Werra, Grabfeld und Vorderrhön, wandernd durchstreifen. Das kann freilich die Schönheit der Aussicht der Geba an Werth nicht schmälern, in Mancher Augen vielleicht sogar noch erhöhen.

Der Dolmar ist noch zum Thüringer Walde zu rechnen.

Nicht so die Geba. Sie stellt den äußersten Berg des nördlichen Vorgebirges der Rhön dar und muß als ein Vermittelungsglied zwischen letzterer und dem Thüringer Walde angesehen werden. Die Südwestseite dieses Berges, dessen ganzer Rücken basaltig ist, zeigt große Fruchtbarkeit. Hier steigen gute Getreidefelder bis zur Höhe hinan. In den übrigen Theilen findet man Wiesenland, Trift, Steinboden und Laubwaldungen mit interessantem Pflanzenreichthum.

Zwischen der südöstlichen Kleinen Geba und nordwestlichen Großen Geba gähnt ein tiefer, trichterförmiger, von Bäumen und wildem Gebüsch umschlossener Erdfall, das Träbeser Loch, nach dem nahe dabei gelegenen Dorfe Träbes so benannt. Die Sage hat sich natürlich dieser Naturerscheinung bemächtigt und sie mit dem am Ausgang einer tiefen Waldschlucht eingebetteten Dorfe Seeba in Verbindung gebracht. Bei Seeba dehnte sich einst ein langer, fischreicher Teich aus, den man jedoch im Jahre 1831 in eine fruchtbare Wiese wandelte, welche noch heute das Seeb heißt. — Das Seeb und das Träbeser Loch gehören nach dem Glauben des Volkes zusammen. Dasselbe erzählt, daß unten im Dorfe Seeba einmal eine Wittwe zum Sterben kam. Da theilte sie noch rasch ihren Besitz an die beiden Söhne aus. Ueber eine Wiese vermochten sich jedoch die Brüder nicht zu einigen. Sie geriethen darob so heftig in Zank, daß sich die sterbende Mutter entsetzte und die Wiese verfluchte. Am anderen Morgen lag die Frau todt auf dem Stroh gebettet. Draußen aber hatte sich ein Wunder vollzogen. Das mit Wasser angefüllte Träbeser Loch hatte sich über Nacht entleert und die Wiese in einen wallenden See verwandelt. So ward Habgier und Unfrieden bestraft. —

In Seeba ist es überhaupt nicht immer geheuerlich gewesen, und alte Leute wissen ganz wunderliche Dinge davon zu erzählen. So stand am Abflusse des Seees ehemals eine

Mühle. Heute geht der Pflug über diese Stätte, die Jedermann zur Nachtzeit gern meidet. Hier treibt Geisterspuk sein tolles Wesen. Zuweilen begegnet Einem ein riesiger Reiter ohne Kopf; ein schwarzer Mann oder ein mächtiger schwarzer Hund taucht auf und sucht dem einsamen Wanderer beizukommen. Dann hört man plötzlich die Mühlräder wieder klappern, so toll und rasend, daß man meint, die ganze Mühle müsse in tausend Stücke zerspringen. All dieses Krachen und Sausen ist aber nicht überirdisch, sondern scheint tief aus der Erde zu kommen.

Auch im Wirthshause zu Seeba geht's merkwürdig her. Die Schuld daran trägt ein Meineidiger, der einmal ehedem in diesem Hause wohnte. Denn so ein Sünder hat keine Ruhe im Grabe und regt auch noch andere Geister an. So erscheint der Unhold alle sieben Jahre, bald als scheckiger Hund, dann wieder als ein langer, schwarzer Mann mit einem Spinnwebengesicht. Auch eine düster gekleidete Frauengestalt läßt sich alle sieben Jahre im Wirthshause sehen. Die Leute halten sie für eine Nonne aus dem Kloster, das einst zu Seeba gestanden. Sie soll auch die Beste nicht gewesen sein. Denn wenn sie durch die Wirthsstube schleicht, dann hat sie jedesmal die Hände in die Seiten gestemmt und hat das letzte Mal die Kinder so scharf angeblickt, daß diese laut aufschrieen und ihre Mutter aus der Küche herbeiriefen. Als diese aber kam, war die unheimliche Erscheinung längst verschwunden. —

Es ist ein warmer Spätsommertag, an dessen Morgen wir Wasungen verlassen, um die dreistündige Wanderung zur Großen Geba anzutreten. Jenseits der Werrabrücke und dem Bahnhofe öffnet sich bald das freundliche Thal des Katzbaches, der, nördlich der Geba entspringend, über die vier Dörfer Ober- und Unter-Katza, Wahns und Mehmels seinen Lauf zur Werra nimmt und mit dem eine halbe Stunde

nördlich davon die gleiche Richtung nehmenden Schwarzbache die Kleine Zillbach einsäumt. Ein stilles Wandern ist es schon durch's Werrathal. Hier aber, längs der Katzbach, ist es noch stiller. Vielleicht mag's an solchen Tagen, wo Wasungen Markt abhält, reger in dem Thale hergehen. Heute liegt tiefes Schweigen über ihm. Der Bach springt fröhlich an unserer Seite hin, die Bäume beugen sich leise, als sprächen sie wie im Halbschlafe, und durch die blaue, sonndurchfluthete Sommerluft geht ein heimlich Summen und Ziehen, als flöge ein Zug Waldgeister über uns dahin.

Nach dem Walde tritt Ackerland heran, der Thurm und die Dächer von Mehmels tauchen auf, dahinter steigt, das Thal wuchtig abschließend, die Große Geba auf, breitgebuckelt wie der Rücken eines vorweltlichen Riesenungethüms. Vom höchsten Punkte grüßt ein Häuschen nieder, eine Schutzhütte, welche ein Verein für sich, nicht für Wanderer, hinstellte, die, wenn sie droben angelangt sind, mit Enttäuschung Thür und Fenster fest verschlossen finden.

Das Dorf Mehmels wie das seitlich an der oberen Solze gelegene Dorf Solz rufen einen mehr alterthümlichen, zum Theil auch malerischen als wohlhabenden Eindruck hervor. Wie in so vielen Ortschaften längs der Vorderrhön ist auch hier Schmalhans Küchenmeister in den ärmlichen Hütten. Mehmels, ein Filial von Solz, bietet Nichts, während der letztere Ort, der seinen Namen von einer hier entspringenden, schwachen Salzquelle einstmals erhielt, wenigstens den lokalen Geschichtsforscher für ein paar Minuten fesseln kann. Denn hier erhob sich einst eine Burg der Henneberger, von der jedoch nur noch wenig auf unsere Tage gekommen ist. Diese Steinveste scheint als Raubveste eine nicht unwesentliche Rolle gespielt zu haben und soll, der Ueberlieferung nach, mit den Besitzern der Haßburg und des Landsbergs bezüglich der Wegelagerei gemeinschaftliche Sache gemacht haben, indem sich stets alle drei Burgen

bei Annäherung eines Zuges von Kaufleuten durch Zeichen von den Thürmen rasch verständigten. Burg Solz ist denn auch darob zerstört, aber dann wieder aufgebaut worden.

Ein besonderes Interesse darf im Dorfe Solz Kirche, Pfarrhaus und Friedhof beanspruchen. Hier in Solz war im vorigen Jahrhundert der Magister Johann Ludwig Heim als Pfarrer thätig, der sich seiner Zeit in thüringer Landen durch die Herausgabe seiner „Hennebergischen Chronik“ einen Namen als Geschichtsschreiber erwarb. Dem Menschenfreund aber steht dieses Haus noch höher, da hier ein Strom von Liebe ausging, deren Bekundung etwas Rührendes hat. Sechs Söhne erblühten diesem frommen Magister, die alle zu Stellung und Würden, geliebt und geehrt, emporrückten. Als der alte Herr an die Herausgabe des dritten Bandes seiner Chronik ging, da mußte es in der Erinnerung an sein Vaterglück wie Dank und quellende Freude über ihn gekommen sein, und so widmete er am 15. Februar 1776 seinen sechs Söhnen diesen Band „aus väterlicher Liebe“, indem er sie ermahnt, „oft an ihre Auferzucht bey ihrem Vater zu gedenken, in gewisser Zuversicht: Ein Mann, der in seiner Gerechtigkeit und Frömmigkeit lebt, dessen seine Kinder sind glücklich nach ihm.“

Welch ein warmer Hauch dieses Haus durchzog, welch ein tiefes Gefühlsleben Alle beseelte, davon zeugt die rührende Thatsache, daß alle sechs Brüder eines Tages am Grabe der Mutter sich versammelten und den feierlichen Schwur ablegten, einander immer zu lieben und an Gott zu halten. Darum hat ein thüringischer Geschichtsschreiber nicht mit Unrecht das einsame Grab auf dem Gottesacker zu Solz den „Meininger Rütli“ genannt.

Drei Heim haben hier nach einander als Pfarrer gesessen, Großvater, Vater und Sohn. Von den sechs Söhnen des ehemaligen Chronisten aber hat keiner sich einen solchen Namen

geschaffen, als Ernst Ludwig Heim. An Liebe und edlem Menschensinn waren sie wohl Alle gleich, an Ruhm hat der Arzt Ernst Ludwig Heim Alle überstrahlt. Darauf darf das Dorf Solz stolz sein, daß in seinem Pfarrhause am 22. Juli 1747 „der alte Heim" das Licht der Welt erblickte.

Ernst Ludwig ward nicht nur ein berühmter Arzt, auch auf dem Gebiete der Botanik, insbesondere der Moose, hat er sich einen Namen gemacht. Er untersuchte auch sämmtliche Mineralquellen Deutschlands und seinem Vater zur Liebe auch die Salzquelle der Heimath. Das Ergebniß dieser Untersuchung hat der wackere hennebergische Chronist mit Stolz in den Anfang der Vorrede zu seinem dritten Bande eingerückt.

Auf Wunsch des Leibarztes Friedrich's des Großen, Muzel, ließ sich 1775 Heim in Spandau als Arzt nieder. Einige Jahre darauf ward er zum Kreisphysikus des Havellandes ernannt. 1783 siedelte er nach Berlin über. Und nun begann jene großartige ärztliche Thätigkeit, die sich gleichmäßig über die höchsten und niedrigsten Stände erstreckte. 1799 ward Heim zum Geheimen Rath befördert. Zeitgenossen schildern in begeisterter Weise die tiefe Wirkung seiner Erscheinung am Krankenbette, den hohen Charakter, die liebenswerthen Herzenseigenschaften. Der Freimuth seines Wesens, selbst gekrönten Häuptern gegenüber, seine originelle Persönlichkeit, die humoristische Schlagfertigkeit, die doppelt wirksam sich durch den berliner Dialekt äußerte, welchen der berühmte Arzt zur Kurzweil oft gebrauchte — dies alles machte letzteren zur volksthümlichen Gestalt in Berlin. „Der alte Heim" ward eine verehrte Lieblingsgestalt des berliner Volkes und lebt im Erinnern aller Berliner noch heute in hundert Schwänken und edlen Thaten fort. Heim ist auch der Erste gewesen, welcher das Impfen der Schutzblattern in Berlin übte. Eine ärztliche Gesellschaft in der Reichshauptstadt feiert in ihrem Namen

„Heimia" noch heute sein Angedenken. Am 15. September 1834 verschied er im 87. Lebensjahre, beweint und beklagt. Der Segen des Pfarrhauses zu Solz hatte ihn all sein Lebtag begleitet. —

Querfeldein schlagen wir uns von Solz zur Geba hinan, ohne Weg und Steg, der breiten Kuppe zustrebend, die aber, je steiler der Anstieg über Ackerfurchen, Raine und abgeleerte Felder sich gestaltet, mehr und mehr verschwindet. Dann nimmt uns rauschender Laubwald auf. Quellbäche rieseln über den Pfad, es pfeift, flötet und tirilirt über uns in den Zweigen, und wie wir aufblicken, streicht ein Fuchs scharf ausspähend unter den Bäumen dahin. Und wie das so vollsaftig grünt ringsum und in kräftigen Farben im Moose und zwischen den Büschen lacht und lockt.

Nun wandelt sich der Hochwald allmählich in Buschwald. Basaltblöcke liegen am Wege, auf deren Moospolstern Käfervolk sich tummelt und da und dort eine Eidechse sich behaglich sonnt. Ein leiser Wind setzt ein. Wir fühlen, daß wir uns der Kuppe mehr und mehr nähern. Immer schattenloser, immer heißer gestaltet sich der Aufstieg in dieser Mittagsstunde. Ein feiner, zarter Schleier scheint über der Landschaft zu schweben, die jetzt aus der Tiefe ringsumher mit berückendem Farbenglanze langsam emporwächst. Busch und Baum liegen hinter uns. Thymian und Ginster decken den Boden, noch ein Stück, dann ist die kahle, sonngebleichte Hochfläche erreicht. Im Schutz und Schatten der verschlossenen Bergklause werfen wir uns nieder und blicken hinaus in die funkelnde Welt.

Fast unbegrenzt erscheint das Rundbild von der Großen Geba, an Schönheit die berühmte Aussicht vom Kreuzberge der Hohen Rhön noch übertreffend. Zwischen Thüringen und Franken, Hessen und Bayern breitet sich zu unseren Füßen ein Stück deutscher Erde. Mit der Wartburg beginnend,

dehnt sich im Osten in reizvoller Wellenlinie der gesammte Thüringer Wald vor unseren Blicken aus; der Frankenwald und die Haßberge folgen, bis dann im Süden das Fichtelgebirge den Abschluß bildet. Westlich zeigt sich die Kuppenwelt der Hohen Rhön, vom Kreuzberg an bis hinab zum Bayer, Stoffelskuppe und Bleß. Der Habichtswald bei Kassel und die hessischen Berge, charakterisirt durch den sargähnlichen Rücken des Meißner, schließen im Norden das entzückende Bild ab. In diesen herrlichen Rahmen von Gebirgen und Einzelbergen, Gipfeln und Kuppen, da ruhen eingestreut Städte und Dörfer, Thäler und lachende Gebäude, Kapellen und Burgen. Ein Kranz von leuchtenden Vesten und verfallenen Ruinen schlingt sich darein, von denen nur die näheren genannt sein mögen: Landsberg, Henneberg, die Vesten Koburg und Heldburg, die Salzburg und Lichtenburg. Jenseits der Landsberg — die Hauptstadt Meiningen bleibt durch einen niedrigen Höhenzug verdeckt — wölbt sich der breite, kahle Dolmar, das stolze Gegenüber der Geba. —

Wohl eine Stunde hielten wir Rast droben. Wie Feiertag schien es uns heute durch die Welt zu gehen. Wie schön, in den blauen Sommerhimmel hinauf zu starren! Leichte Wölkchen segelten, vom Windshauche sanft bewegt, hin und wieder hinab nach Süden. Zuweilen blieben sie stehen, als freuten sie sich des friedvollen Anblicks der Erde. Dazwischen klang das helle Schmettern der Lerchen aus der Tiefe. Heitere Sommerträume stahlen sich in unsere Herzen, und Erinnerungen manch unvergeßlicher Wanderfahrt glitten wie die Wölkchen durch unsere Sinnen. Und dann tauchten die Blicke wieder hinab in die Landschaft, der Wandersehnsucht neue Schwingen gebend.

Eine Viertelstunde südwestlich birgt sich unter dem Gipfel der Geba das Dörflein gleichen Namens. Gegenüber dem zu

Roßdorf gehörigen von Wechmar'schen Oekonomiegute liegt zur rechten Seite der Dorfstraße auf kurzer Anhöhe ein Kirchlein. Nur das Kreuz kennzeichnet es als ein solches. Im Uebrigen schaut es aus, wie ein Ende vorigen Jahrhunderts erbautes, herrschaftliches Theehäuschen, also deutsch: „Pavillon“ genannt.

Es ist sehr wahrscheinlich, daß das in früheren Jahrhunderten im Grabfelde angesessene adelige Geschlecht „die Gebin“ hier in Geba seinen Ursprung genommen hat. Der erste Eindruck, den der Wanderer von dem Dörflein empfängt, ist der der trübseligsten Armuth. Nur die Schönheit der Lage giebt dem Bilde etwas Versöhnliches. Denn sobald man in die Dorfstraße eingebogen ist, öffnet sich nach Süden ein von laubbewaldeten Bergen eingeengtes Thal, an dessen Ausgang Ruine Hutsberg im Vordergrunde anderer Höhen sichtbar wird.

Elende, halbverfallene Hütten stehen vereinzelt am Wege oder kleben an den Wänden der rasch einsinkenden Schlucht. Blickt man zu den trüben Fenstern, so meint man zuweilen, Frau Sorge oder Noth säße dahinter, das graufahle Antlitz gegen die Scheiben gepreßt. Auch das Wirthshaus ist solch ein armseliger Bau. Wellholz und trockenes Reisig lagert vor der Thür, ein paar Hühner schreiten im Schmutz auf und nieder. Der kleine Gastraum hat etwas Erdrückendes. So leitet uns ein dürftig gekleidetes Kind durch den Flur und weist uns dann eine Stiege hinauf, die an der steilen Bergwand zwischen Wiesenland zum Waldesrande führt. Eine Art Kegelbahn ist da droben angelegt worden; ein paar quergelegte Bretter bilden nothdürftig einen Ruhesitz. Das Kind bringt uns trübes Bier, und nun sitzen wir nieder. Ueber uns flüstern die Wipfel alter Bäume, dazwischen klingt von einer Wiese das Wetzen eines Schleifsteins, der über eine stumpf

gewordene Sense gezogen wird. Eng begrenzt ist das Bild von Dorfhütten, Waldhang und Thalschlucht, eng begrenzt wie das Leben Derer, die hier den Kampf um ein Heute kämpfen, ihn morgen fortsetzen zu können. Wen das Geschick an solch eine Stätte bannte, der hat zu Träumen und zu Hoffen aufgehört.

Ruine Hutsberg.

Unter den zahlreichen Burgsitzen der Henneberger muß Schloß Hutsberg eine besonders wichtige Rolle gespielt haben. Diese Bedeutung läßt sich daraus folgern, daß bei allen Belehnungen, welche die Grafen durch des Kaisers Majestät empfingen, eine der drei auf den Reichstagen vorangetragenen Fahnen das Panier des Hutsbergs, das Fürstenthum vorstellend, war. Aber auch in der Landschaft des alten Grabfeldes nimmt der Hutsberg durch Lage und Gestaltung eine bemerkenswerthe Stellung ein. Von ungezählten Punkten sieht man diesen dicht mit Laubbäumen bewaldeten, steilen Bergkegel aufragen, dessen Gipfel die guterhaltenen Ruinen der ehemaligen Veste decken. Aus den Basaltfeldern der Vorderrhön brach man einst die dunklen Steine zu dem Schloßbau, die ihrer Festigkeit aber auch etwas ungemein Düsteres liehen. Rings um den Hutsberg ist alles uralter Kulturboden. Meiningen, Weimar-Eisenach und Würzburg (Bayern) stoßen hier zusammen. Halbversunkene Grundmauern von Kirchen und Kapellen, untergegangene Siedelungen und Städtchen erzählen uns von den Kämpfen zwischen Heidenthum und Christenthum, von Bonifacius, den wilden Einfällen der Hunnen und der Glanzzeit des Grab-

feldes unter den Gaugrafen. Allüberall sitzt die Sage und webt über Trümmer, Wüstungen, stille Waldeshalden ihre goldschimmernden Schleier. Noch stört kein greller Pfiff des Dampfrosses diese traumhafte Einsamkeit. Die Alten in den Dörfern wissen hier herum noch manche geheimnißvolle Wundermär zu berichten, und wer ein Sonntagskind ist, der wird hier manches hören und schauen, an das ein Anderer blinden Auges und verschlossenen Herzens achtlos vorüberschreitet.

Schritt für Schritt wandern wir hier über geheimnißvollen Kultur- und Sagenboden. Südlich des am Fuße des Burgberges liegenden Hutsberger Hofes finden wir den kleinen Weiler Ruppers. Nicht weit von demselben bergen sich im Walde und im Schutze des nahen Neuberges die kümmerlichen Ruinen der ehemaligen Peterskirche, von Busch und Dornengestrüpp umrahmt. Der einst daran stoßende heilige Peterssee ist längst in Wiesenland umgewandelt worden, doch hat sich der Charakter des von Wald umschlossenen Seebodens bis heute erhalten. Aller Wahrscheinlichkeit nach ist einst die Peterskirche in grauer Vorzeit von dem neubekehrten Adel des Grabfeldes erbaut worden. Sie war eine jener Missionskirchen, in welchen eifrige Schüler des tapferen Bonifacius die Ehre des Christenthums mit flammender Rede verkündeten. Während der Einfälle der Slaven, die um das Jahr 750 stattfanden, ist sie dann wieder zerstört worden. Zahlreiche hier aufgefundene Waffen und Pferdehufe deuten auch auf einen kriegerischen Kampf hin, der hier einst in der düsteren Wildniß der Buchonia getobt hat. Die ganze Lage der Kirchenruine legen die Annahme nahe, daß sich hier erst eine heidnische Kultstätte befand, auf der man dann, Heiliges mit Heiligem verdrängend, das Kreuz des Christengottes aufpflanzte.

Ein Stück westlich davon, ebenfalls am Fuße des Neu-

berges, finden wir hart an der Landesgrenze die Wüstung Bischofs. Der meiningische Ort Willmars und die bayerische Gemeinde Mittelstreu theilen sich in Besitz und Einkünfte dieser einsamen Wüstung. Mitten auf einer Waldwiese liegen die melancholischen Ueberreste des hier einst gelegenen Ortes, ein Mauerring von etwa 15 Meter Durchmesser. Das Volk hat diese Trümmer „Mauerschädel“ getauft und betrachtet dieselben als das letzte Ueberbleibsel einer einst hier gestandenen Stadt. Die kleine Steinruine am Waldeseingange wird von ihm das „Pfaffenhaus“ genannt. Der Name, alte Urkunden und Sagen, die Lage dieser geheimnißvollen Trümmerstätte deuten zweifellos darauf hin, daß hier sich nicht eine Stadt, sondern, gleich wie in Ruppers, eine Kirche mit Friedhof und Priesterwohnung erhob. Ueber ein halbes Jahrtausend ist bereits die Gemeinde Mittelstreu im Besitze dieser Wüstung, zu der reiche Waldungen gehören. Der Name Mauerschädel ist neueren Ursprungs. Bereits 1424 wird Bischofs als Ruine aufgeführt und dieser Name ist auch noch im 17. Jahrhundert beim Volke gang und gäbe gewesen. Aehnlich dem Kirchlein bei Ruppers muß auch dieses Gotteshaus sehr früh erbaut und wieder zerstört worden sein. Die heute noch bestehenden Ortskirchen der Umgegend sind jedenfalls alle erst viel später erstanden, als diese Waldkirche längst in Trümmern lag. Wild umstrüppt und im Kranze alter Waldbäume erscheint diese Kirchenruine mit Mauerring und Thurmrest so recht geeignet, des Volkes Phantasie anzuregen.

So weiß die Sage zu berichten, daß der nahe Doppelort Ober- und Unter-Filken einst eine mächtige Stadt gewesen sein soll, die bis hinüber nach Willmars sich zog. Drei Wasser durchflossen sie; mehr als dreihundert Bäcker schafften an Brot und sonstigem Gebäck. Inmitten der Stadt aber erhob sich die herrliche Kirche, der heutige „Mauerschädel“. Darinnen aber predigte der aus Rom gesandte Bischof, der seine

Wohnung in dem „Pfaffenhause“ genommen hatte, den jungen Christen und die seiner Heilslehre sich beugenden Heiden. Da kamen eines Tages die Hunnen herangebraust, zerstörten die blühende Stadt, schlossen einen Theil der Bewohner mit Schlangen und giftigem Gewürm zusammen in die Kirche und steckten schließlich letztere noch in Brand. Die Vergeltung blieb nicht aus. Auf der Waldwiese, wo jetzt die Ruine trauert, kam es zu einem furchtbaren Schlachtgemetzel, in welchem zahlreiche Hunnen ihr Leben büßten. Deshalb findet man noch zuweilen Schwerter, Lanzen und andere Waffen, auch Reste uralten Hausgeräthes und sonsterlei merkwürdige Dinge. — Zwischen dem verwitterten Gemäuer ist auch des öfteren eine weiße Jungfrau gesehen worden, welche vorübergehenden Landleuten zuwinkte. Man weiß aber nur zu gut, daß sie es mit „Meister Hans“, dem Gottseibeiuns, hält, auch daß das „wüsele“ Heer, die wilde Jagd, hier stets einen Rasttag hält. Deshalb hat noch Keiner ihren Lockungen Vertrauen geschenkt. Ein alter Forstläufer hat sogar eines Nachts, als er auf dem Anstand sich befand, mit Schrecken gesehen, wie Meister Hans als ein feuriger Heubaum in die Kirchthurmruine aus- und einflog. —

Nimmt man vom Dorfe Geba den Weg zum Hutsberge, so gelangt man erst durch eine rauschende Waldesschlucht, dann über beackertes Land zum Dorfe Helmershausen. Dasselbe liegt auf weimarischem Gebiete und bietet für Wanderer, welche den Hutsberg, die Disburg und die Hohe Geba besuchen wollen, den besten Rastort. Kaiser Konrad belehnte einst die stolze Abtei Fulda mit diesem Orte, der heute als Rittergut im Besitze der Familie von Wechmar sich befindet. Von der Glocke, welche im Kirchthurm droben hängt, wissen die Dorfbewohner ein lustiges Schelmenstücklein zu erzählen.

Wo die Flurgrenzen von Helmershausen und Wohlmuthshausen aneinander grenzen, wurde vor vielen Jahrhun-

derten einmal von den Schweinen eine Glocke aus dem Boden gewühlt. Als dies nun die beiden Dörfer erfuhren, da erhob sich ein großer Streit, wem die Glocke angehören sollte. Endlich schlichtete ein altes, pfiffiges Bäuerlein den Hader, indem es vorschlug, man solle die Kirchglocke auf einen Wagen laden, zwei blinde Ochsen vorspannen und alles andere dann dem lieben Herrgott überlassen. Erfreut stimmte Alles diesem weisen Rathe zu. Da holte das Bäuerlein aus Helmershausen ein paar Ochsen, welche denn auch richtig die Glocke nach dem Dorfe führten. So ist Helmershausen auf sehr wohlfeile Weise zu seinem Thurmschmuck gekommen.

Jenseits Helmershausen erfreut sich das Auge an zwei nahe vor uns aufsteigenden, schön bewaldeten, charakteristisch geformten Basaltbergen, welche beide durch einen Sattel verbunden sind. Die nördlichste Kuppe ist der Hutsberg (631 m), die südliche der 637 m hohe Neuberg. Am Fuße des ersteren liegt ein kleiner Weiler, eine Handvoll Häuser nebst einer Schule: Der Hutsberger Hof, wohl auch Heftenhof „unter dem Hutsberge" genannt. Ehemals befand sich hier das Forst- und Grenzhaus des Amtes Maßfeld nebst einem Kammergut. Als jedoch im Bauernkriege dies stolze Schloß droben in Trümmer gelegt wurde, ward der Hof fortan als ein Forstgut behandelt. 1634 verwüsteten Bauern des nachbarlichen Bisthums Würzburg dieses Gut, und da auch die einst Frohndienste leistenden Nachbardörfer stark entvölkert waren, so ging der Hutsberger Hof als ein Erblehngut in Privathände über und hat seitdem eine wechselnde Reihe von Besitzern gesehen.

Von hier aus steigt man durch prächtigen Buchenwald zu den düster durch die Stämme winkenden Ruinen des einstigen Hennebergischen Schlosses empor. Ueber die Erbauung dieser Veste ist mancherlei gefabelt worden. Darf man einem alten Meisterliede Glauben schenken, das Nath. Caroli einmal an-

führt, so muß der sagenhafte Frankenkönig Priamus der Erbauer gewesen sein. Auf ein hohes Alter blickt jedenfalls die Hutsburg zurück, und man darf der Ueberlieferung wohl Glauben schenken, welche die Erbauung der Burg Hutsberg weit zurück hinter die der Burg Henneberg setzt. Zweifellos bestand dieselbe bereits zur Zeit der Gaugrafen, denn der Name Hoitin (Hüten, Hut) wird als eine Mark bereits im Jahre 795, wo ein sehr begüterter Edler Egilolf, und im Jahre 857, wo ein Edler Zazo, hier Besitzung hatte und an Fulda Güter schenkte, erwähnt. Die drei Burgen: Henneberg, Hutsberg und Landsberg genossen einst hohes Ansehen im Lande. Das Volk sah sie als Schirmburgen an und formte sich aus ihren Namen das Sprichwort: „Henne hüt's Land".

Im 13. Jahrhundert hatte das Raubritterthum auch auf dem Hutsberg seinen Einzug gehalten und machte dem genannten Sprichwort wenig Ehre. Und weil es die wackeren Stegreifritter gar zu arg trieben, wurde auf Befehl des Kaisers Rudolf von Habsburg der Hutsberg im Jahre 1274 zerstört. Länger als ein Jahrhundert lag nun derselbe in Trümmer. Erst unter der Lotterherrschaft des Kaisers Wenzel von Böhmen, als im Reiche Willkür und Entartung die Zügel führten, ließ Graf Heinrich XI. von Henneberg 1379 durch Hans von der Keer das Schloß wiederherstellen und belehnte vier Jahre später diesen Ritter damit. Aus dem Vertrage können wir uns ein ungefähres Bild der Veste entwerfen. Darnach besaß Hans von der Keer zwei Kemnaten, welche eine zwei Ruthen hohe, innere Mauer umschloß. Die äußere Mauer ward nur 1½ Ruthen hoch aufgeführt, dafür aber mit vier Thürmen bewehrt. Gegen diesen Bau war der Bischof von Würzburg anfangs aufsässig gewesen, da er jedoch der Hülfe des Henneberger's nöthig bedurfte, gab er bald nach, zumal Graf Heinrich XI. das Schloß dem Stift 1411 als Lehen antrug. Darauf hin weist das bischöfliche Wappen neben dem Derer von Keer in der Burg.

Ein friedlicher Nachbar blieb das Bisthum trotzdem nicht. Bereits im Jahre 1418 rückte eine bischöfliche Heerschaar vor die Hutsburg und nahm dieselbe mit stürmender Hand. Doch der Henneberger blieb die Antwort nicht schuldig und vertrieb sehr bald die Bischöflichen wieder. Langer Frieden war aber der Hutsburg nicht bescheert. 1449 stürmte der fehdelustige Graf Heinrich von Kaltennordheim die Burg und nahm den Amtmann G. von Loose gefangen. Wohl ist dann der Hutsberg wieder an die Henneberger gekommen, doch rechte Freude haben sie nicht mehr an dieser Burg gehabt. Am 14. Mai 1525 rückten Bauernhorden, im Vordertreffen die getreuen Nachbarn von Helmershausen, den Hutsberg hinauf und zerstörten die ehrwürdigste Veste des Landes Henneberg. Seitdem blieb die Burg in Schutt und Trümmern liegen. Aus den Kemnaten, den eingestürzten Kellern, den Wallgräben, über die geborstenen Mauern fort hoben Buchen ihre grünen Wipfel höher und höher; Gestrüpp, Moos und kletterndes Pflanzwerk wob einen Mantel darüber, die Schätze zu hüten, welche, nach dem Glauben des Volkes, der Hutsberg noch heute in seinem Felsengrunde treulich birgt.

Die reichen Schätze des Hutsberges soll der Sage nach eine weiße Jungfrau bewachen. Sie ist es auch, welche für den Auserwählten dieselben zuweilen auf ausgebreiteten weißen Tüchern als goldglänzende Flachsknotten zur Schau früher legte. Das haben Viele der Vorübergehenden mit eigenen Augen gesehen, wie alte Leute wissen wollen. Gar oft sind Schatzgräber darangegangen, zur Nachtzeit die Reichthümer zu heben. Es ist aber bisher Allen herzlich schlecht ergangen, besonders den Jesuiten, welche immer wieder mit lüsternem Sinne zum Hutsberge hinanzogen. Da ist einem von ihnen dann ein aschgraues Wesen mit einem wirren Spinnwebgesicht einmal entgegengetreten, daß der Pater Hals über Kopf wieder hinabeilte, seinem Begleiter aber das Haar ob des grauen=

haften Bildes über Nacht weiß geworden war. Ein ander Mal zogen wieder einige beutegierige Bauern mit einem Jesuiten zum Hutsberge. Der fromme Mann schlug die Wünschelruthe und bannte den Geist in Gestalt eines schwarzen Huhns herbei. Während nun aber der Pfaffe beschwörend in seinem Buche weiter las, trippelte das Huhn kreischend um den Kreis herum, mit heiserer Stimme rufend: „Werd' ich denn einen der Kerle kriegen?“ Als die Erde sich nun öffnete und der Schatz emporstieg, da rief das Huhn mit erschreckender Stimme: „Ja, ja! Der dort mit dem rothen Leib wird mein!“ Als der das hörte, packte ihn die Angst. Er jagte den Berg hinunter, die Anderen hinter ihm drein. Der Schatz des Hutsberges versank wieder in die Tiefe und ist bis heute ungehoben geblieben. — —

Wie ernst rauschen die Waldbäume über uns hin, während wir langsam den düsteren Ruinen entgegensteuern, die auf der Basaltkuppe des Bergkegels einsam träumend, geheimnißvoll ausschauend, hingelagert liegen. Hinter doppeltem Wallgraben und dem Doppelkranz der aus Basaltsteinen aufgeführten Mauer erhebt sich ein Rechteck. Innen deuten einige Schiedmauern noch eine ungefähre Anlage des Bauplanes an. Tiefe, mächtig gewölbte Keller ziehen sich unter dem Trümmerfelde hin, zum Theil verschüttet, an anderer Stelle die dunkel gähnende Oeffnung dem durch das Wipfelgeflecht der Bäume gemildert einschießendem Sonnenlichte zugewandt. Wir tauchen hinab in die Nacht dieser Felsenklüfte. Feuchtkalte Luft umweht uns; aufgescheuchtes Gethier umflattert uns surrend. Ein paar Fledermäuse flüchten noch tiefer hinein in das modrige Dunkel. Wir steigen wieder empor und erfreuen uns an Licht und Wärme. Langsam umschreiten wir das Ruinenfeld. Wie still ist's hier droben! Nur die Vöglein tiriliren über uns. Doch uns klingt's, als dämpften sie den holden Sang, den Zauber dieser Stätte nicht zu stören.

Durch die silbergrauen Baumstämme fällt der Blick hinab in's Land, auf stille Dörfer, schlafende Waldungen und verträumte, alte Burgsitze. Da und dort reckt ein Kirchthurm sein Haupt empor. Die Sonne gleißt darüber hin, Wolken ziehen über die Landschaft und tauchen dann hinter fernen Höhen nieder. Doch das Ohr vernimmt nichts, als was Vögel und Wipfel sich in leiser Zwiesprach anvertrauen.

Und nun sitzen wir nieder zwischen Burggetrümmer und dem Wurzelgeäst aufstrebender Buchen und blicken hinüber nach Westen. Kuppe zu Kuppe gesellt, ragt dort in langen Bergzügen, durch Sättel verbunden, von scharf eingeschnittenen Thälern malerisch belebt, die Hohe Rhön empor, nach Süden hinüber zur fränkischen Saale des alten Bisthums Würzburg streifend. Von dem Blau ihrer Basaltberge heben sich kräftig die von grünen Buchenmänteln umwallten Vorhöhen ab. Nur durch das zu unseren Füßen ruhende Helmershausen getrennt, baut sich uns gegenüber der scharfe Bergkegel der Disburg auf. Ursprünglich mag da droben ein von lose auf einander gefügten Basaltsteinen umringter Vertheidigungsplatz alter Vorfahren bestanden haben. Von irgend welcher festen Burganlage findet sich keine Spur. Trotzdem hält das Volk fest daran, daß einst auf der Disburg ein gar mächtiges Königsschloß sich erhob. Der König, der hier thronte, herrschte über weite Länderstriche, über viele Fürsten und Grafen. Ob er auch dort oben begraben liegt, das weiß man nicht genau. Daß aber die Geister jener Herrscher sich dort noch zuweilen regen, das steht fest. Immer, wenn Deutschland eine Kriegsgefahr drohe, dann vernehme man von der Disburg herab schmetternde kriegerische Musik. Sie ist schon oft im Laufe der Jahrhunderte gehört worden, doch die Musikanten sah noch Keiner. —

Eine sonderbare Mär! Wir gedenken ihrer, während wir noch Rast halten und hinaus in den stillen, schönen Som-

mertag blicken. Unwillkürlich lauschen wir nun auf. Doch nichts stört den Frieden dieser Stunde. Und wie beseligendes Träumen schleicht es in unser Herz hinein, als läge die wehevolle Stunde weit, weit von uns, welche das deutsche Vaterland wieder im Aufstande, im dräuenden Schmucke seiner Waffen sähe.

Dreißigacker.

Tritt man beim Abstieg von der Geba aus dem Walddickicht, das die Kleine Geba bedeckt, so offenbart sich ein anmuthiges Landschaftsbild. Zu unseren Füßen dehnt sich das stille Thal der Herpf, nach Osten hin von dem laubbewaldeten Höhenzug des Herrenberges eingesäumt, der uns Meiningen und das Werrathal verdeckt. Dicht unter uns aber ruht, einer kleinen, mittelalterlichen Stadt nicht unähnlich, das ummauerte Runddorf Herpf mit stattlichen Häusern und einem hochragenden, alten Gotteshause. Im mildleuchtenden Scheine eines sacht ausklingenden Sommertages sah ich dieses Bild zum ersten Male und ich muß gestehen, es hat sich unverwischbar in meinem Erinnern erhalten. Am Waldesrande in blühender Haide hingestreckt, genoß ich den stillen Zauber dieser friedvollen Landschaft. Zwischen den Feldern und Wiesen im Grunde regte sich das vielgeschäftige Leben der Landleute. Doch kein Klang all des Hantirens drang an mein Ohr. Ich sah nur die Bewegung, welche lautlos, wie sie sich offenbarte, dem Bilde erhöhten Reiz lieh. Käfervolk summte stillvergnügt über den bunten Teppich, der zwischen Wald und Feld hinabwallte; in der Abendluft sangen die Lerchen, während gegen-

über auf der Bergwand der Gluthstreifen der hinter der Geba hinabtauchenden Sonne immer höher und höher rückte.

Auch dieses stille und fleißige Dorf Herpf weiß Mancherlei zu berichten. Der Ort muß bereits über 1100 Jahre alt sein. Seine Flur war ehedem bedeutend größer denn heute, da sie auch die von Stepfershausen mit umfaßte. Gewiß ist, daß Dorf Herpf schon unter Kaiser Heinrich I. Mauern und Burggerechtigkeit besaß. Die Burg war zum Schutze dicht neben der Kirche erbaut worden, und noch im Anfange des vorigen Jahrhunderts konnte man deren Trümmer sehen. Die Herren von Lichtenburg (nördlich von Ostheim erhebt sich deren Stammburg) waren die ersten Besitzer. Nach ihnen kam Burg Herpf an den Minnesänger Otto von Botenlaube, welcher sie 1230 an Würzburg verkaufte, dieses aber überließ die Veste wegen mangelnder Kaufsumme an Fulda. Späterhin sind dann die Henneberger die Herren von Herpf geworden. Die alten Thore sind gefallen, aber die Mauer, mehrfach erneuert, steht noch immer, dem friedvollen Bauerndorfe ein stattliches, wehrhaftes Gepräge gebend.

Außerhalb des Ortes liegt der Kirchhög. Hier hat, der Ueberlieferung nach, die erste Kapelle oder Kirche von Herpf sich einst erhoben, bis unliebsame und wunderliche Spukerscheinungen eine Verlegung des Gotteshauses nothwendig machten. Man hat dann dasselbe hinein in das Dorf auf eine Anhöhe gebaut, auf der Stelle, wo sich vor alten Zeiten ein Kloster erhoben haben soll. Ehemals zeigte der Kirchthurm von Herpf fünf Spitzen. Bei einer der Wiederherstellungen hat man ihm nur noch eine einzige Spitze belassen. In den starken Kirchenmauern befinden sich sogenannte Gaden, Kellergewölbe, welche als die besten im Orte gelten.

Im Jahre 1635 hielt die Pest ihren Einzug durch die Thore von Herpf und würgte fast die ganze Einwohnerschaft hin. 421 Personen fielen ihr zum Opfer. Die Ueberlieferung

erzählt, daß damals keine Hände mehr frei gewesen wären, den Segen des Feldes einzuheimsen. Da habe man aus dem nachbarlichen Bisthum Würzburg sich katholische Arbeiter kommen lassen. Um diese nun nicht scheu zu machen, sei die Beerdigung der Todten stets bis zur Nacht verschoben worden, dieweil die Würzburger draußen im Felde schliefen. Als nun mit der hereinbrechenden Nacht wieder einmal das Weib aus Herpf kam, das ihnen das Essen zutrug, da fragten die Arbeiter, was denn das für ein fortwährendes Hin- und Herfahren im Dorfe sei, das sie keine Nacht mehr den rechten Schlaf finden lasse. Bis jetzt hätten sie noch nicht bemerkt, daß auch nur ein einziger Getreidehaufen vom Felde abgeholt worden wäre. Ebenso merkwürdig sei ihnen der allnächtliche Gesang, von dem sie die seltsamen Worte so oft vernommen hätten: „Eßt Bibernell, sonst sterbt ihr schnell!" Die Frau wollte just antworten, da fiel sie todt um. Auch sie war der Pest verfallen gewesen. Endlich, so wird erzählt, schwebte die Pest als ein blaues Wölkchen hinter einem Leichenwagen her zum Friedhofe und verschwand daselbst in einer Mauerritze. Letztere hat man dann sorgfältig verpflöckt. Von Stund' an hatte das große Sterben ein Ende. —

Viele Sagen gehen heute noch in Herpf von Mund zu Munde. So spukt am Mönchsbrunnen ein Mönch, den man an dieser Stelle hinrichtete, weil er sein Kloster um einen großen Schatz beraubt hatte. Er hat den Herpfern seitdem schon manchen Schabernack gespielt. Auch der Hollerbusch, bis zu welchem der Mönch stets wandert, ist geradezu verhext. Man hat ihn so oft schon ausgehackt, doch mit dem Frühling grünt er auf's Neue.

Der sogenannte Jungfernstein oberhalb Herpf nach Meiningen hin erzählt von einer Gewaltthat aus dem dreißigjährigen Kriege, die ein Schwede an einer schönen Herpferin beging. Es ist nicht geheuerlich hier, ebenso wie am „Straß-

brunnen“, auch „Jungferbrunnen“ genannt. Mit diesem hat es folgendes Bewandtniß. In früheren Jahren kam stets zur Winterszeit, wenn in der oberen Mühle zu Herpf Spinnstube gehalten wurde, eine weiße Jungfrau in die Stube geschritten, wo Mädchen und Burschen scherzend bei einander saßen. Sie sprach kein Wort, aber sie zeigte sich freundlich und zuthunlich, und so gewöhnte man sich an sie. Schlug es zehn, so erhob sie sich und schied mit stummem Gruße von der Gesellschaft. Eines Abends hatte sie die bestimmte Stunde versäumt. Auf einmal stand sie jählings auf. Ein langer, wehmüthiger Blick traf die Zurückbleibenden, dann schritt sie traurig hinaus. Von Neugier gepackt, schlichen einige Burschen ihr nach und sahen mit Erstaunen, wie sie in den „Straßbrunnen“ niedertauchte, der bald darauf sich blutroth färbte. Niemals hat sich seitdem die weiße Jungfrau in der Mühle wieder sehen lassen. Die Erinnerung an sie ist aber bei dem Landvolk rege geblieben. Wer von Seeba kommt, meidet gern den Brunnen, besonders Hochzeitsleute. Früher haben ein paar Mal einige es gewagt und sind im Flitterstaat vorbeigefahren. Da haben sie aus der Tiefe des Brunnens die Worte vernommen: „Heut’ am Altar, über’s Jahr auf der Todtenbahr!“ Und es traf jedesmal zu. —

Wenn man jenseits des Dorfes über die Herpf geschritten ist, so windet sich die Straße zu der breiten Hochfläche des Kalkhöhenzuges empor, welcher das Thal der Herpf und Werra scheidet. Man kann gleich beim Beginn der Straße links in den prächtigen Laubwald hineintauchen, um in einer halben Stunde die Landstraße wieder zu erreichen. Es ist ein sehr poetischer Waldespfad, der uns hier aufnimmt, besonders zur Abendstunde, wenn die Grillen zu schlagen beginnen, und der sinkende Sonnenball lohende Glühfeuer zwischen den Stämmen und Büschen entzündet. Niemand begegnet uns, kein Ton der Außenwelt dringt hier hinein. Man meint, das Athmen des Waldes zu vernehmen und lauscht mit Ent-

zücken, wenn ein verspäteter Vogel sein verwehendes Schlummerlied halblaut im bergenden Neste singt. Wenn es im Gebüsch einmal aufrauscht von einem fliehenden Wilde, dann stehen wir still und horchen fast erschrocken auf. Höher und höher klimmt der Pfad, dann kreuzen wir eine grasbewachsene Waldhalde. Wir schauen die Wildbahn auf und ab, vielleicht, daß ein äsendes Thier vorüber streichen könnte. Doch nichts geschieht. Feierliches Schweigen ruht auf der grünen Welt, deren leis schaukelnde Wipfel den letzten Kuß der Sonne erröthend empfangen. Mehr und mehr lichtet sich der Wald. Dann treten wir hinaus auf die Straße, die uns nun über beackertes Hochland zu dem Ziele führt, das ein Wegweiser zur Seite uns kündete: Dreißigacker.

Ein merkwürdiger Name, den zu begründen das Volk in seiner unerschöpflichen Phantasie denn auch nicht gezögert hat. Es erzählt, daß in jener Zeit, als diese Hochfläche noch nicht angebaut war, der Scharfrichter von Meiningen sich hier oben zuerst angesiedelt habe, um dem geliebten Galgen, der einst hier stand, immer hübsch nahe zu sein. Da sei es denn nun einmal vorgekommen, daß, als er einem armen Sünder den Kopf abgehauen habe, der kopflose Kerl wieder aufgesprungen und in toller Hast und Pein noch über dreißig Aecker hinweggelaufen sei, ehe er zusammengebrochen wäre. Von diesem schauerlichen Ereignisse habe nun das später entstandene Dorf seinen Namen empfangen. —

Die Sonne ist längst unter, aber wie im Nachklang ihrer Kraft und Schöne flammt es hoch am westlichen Himmel auf. Vor uns dehnt sich die gerade, platte Straße, zu Seiten wallendes Korn, dessen Halme schwer gebeugt dem nahen Erntetag entgegen hoffen. Am Raine stehen Kornblumen, Eichorie, Wegerich und Rittersporn im heimlichen Zwiegespräch. Zuweilen mischt sich rother Klatschmohn dazwischen, und dann geht es lebhafter her.

Weite Hochebene vor unseren Blicken, am Horizonte von einem dunklen Waldstreifen scharf abgetönt. Aus den Feldern treten vereinzelte Landleute auf die Straße. Ihr Gruß klingt freundlich durch die Abendstille. Jetzt kommt neues Leben in die eintönige Landschaft. Wie aus einer Bühnenversenkung steigen bereits halbverschleierte Höhen vor uns aus der Tiefe. Wir nähern uns dem Scheitelpunkte der Straße. Und dann tauchen Giebel auf; Häuser und Hütten, von Gärten und Ställen umzirkt, werden sichtbar, Wald, zur Seite ein unter Blättergrün hervortretender, schloßähnlicher Bau, ein tief sich hinabschluchtender Felsenpaß, und noch weiter hin der breite Werragrund mit seinen steil ansteigenden Uferlehnen. Dreißigacker ist erreicht.

An dem einzigen Quellbrunnen, welchen dieser langgestreckte, über 400 Meter ansteigende Kalkhöhenzug zu Tage fördert, hat man einst das Dorf Dreißigacker angelegt, das an einer sehr malerischen, nach Osten sich zum Werragrunde öffnenden Schlucht sich aufbaut und heute fast als eine Vorstadt Meiningen's betrachtet werden kann, dessen Landhäuser und Gärten bis hinauf zum Dorfe steigen. Für die Bewohner der eine halbe Stunde nur entfernten Residenz, der „Harfenstadt" (nach ihrer früheren Bauanlage so benannt), ist Dreißigacker außerdem ein sehr beliebter Zielpunkt.

Dreißigacker ward eine „Kaffeestation" der Meininger. Die herrliche Lage, der reizvolle Weg dahin, eine hübsche Fernsicht auf die Rhön und den Thüringer Wald, dies alles lockt die Bewohner der Hauptstadt hierher. Was aber an Ruhm einst Dreißigacker genoß, das gehört heute nur noch der Geschichte an.

Dreißigacker zählt nicht zu den älteren Siedelungen des Landes. Erst im Jahre 1311 geschieht seiner als „Drizzikakker" Erwähnung. Seine Bewohner betheiligten sich mit den Nachbarn anderer Gemeinden so hervorragend am

Bauernkriege, daß man mehrere Hunderte auf einem Platze im Dorfe hinrichtete. Auf dieser blutgetränkten Stätte errichtete man 1526 die Kirche, gleichsam als ein Denkmal, den armen Verblendeten gesetzt, die für eine gerechte Sache ihr Leben und Gut in die Schanze schlugen. Als die sogenannten Schildhasen, kaiserliche Truppen, am 15. Januar 1641 das ganze Dorf den Flammen übergaben, da ward mit der Schule auch ein Theil der Kirche vernichtet. 1656 ist sie dann wieder hergestellt worden. Eine neue Kirche im gothischen Stile ist vor ein paar Jahrzehnten an Stelle des ersten Gotteshauses getreten.

Im Jahre 1710 ließ der Herzog Ernst Ludwig von Meiningen ein sehr stattliches Jagdschloß in Dreißigacker sich erbauen. Dasselbe sollte späterhin den Grundstein zu dem Ruhme geben, welcher den Namen Dreißigacker weit hinaus in ferne Lande trug. Es war eine Blüthezeit für das Dorf, die freilich nur allzu rasch wieder verwehte. Doch ein Nachhall klingt noch immer aus dem Namen uns entgegen.

Eng verbunden mit diesem ist für immer der Name des bedeutenden Naturforschers Johann Matthäus Bechstein, dem Onkel des deutschen Sagensammlers und thüringer Schriftstellers Ludwig Bechstein. Ersterer ward am 11. Juli 1757 zu Waltershausen in Thüringen geboren. Nach vollendeten Studien nahm er eine Stellung als Lehrer in der von Salzmann gegründeten Erziehungsanstalt Schnepfenthal an. Naturgeschichte und Mathematik waren die ihm zuertheilten Fächer. Zugleich begann Bechstein eine überaus rege litterarische Thätigkeit zu entwickeln. Und während er so als Lehrer und Schriftsteller eifrig wirkend sich zeigte, reifte in ihm noch ein höherer Plan: die Gründung einer Forstakademie, das Forst- und Jagdwesen, das damals noch im Trüben lag, in rechte und zweckdienliche Bahnen zu leiten. In aller Stille arbeitete er sich einen vollständigen Lehrplan,

theoretisch und praktisch, aus, und überraschte seine Freunde eines Tages mit der Kunde, daß er den alten, malerischen Rittersitz am Aufgang zum Burgberge bei Waltershausen, die Kemnate genannt, käuflich zur Anlegung einer höheren Forstlehranstalt erworben habe.

Im Frühling 1795 schied Bechstein von Schnepfenthal, um im Mai seine Anstalt zu eröffnen. Der Landesfürst von Gotha schien das lebhafteste Interesse für die neue Schöpfung des strebsamen Naturforschers zu hegen. Er erhob 1796 dieselbe zu einer „öffentlichen Lehranstalt der Forst- und Jagdkunde", von einer Unterstützung durch Staatsmittel, wie Bechstein im Stillen mit Recht erhofft hatte, verlautete nichts. Es blieb bei guten Worten. Das warf den ersten Schatten auf das junge Unternehmen.

Um alle namhaften Forstmänner Deutschlands und des Auslandes zu einem starken Bunde zu vereinigen, stiftete Bechstein die „Societät der Forst- und Jagdkunde", welche bald zahlreiche Mitglieder aus aller Herren Länder in sich schloß. Was die Zugehörigen dieser Vereinigung an wissenschaftlichen Abhandlungen einsandten, ward in der Vereinsschrift „Diana" niedergelegt, deren erster Band 1797 erschien. Aber der Mangel an Geldmitteln drohte dem jungen Institut in seinem Fortbestehen. Da fiel ein Lichtstrahl in das bangende Gemüth Bechstein's.

Herzog Georg von Meiningen bot dem strebenden Naturforscher das Jagdschloß Dreißigacker für seine Lehranstalt an. Freudig stimmte Bechstein zu. 1801 eröffnete er in dem neuen Heim seine Forstschule. Die Erfolge derselben waren so glänzend, daß schon nach Verlauf von zwei Jahren der Herzog die Anstalt zur Forstakademie erhob. Aus fernen Ländern strömten Schüler herbei, den Ruf von Dreißigacker dann wieder hinaus in die Welt tragend. Acht Lehrer waren angestellt, die in drei Klassen ihre Vorlesungen hielten. Zum praktischen

Unterricht ward eine Waldung von 5042 Ar angewiesen. Bedeutende Sammlungen für Naturwissenschaften und Physik wurden der Akademie überwiesen, ebenso eine reiche Bibliothek und ein kostbarer Apparat von Meßinstrumenten. Lehrer und Akademiker wohnten im Dorfe und in der nahen Hauptstadt. Der herrschaftliche Bau neben dem Schlosse diente eine Zeitlang dem Direktor zur Wohnung. Berühmte Lehrkräfte wurden berufen; die Nähe des Thüringer Waldes, der Rhön, der mächtigen Waldungen im Thiergarten, die eigene Lage, — dies alles kam zusammen, um auf Dreißigacker für ein paar Jahrzehnte die Augen aller Studirenden zu lenken, das stille Dorf zu einem Wallfahrtsorte zu machen.

Im Laufe der Jahre erfuhr die Akademie auch noch Erweiterungen ihres Lehrplanes. Für Forst- und Jagdkunde nur geplant, ward sie 1818 noch mit einer cameralistisch-ökonomischen Lehranstalt verbunden. Dieser Umstand hat nach dem Tode des Begründers stark mit dazu beigetragen, den Verfall und die endliche Auflösung der Akademie herbeizuführen. Es fehlte der geniale Kopf, welcher diese Mischung von Lehrzwecken dem Zeitbedürfniß entsprechend neu und mit Schöpferskraft zu organisiren vermochte.

Bechstein war durch Abfassung mehrerer Werke, welche unter dem Namen des Landesherrn, als von diesem ersonnen und geschrieben, in die Welt gingen, hoch in der Gunst des Herzogs gestiegen. So hatte Bechstein für die Meininger Lande den Plan eines Gesindeinstituts ausgearbeitet; ferner war er der Verfasser der Schrift: „Goldgrube für den Landmann", welche die Lehre vom Dünger enthielt, für welche nützliche That nun Alles dem Herzoge Dank wußte, dessen Namen auf dem Titelblatte prangte. Bechstein ward zum Geheimen Kammer- und Forstrath ernannt. Hoch geehrt schied er nach segensreichem Wirken am 23. Februar 1822 aus dem Leben. Mit ihm verblich der Stern, der bisher über

Dreißigacker stand. Die Stürme der Napoleonsherrschaft und der Freiheitskriege hatte die Akademie energisch überdauert, den Heimgang ihres Begründers konnte sie nicht überwinden. Wie ihr Ruhm verblich, so verminderte sich auch nur allzu rasch ihre Anziehungskraft. Die Schüler begannen auszubleiben, und so sah man sich endlich genöthigt, am 18. Oktober 1843 die Akademie aufzuheben. Der größte Theil der Sammlungen, welche die Lehranstalt beherbergte, ward der Realschule zu Meiningen überwiesen. —

Auf dem stillen Gottesacker des Dorfes ruht neben seinem einzigen 1809 im blühendsten Jünglingsalter ihm vorangegangenen Sohne Bechstein, der Schöpfer der Akademie. Nach siebzehn Jahren folgte ihm seine Gattin. Ihr Denkstein preist Beider Vorzüge in den Worten:

„Er durch Werke hehrer Forschung unsterblich,
Sie durch hohe Tugenden unvergeßlich.“

Auf demselben Friedhofe haben auch zwei Lehrer ihre letzte Heimstatt gefunden, deren Namen einst über Meiningen hinaus gingen: der Mathematiker Forstrath Hoßfeld und der durch seine zahlreichen Schauerromane seiner Zeit „berühmt“ gewesene Forstrath C. G. Cramer (gest. 1817). — Das alte Jagdschloß wandelte sich nun in eine Kaserne, und als dann die Soldaten abzogen, hielten Sträflinge ihren Einzug. Dreißigacker hatte ein Arbeitshaus empfangen. In dem beweglichen Leben, das sich zwischen dem Dorfe und der Residenz auf der durch Felsen sich abwindenden Straße tagsüber entfaltet, bilden die in eintöniges Grau gekleideten, verdrossen oder stumpfsinnig dreinschauenden Gestalten ein charakteristisches Element.

Einem solchen Zuge begegneten wir beim Abstieg. Des Mondes Sichel stand bereits über den Höhen, anwachsendes Licht auf das romantische Gefilde gießend. Lau strich ein leiser

Wind einher, eine echte Sommernacht verkündend. Die da gleichmäßigen Schrittes mit dem Aufseher hinanzogen, sie achteten nicht der berauschenden Schönheit dieser anbrechenden Nacht. Sie sahen nur droben auf der Höhe die erleuchteten Fenster des Schlosses, dessen Mauern sie von Welt und Freiheit schieden, vom selbst verspielten Glücke eigener Heimath.

Ruine Henneberg.

Ungefähr drei Wegstunden südwestlich von der Hauptstadt Meiningen entfernt, da erheben sich, hart an der alten Würzburger Straße und nur eine Viertelstunde von der bayrischen Grenze entfernt, über den Baumwipfeln eines steil ansteigenden Bergkegels die einsam trauernden Ruinen der einstigen Stammburg der Henneberger. Von hier aus verbreitete sich das ruhmreiche und kraftvolle Geschlecht, zu immer höheren Ansehen emporsteigend, Besitz zu Besitz gesellend, bis es dann wieder langsam abwärts ging mit Glanz und Macht, und nach sechs Jahrhunderten der Letzte der Henneberger, als ein müder, kinderloser, sorgenbeladener Greis, beweint von seinem Lande, die lange Reihe seiner Ahnen beschloß.

Als das emporblühende Geschlecht der Henneberger sich zu verzweigen begann, da verließ es die Stammburg, wo fortan adelige Burgmänner eingesetzt wurden. Eine Fülle neuer Schlösser und Burgen entstand, von denen wir hier nur die bedeutenderen anführen wollen. Es sind dies vor allem Schleusingen, eine der Hauptresidenzen der gefürsteten Henneberger, dann Schmalkalden, Wasungen, Frankenberg, Strauf, Bodenlaube, Maßfeld, Aschach, Hartenberg, Röm-

hild, Männerstadt, Hallenberg, Schwarza und Elgersburg. Hier wohnten sie, stolz und beneidet, unter dem hohen Adel Deutschlands wohl lange der angesehenste und begütertste. Von hier aus zogen sie zur lustigen Fehde, mit dem Kaiser in den Krieg oder über's Meer zum Gelobten Lande. Ihre Todten geleiteten sie feierlich über den Kamm des Thüringer Waldes hinab zum Schilfwassergrunde nach Reinhardsbrunn, in den heiligen Kirchenhallen der hochmüthigen Benediktiner-Abtei ihnen die letzte Stätte bereitend. Als dann im 12. Jahrhundert Graf Gottwald Kloster Veßra gründete, nahmen die Henneberger dorthin ihren letzten Weg. Seit Einführung der Reformation aber ward die der Stadtkirche zu Schleusingen angebaute Egidienkapelle das Erbbegräbniß dieses Geschlechts. Die Römhilder Linie bettete ihre Todten in der Stiftskirche zu Römhild, die Aschacher, Hartenberger und Bodenlauber Linie im Kloster Frauenroda.

Welch einen Rang die Grafen von Henneberg einnahmen, welche, späterhin gefürstet, auch noch die Würde eines Burggrafen von Würzburg bekleideten, bekundet schon die geschichtliche Thatsache, daß von ihrem Geschlecht abstammen: 1) das königliche Haus Preußen, und zwar durch Elisabeth, Tochter Berthold's VII. von Henneberg, des ersten gefürsteten Grafen, und Gemahlin des Burggrafen Johann II. von Nürnberg, des Großvaters vom Burggrafen Friedrich VI., späteren Kurfürsten von Brandenburg; 2) das königliche Haus Württemberg durch Elisabeth, Tochter des Grafen Heinrich VIII. und Gemahlin des Grafen Eberhard III. (genannt der Greiner); 3) das gesammte Haus Sachsen durch Katharina, einer Schwester der vorigen und Gemahlin des Herzogs Friedrich des Strengen von Sachsen. Durch Sachsen aber stammt dann auch das gesammte Haus Hessen von Henneberg ab. Das sind die vornehmsten Abstammungen des Henneberger Geschlechtes.

Von den vielen Erben, welche sich nach dem Erlöschen des Henneberger Geschlechts in dessen Lande theilten, führen heute, nach mancherlei inzwischen vorgegangenen politischen Wechseln, noch folgende Länder das Wappen und ihre Landesherren den Titel „gefürsteter Graf von Henneberg": sämmtliche Linien des Sachsen-Ernestinischen Hauses, sowie Preußen. Letzteres hat im 35. Felde seines größeren Staatswappens die schwarze Henne auf grünem Hügel im goldenen Felde aufgenommen. Hessen dagegen wie Bayern (Würzburg) haben niemals von dem Wappen und Titel der Henneberger Gebrauch gemacht. Die Römhilder Linie der Henneberger führt neben der Henne auch eine weiße, mit einer goldenen Krone gekrönte Säule im rothen Felde in ihrem Wappen. Diese sogenannte columnesische Säule hat Sachsen-Meiningen bis heutigen Tages neben der Henne beibehalten.

Die Entstehung dieser Wappensäule ist nicht ohne Interesse. Ein römischer Fürst, Antonius de Columna, glaubte aus alten Urkunden ersehen zu haben, daß die Vorfahren der reichen, angesehenen Henneberger — Römer gewesen seien, eine Annahme, die in's Reich der Fabel überwiesen werden muß. Er stellte infolge seiner Entdeckung ein Zeugniß darüber aus, das durch eine Bulle des Papstes Paul II. im Jahre 1466 bestätigt wurde. Auf Grund dieser seltsamen Urkunde kamen im nächsten Jahre die sechs Söhne des Grafen Georg I. von Henneberg-Römhild beim Kaiser Friedrich III. mit der Bitte ein, daß er ihnen verstatten wolle, künftighin in ihrem Wappen, gleich der Familie Columna, die Säule aufzunehmen, ebenso den Namen „von der Seul" führen zu dürfen. Der Kaiser gewährte das Ansuchen. Das Wappen behielten die Römhilder bis zum Aussterben ihrer Linie bei, den Beinamen jedoch nicht.

Charakteristisch für die Henneberger ist jedoch allein die Henne geblieben. Nicht nur Staaten haben, wie oben an-

geführt, dieselbe ihrem Wappen eingefügt, auch eine Reihe Städte, wie Schleusingen, Suhl, Ilmenau und die meisten Städte Meiningens, führen dieses behagliche Wappenthier. Und noch viel weiter geht die treue Verehrung für die ehrwürdige Henneberger Henne. Wer als Wanderer die thüringer Lande durchzog, der weiß, wie oft ihm die Henne daselbst entgegentrat: in Holz geschnitzt, in Stein gemeißelt, als Brunnenschmuck und Hauseszier, als Aushängeschild und auf den unteren Eisentheilen der mächtigen, dunkeln Kachelöfen in den Gaststuben prangend mit Inschrift und Jahreszahl. Es ist das volksthümlichste Wappen von Thüringen und Franken bis heute geblieben.

Sehen wir von dem kurhessischen Antheil ab, der 1866 an Preußen überging, so theilen sich noch heute, bis auf einige kleinere Besitzungen, folgende Staaten in die ehemalige Grafschaft Henneberg: Preußen, Bayern, Sachsen-Weimar-Eisenach, Sachsen-Koburg-Gotha und Sachsen-Meiningen. Diese Andeutung allein giebt schon einen Begriff von der Ausdehnung des merkwürdig zerrissenen Landes der Henneberger, das an Jagd und Fischerei nur von wenigen hinsichtlich seines Reichthums erreicht wurde und auch sonst gesegnet war an Fluren, Weingeländen, schier unerschöpflichen Waldungen, wie auch edlen und unedlen Metallen. Seine Grenzen, die natürlich im Laufe der kriegerischen Wirren, in welche die Henneberger durch Uebernahme der Reichsvogtei und Burggrafenwürde von Würzburg zu ihrem Nachtheil sehr oft hineingezogen wurden, und der politischen Ereignisse, zuweilen wechselten, dann sich aber mehr und mehr einengten, waren folgende. Mit dem Lande Koburg beginnend, zog sich die Grenzlinie durch das heutige Bayern zur fränkischen Saale und zum Main hin. Westlich bildete das Rhöngebirge, das Thal der Felda und dann eine Linie bis zum Bleß (südlich Salzungen) die Grenze. Von hier zog sich dieselbe quer über

die Werra bis zu den nordöstlichen Ausläufern des Thüringer Waldes, strich am Rennstieg den Kamm entlang, hier und da, wie bei Elgersburg und Ilmenau, nach Osten hinübergreifend, um dann im Süden das Land Koburg wieder zu erreichen.

Im Jahre 1310 ward die Schleusinger Linie der Henneberger in den Reichsfürstenstand erhoben. Von 1467 an betrachtete sich auch die Römhilder Linie, als aus demselben fürstlichen Geblüt entsprossen, als Fürsten. Und doch bleibt es eine merkwürdige Thatsache, daß durch Jahrhunderte hindurch sich die Henneberger selbst fast nie den Fürstentitel beilegen und nur auf die schönen Epitaphien nach ihrem Tode es einmeißeln lassen, was kaiserliche Gunst dem Ahn Berthold VII. durch Verleihung des Fürstentitels an Ehre gab. Leichensteine und Münzen erzählen von dem fürstlichen Geschlecht. Den Hennebergern, wenn sie von sich selbst sprachen, genügt die alte Grafenwürde. Man könnte Zweifel erheben, besagten nicht zahlreiche kaiserliche Anreden in Briefen und Urkunden, daß wir es wirklich mit einem Fürstengeschlechte zu thun haben. Daß dasselbe im leuchtenden Aufsteigen seines Glückssternes so wenig Gewicht auf diese kaiserliche Auszeichnung legte, bleibt fast unverständlich, wohl aber begreift es sich eher, wenn Georg Ernst, welcher der „letzte Henneberger" werden sollte, angesichts der drückenden Schuldenlast des längst von seiner Höhe gestürzten Landes, an seinen Vater 1532 sich bittend wandte, er möge ihm doch verstatten, als Oberster oder Hauptmann das Kriegskontingent des fränkischen Kaisers gegen die Türken führen zu dürfen, und zwar unter der ausdrücklichen Versicherung, daß er gar nicht begehre, als ein gefürsteter Graf aufzutreten, vielmehr mit einem Geringen zufrieden sein wolle, da es ihm nur darum zu thun sei, zu sehen, zu hören und zu lernen, so auch die Kosten sich nicht höher stellen würden, als der Vater für

einen Fremden ausgeben müsse. Da hat denn der Vater, Wilhelm VI., dem hochherzigen Begehren des Sohnes die Zustimmung nicht versagen können. — —

Das Stammland der Henneberger ist der östliche Gau Grabfeld zwischen Rhön, fränkischer Saale und Thüringer Walde. Wie die meisten Fürsten- und Grafengeschlechter ging auch das der Henneberger aus einem alten Gaugrafen-Geschlechte hervor. Des Kaisers Wille hatte diese Grafen als Befehlshaber und Rechtsverweser über die Gaue gesetzt, sie mit der Verwaltung des königlichen Landes belehnt. Dann kam eine Zeit, wo die königlichen Kassen nicht mehr im Stande waren, den dritten Theil der Einkünfte eines Gaues den eingesetzten Grafen zu überlassen. So ward die Belehnung des Gaues aufgehoben, welcher nun erbliches Gut der Grafen wurde, die jetzt den Gau mit ihrem bisherigen eigenen Besitz verschmolzen und, statt ihrem Namen die Bezeichnung des Gaues beizulegen, fortan sich nach ihrer Stamm- oder Lieblingsburg benannten. Sie schuldeten dem Kaiser Heeresfolge, mit dem sie mancherlei Verpflichtungen verbanden. Damit war die Würde der Gaugrafen erloschen. Der letzte Gaugraf des Grabfeldes war ein Otto. Eine Reihe Urkunden erzählen von ihm. Dann aber trat jener tiefeinschneidende Wechsel ein. Bereits im Jahre 1031 wird seiner Würde als Gaugraf in einer Urkunde, bei deren Ausfertigung er in Gegenwart des Kaisers Konrad II. als Zeuge unterzeichnet, nicht mehr gedacht. Sechs Jahre später, im Jahre 1037, tritt uns zum ersten Male urkundlich ein Graf von Henneberg, Poppo I., entgegen. Er hat sich nach seiner Burg so benannt und sein Besitz umfaßt beinahe dasselbe Land, das bisher die Gaugrafen des westlichen Grabfeldes verwalteten. Das muß für die Abstammung der Henneberger von diesen Gaugrafen als ein sicherer Beweis angesehen werden. Poppo I. wird von da ab als der Ahn-

herr der Grafen von Henneberg aufgeführt. Die Burg Henneberg aber gilt fortan als Stammburg.

Wann diese Burg, von deren Mächtigkeit die Ruinen noch heute Zeugniß ablegen, erbaut worden ist, bleibt für immer unbestimmbar. Daß Römer aus dem Geschlecht der Columna sie einst gründeten, daß dieselbe, nach einigen älteren Chronisten, bereits in den Jahren 438, 455 oder 458 erstand, dies alles gehört in's Fabelreich. Nur eines ist erwiesen, daß die Veste bereits im Jahre 1037 aufragte, und man darf annehmen, daß sie wohl schon eine Reihe von Jahren eine Zierde dieser Gegend bildete.

Sicherlich erfand nicht der Erbauer der Burg den Namen, sondern er taufte sie nach dem Namen des Berges, auf den er sie hinsetzte, auf den Henneberg. Der Name des Berges ist zweifellos älter als die Schloßanlage. Diese natürliche Folgerung hat aber dem Volke nicht gefallen, dasselbe erzählt, der Römer Poppo aus dem Geschlecht der Columnas habe einst seine Güter und Ländereien in Italien verkauft, habe den Erlös daraus auf ein Maulthier geladen und sei dann, müde der Heimath, in Begleitung der Seinen, durch Schwaben, Bayern in das Frankenland eingezogen. Die Gegend hier herum habe ihm so gut gefallen, daß er beschloß, auf dem Berge sich eine neue Heimath zu gründen. Als er den Platz dazu säubern ließ, da sei plötzlich eine Berghenne (Feldhuhn) mit ihren Jungen aufgeflogen, daß der Römer Poppo, freudig überrascht davon, beschloß, sein Schloß Henneberg zu nennen. Thatsache ist jedenfalls, daß die Henneberger selbst an diese Gründungsgeschichte geglaubt haben und daraus das Motiv für ihr charakteristisches Wappen entnahmen.

Auch von der Erbauung des Schlosses wird mancherlei erzählt. Die traurige Geschichte von der Einmauerung eines lebendigen Kindes wiederholt sich auch hier. Sie hat mehr

Berechtigung, als die eben angeführte, denn es steht fest und ist durch Funde nachgewiesen, daß man im Mittelalter, Burgen und Steinhäuser gegen alles Böse zu feien, in das Fundament etwas Lebendes, Kinder, auch Hunde und Katzen, im furchtbarsten Aberglauben einmauerte.

Am Eingange zur Burg Henneberg befand sich rechts eine Blende in der Mauer, über welche die Sage folgendes berichtet. Der Maurer, welcher den Bau der Burg übernommen hatte, überredete den Grafen, ein Kind lebendig einmauern zu lassen, um die Burg unbezwingbar zu machen. Da der Graf noch immer schwankte, so bot der habgierige und gefühllose Maurer sein eigenes Kind zu diesem Zwecke, wenn ihm ein gut Stück Geld dafür würde. Der Bauherr willigte ein, bestimmte aber, daß der unnatürliche Vater das furchtbare Werk allein vollbringen sollte. Und so geschah es auch. Als nun aber beim Einsetzen des letzten Steines das geängstigte Kind laut zu jammern begann und dem Vater hülfesuchend zurief: „Ach, Vater, wie wird es so finster!“ — da faßte es den grausamen Mann doch an's Herz. Die Sinne schwanden ihm, er stürzte von der Leiter und brach das Genick.

Eine andere Sage berichtet folgendermaßen. Der Maurer, welcher den Grafen zum Einmauern eines Kindes gerathen habe, sei aus dem benachbarten Dorfe Hermannsfeld gewesen. Um das Kind zu bestimmen, welches als Opfer dienen sollte, habe der Maurer vorgeschlagen, der Graf möge ein Fest für die Kinder der Umgebung auf dem Burgplatze veranstalten. Durch Ausloosung solle festgestellt werden, welches Kind an der Spitze des Festzuges marschiere. Dieses solle zum Bau genommen werden. Zwei Mal nun ereignete es sich, daß auf des Maurers eigenes Kind das Loos fiel und jedes Mal wußte der listige Mann die Wahl zu verhindern. Doch als auch zum dritten Mal das Loos dasselbe traf, da war der Maurer gezwungen, das eigene Fleisch und Blut dem

Tode zu überliefern. Jene klagende, weiße Jungfrau, die man früher so oft wimmernd durch die Ruinen wandeln sah, das ist des Maurers hingemordetes Töchterlein. —

Poppo I., der Stammvater der Henneberger, war ein starker Herr und ein treuer Anhänger der Kaiserkrone. Er diente drei Kaisern, Konrad II., Heinrich III. und Heinrich IV., für deren gute Sache er in der kaiserlichen Schlacht bei Melbrichstadt 1078 auf eigenem Boden als ein Held fiel. Von seinen drei Söhnen kommen nur die beiden ältesten in Betracht: Poppo II. und Gottwald I. Beide gründeten je eine Henneberger Linie, von denen die erste 1254 bereits ausstarb, während die letztere sich bis zum Jahre 1583 erhielt. Die Theilung des umfangreichen Landes hatte man nach dem Tode Poppo I. völlig geographisch vorgenommen. Poppo II. empfing den unteren Strich der henneberger Werra und die Saalgegend (Botenlauben, Lichtenberg, Habichtsberg, Sternberg, Irmelshausen, Wasungen), Gottwald I. hingegen erhielt den oberen Werra-Schleusestrich (Henneberg, Römhild, Themar, Schleusingen, Suhl, Schwarza und Hallenberg. Diese Theilung muß für den ersten Augenblick etwas ungerecht erscheinen, hält man die fetteren und lachenderen Gefilde gegen die rauhe, zum Theil unfruchtbare Wildniß des Thüringer Waldes. Und doch war hier Klugheit mit Gerechtigkeitssinn bemüht gewesen, jedem das Seine gleichwerthig zu geben. Thüringen war und blieb ein gesicherter Besitz. Der südliche Theil des henneberger Landes hingegen stand unter den scharf zersetzenden, dauernd beunruhigenden Einflüssen des Bisthums Würzburg. Dessen zerstörende Einwirkung bewies sich bald nur zu gut. Als die popponische Linie ausstarb, da fiel von den einstigen, alten Stammgütern nur noch ein Theil an die gottwaldische Linie als Erbe zurück. Alles Uebrige hatte Würzburg bereits an sich gebracht, indem es den frommen Eifer der Henneberger zu glänzenden Vermächtnissen und Schenkun-

gen antrieb. Bekleidete doch selbst ein Henneberger den Bischofsstuhl von Würzburg! Auch in der deutschen Litteratur hat sich ein Henneberger der popponischen Linie berühmt gemacht, der nach der Henneberger Burg bei Kissingen sich nennende Minnesänger Otto von Botenlauben.

Sein Leben und seine Dichtkunst haben diesen Henneberger schon bei Lebzeiten mit einem romantischen Zauber umwoben und lassen seinen Namen noch heute in Ehren bestehen. Es war im Jahre 1207, als dieser Graf von Burg Botenlauben in Franken hinauszog in die Welt. Die Wirren, welche Deutschland aufwühlten, behagten seinem beschaulich-träumerischen Sinne nicht. So unternahm er eine Pilgerfahrt nach dem Morgenlande. Dort lernte er die schöne Beatrix, eine Nichte des Königs Almerich von Jerusalem, kennen. Ihr Herz gewann den ritterlichen deutschen Mann lieb, und so folgte sie ihm freudig in die ferne fränkische Heimath. Alle Chronisten berichten, daß Beide eine glückliche Ehe durchlebten. Im Jahre 1230 stifteten sie das Nonnenkloster Frauenroda bei Kissingen, das von nun an die Gruft der Henneberger dieser Linie werden sollte. Beatrix trat selbst in das Kloster ein. Otto von Botenlauben starb 1244. Seine Dichtungen sind der Spiegel einer edlen Seele, voll Gemüth und Glaubenstiefe, zart und anmuthig zugleich. Als ein Kind seiner Zeit wird er nicht müde, die Freuden und Leiden der Minne zu besingen. Diese bildet den Grundton seiner Lyrik. Nur zwei Proben mögen hier Platz finden.

Liebeskummer.

Ich hab' erwählt mir selber süßen Kummer,
Den will ich hegen statt der Blumen Schein.
Der ist nicht weise, der mir spricht: du Dummer!
Herzleid war stets und wird auch immer sein.
Um die Liebe trag' ich diese Pein,
Die ich mir wählte; darum sei sie mein:
Thu' wie du willst mir Fraue, die Gewalt ist dein.

Ich mahn' die Süße, Reine ihrer Treue,
Die sie versprach, es ist ohnmaßen lang.
Könnt' ich zu ihr, weg wäre Schmerz und Reue;
Doch kann ich nicht, d'rum ist mein Leben krank.
Nach der mein Herz stets mit Verlangen rang,
Mir geschieht von ihrer Minne sonder Wank
Als wie der Nachtigall, die sitzet todt ob ihrer Freuden Sang.

Sollt' ich denn sterben vor so großen Leiden,
Das wäre mir wohl bitt're Herzensnoth.
Wer das verschulde, will ich euch bescheiden:
Das ist ihr minniglicher Mund so roth.
Bleib ich ihr lang noch fern, so ist's mein Tod!
Auch wurden ihr die lichten Augen roth,
Als ich Urlaub nahm und mich in ihre Gnade bot.

Das andere Lied nennt sich:

Willkommen.

Sei mir willkommen, Augentrost, viellieber Mann.
Du meines Herzens Freude, theurer Herre mein!
Gott hat erlöst mich aus der Sorgen Bann;
Er sei gelobt, auch dank' ich es der Tugend und der Treue dein.
Darüber ich mit Zweifeln lag im Streit:
Du hättest mein vergessen, ach! so lange Zeit.
Was hälfe mir die Schönheit und des Namens Ehre,
Wenn ich von dir vergessen wäre?

Nun aber ist mein Herze wieder leicht und froh,
Seit ich umfangen deinen lieben Leib.
Nun sage, lieber Mann, ist deine Lieb' auch so?
Du sagtest mir, ich wär' dir lieb vor jedem Weib.
Ich gab für deine Treu' und deine Tugend
Meiner Freuden Krone, Blume, blühende Jugend.
Wie manchen Abend hab' ich Leid empfunden,
Das mit dem frühen Morgen erst entschwunden.

Der Minnesänger Otto von Botenlauben hatte ein gut Theil seiner Güter der Kirche verschenkt. Beatrix nahm, wie schon oben angeführt, den Nonnenschleier. Ob Otto, wie manche Chronik vermeldet, ebenfalls in ein Kloster eintrat, sei dahingestellt. Ein solcher Schritt würde bei seiner roman=

tischen Sinnesrichtung nichts Auffälliges haben. Mit seinem Sohne Otto III. schloß die Botenlauber Linie. Derselbe verkaufte seine Besitzungen an Würzburg und trat in den deutschen Orden ein. —

Von dem gesammten Grafenhause, alle Seitenlinien mit eingeschlossen, bleibt Berthold VII. zweifellos der bedeutendste. Er muß um 1371 geboren worden sein und gelangte bereits 1384 zur Regierung. In diesem Manne einten sich Kraft des Geistes und Körpers, Staatsklugheit und ritterlicher Sinn. Unter seiner Regierung erreichte das Land Henneberg den Höhepunkt seines Ruhmes, seiner Größe und Bedeutung. Weder vorher noch nachher hat ein gleicher Glanz die Henne umstrahlt, als unter Berthold VII., der als der erste Fürst von Henneberg bewundert und geehrt aus dem Leben schied.

Seine politische Begabung brachte Berthold VII. eine Reihe von hohen Ehrenstellungen ein, sein für damalige Zeiten ganz außerordentlicher Reichthum lieh ihm anerkannte Macht und weitgehendsten Einfluß. Als er 1307 auf Schloß Wasungen Hof hielt, besuchte ihn der Kaiser Albrecht für ein paar Tage und verlieh der Stadt Wasungen das freie obere Landgericht. 1313 ernannte der König Johann von Böhmen den Henneberger zum Statthalter von Böhmen und Polen. Als Albrecht I. gestorben war und man zu einer neuen Kaiserwahl sich rüstete, da bestellten die Kurfürsten zu Sachsen und Brandenburg den Henneberger als ihren Gesandten bei der Wahl Heinrich VII. von Luxemburg, und Berthold VII. begleitete nach vollzogener Wahl seinen neuen kaiserlichen Herrn zu den Reichstagen nach Augsburg und Speyer. 1310 erhob derselbe den Henneberger in den Fürstenstand.

Zu hoher Gunst stieg Berthold unter dem nächstfolgenden Kaiser Ludwig dem Bayer. Er genoß dessen unbedingtes Vertrauen, und der Kaiser ernannte ihn zu seinem „Heimlichen“ (Geheimrath). Als Ludwig mit dem Bischof Wolfram

von Würzburg in Streitigkeiten lag, da bat er den Henneberger, dieselben beilegen zu wollen, und zwar, wie er an Berthold schrieb, „mit seinem hohen Verstande". Wie auch die Schlichtung vorgenommen werde, „so solle es Seiner Kaiserlichen Majestät auch gefallen und belieben". Im Jahre 1323 ernannte der Kaiser den Henneberger zum Vormund für seinen Sohn Ludwig und zum Statthalter der dem Sohne verliehenen Mark Brandenburg. Vier Jahre später gab er ihm den Auftrag, nach seinem Gutbefinden um eine Braut für Ludwig zu werben, sowohl deren mitzubringenden Brautschatz selbst auszubedingen, als eine deßhalbige Widerlage zu versprechen, auch die dazu nöthigen Abmachungen eidlich zu bekräftigen. Das alles waren Beweise eines wahrhaft seltenen Vertrauens und einer Stellung, wie sie ein mächtiger Kaiser nicht allzu oft einräumt.

Doch auch der Reichthum des Hennebergers war dem Kaiser oft eine sehr bequeme Handhabe für seine Zwecke und Ziele. Als er, den Papst Johann XXII. abzusetzen, über die Alpen 1327 gezogen war, da sandte er an die sächsischen Stände aus Mailand ein Schreiben, sie möchten sich schleunigst an dem Römerzuge betheiligen, und wenn die nöthigen Geldmittel ihnen dazu mangelten, sich mit Graf Berthold abfinden. 1330 bestätigte Ludwig dem Henneberger und allen seinen Erben noch einmal die Fürstenwürde. Diese Urkunde trägt ein goldenes Siegel und wird deßhalb in der Henneberger Geschichte „die goldene Bulle" genannt. Es ward dem Träger der Fürstenwürde gestattet, während seiner Lebenszeit zwanzig uneheliche Kinder zu legitimiren, auch zehn öffentliche Notare zu ernennen.

Durch Geschenke, Darlehen und Vergütigungen für Kriegsschäden war Ludwig schließlich dem Henneberger gegenüber ein ganz bedeutender Schuldner geworden. Nicht weniger denn 4000 Mark Silber und 37 838 Pfund Heller hatte er

an Berthold zu entrichten. Um einer Baarzahlung aus dem Wege zu gehen, hatte er Berthold die Statthalterschaft über Mühlhausen und Nordhausen, ebenso eine Belehnung mit der Insel Rügen in Aussicht gestellt. Diese Versprechungen hat aber der Kaiser nicht eingelöst. Trotz dieser großen Außenstände war der Henneberger im Stande, ganz bedeutende Neuerwerbungen zu machen, ein Beweis, welche Erträgnisse ihm die Verwaltung fremder Staaten einbrachte. Auch sonst flossen ihm noch manche Quellen. So hatte der Kaiser ihm den Rheinzoll bei Caub angewiesen, eine jährliche Einnahme von 1000 Pfund Heller, ferner alljährlich 600 Pfund Lübecker Pfennige von den Reichseinkünften der Reichsstadt Lübeck.

Berthold war Diplomat und Krieger zugleich. Als Ludwig's Herrschaft noch nicht völlig festen Fuß gefaßt hatte, da hielt der Henneberger auch mit dem Gegenkönig Friedrich von Oesterreich heimliche Freundschaft. 1322 fiel Friedrich in der Schlacht bei Mühldorf in die Hände des Gegners. Seine Freiheit mußte er mit einer Verzichtleistung auf die deutsche Krone schwer erkaufen. Dies geschah durch den 1325 abgeschlossenen Vertrag von Traußnitz. Daß dieser Vertrag zu Stande kam, war das fein eingefädelte Werk Berthold's VII., den beide Könige als Schiedsrichter gewählt hatten.

In sehr vielen grimmigen Schlachten hat dieser geniale Henneberger mit in den vordersten Reihen seiner Ritter und Reisigen gekämpft. Auch als ein Beschützer der Kirche bewies er sich. Er wußte zu gut, daß Rom ein ebenso starker Freund wie Feind sein konnte. Unter Poppo VII. war die Herrschaft Schmalkalden an das Haus Henneberg gekommen. 1319 gründete Berthold in der Stadt Schmalkalden das reich begüterte Kollegiatstift, ebenso das Wilhelmiter-Kloster zu Wasungen. Ferner bedachte er die in seinem Lande befindlichen Klöster, wie Veßra, Trostadt, Rohr, Herren- und Frauenbreitungen, Georgenzell und andere, sehr reichlich.

Auf dem schönen Schloße über Schmalkalden schloß Berthold VII. im Jahre 1340 sein bewegtes, glänzendes Leben. Sein Herz, in einer Kapsel wohl verwahrt, ward in der Kirche des von ihm gegründeten Kollegiatstiftes beigesetzt; sein übriger irdischer Theil ward feierlichst in der Familiengruft zu Veßra bestattet. Mit ihm war ein Stern für das Haus und Land Henneberg erloschen. —

Schon aus diesem kurzen Lebensriß geht hervor, daß die Henneberger längst nicht mehr auf ihrer alten Stammburg Hof hielten. Sie mochten dann und wann wohl einmal daselbst einsprechen, doch aber immer nur für kurze Zeit. Politische Vorgänge, die Verwaltung des Landes, Geschmack und Laune führten sie bald zu dieser, bald zu jener Burg. Aber in Ehren haben sie Schloß Henneberg immer gehalten, das bei den verschiedenen Theilungen der Lande auch stets als Stammburg zugleich mehreren Linien als Besitz zuerkannt wurde. Noch im Jahre 1532 bezeichnet Graf Hermann II. gelegentlich eines Erbtheilungsrecesses das Schloß Henneberg als „ein alt väterlich Gut, davon uns allen unseres Stammes der Name und Abkunft."

Als die Burg Henneberg nicht mehr dauernder Sitz des Grafengeschlechts war, da vertraute man ihre Wehr Burgmännern, von 1425 an Amtsleute genannt, an. Einige dieser kriegerischen Verwalter nahmen sogar den Namen der Veste an. So finden wir bereits in den Jahren 1134 und 1164 einen Heinrich von Henneberg. Sonst aber sind es Adelige des Landes, welche die Burg bewohnten und bewachten. Wir führen hier nur an: die Herren v. Truchseß, Schrimpf, Ostheim, Schenk, Keer, Hellgräve, Fambach, Leibra und Stein.

Aus der Geschichte dieser Burg selbst ist nicht allzuviel zu berichten. 1308 verunglückten mehrere Edelleute auf ihr. Die Ueberlieferung berichtet nicht bestimmt, ob dieses Verhängniß durch einen Blitzstrahl oder das Einstürzen eines Thurmes

sich vollzog. 1353 wurde das halbe Schloß auf einmal verpfändet und zwar vom Grafen Heinrich IX. an Friedrich zu Meißen. Im Jahre 1525 zerstörten wilde Bauernhorden das Schloß, das seitdem in Trümmern liegt. Von da ab wohnten die Verwalter des Hauses Henneberg drunten im Dorfe in einem Steinhause. Doch noch ehe das Stammschloß im Bauernkriege der Verwüstung zum Opfer fiel, war über das Haus Henneberg manch Herzeleid gekommen. Es würde über den Rahmen des Buches hinausgehen, eine ausführliche Geschichte dieses fürstlichen Grafenhauses hier zu geben.

Ein schwerer Verlust für Henneberg war die „Pflege Koburg" gewesen, der gesegnetste Theil der Grafschaft. Dieselbe war durch Heirath der zweiten Tochter des ohne männlichen Erben gebliebenen Grafen Heinrich VIII. (Sohn Berthold's VII.), Katharina, mit dem Landgrafen Friedrich dem Strengen an das Haus Sachsen gekommen. Da durfte der Chronist wohl klagen, „weil Heinrich's Töchtermänner der Henne zu stark gewesen", so sei auf diese Weise „die Henne um das schöne Ei" gekommen. Darum schreibt der trauernde Mann auch weiter, daß alle Herzöge zu Sachsen „die Henne als Ahnfrau" hielten. Auch ist es verbürgt, daß einst der Kurfürst Friedrich der Weise von Sachsen, als er Lukas Kranach den Auftrag gab, seines Hauses Ahnen mit ihren Wappenschildern zu vereinigen, zu dem Künstler sagte: „Malet mir die Henne wacker und lustig, sie ist eine gute Henne gewesen und hat dem Hause Sachsen ein goldenes Ei gelegt!"

Wenn wir lesen, daß nach der Hofordnung vom Jahre 1530 am gräflichen Hofe zu Schleusingen stets 125 Personen (darunter 30 Edelleute) anwesend sein mußten, den hohen Herrn auf allen Jagden und Lustreisen zu begleiten, daß 87 Pferde im Marstall stampften, die mehr Malter Korn das Jahr gebrauchten, als das eigene Land liefern konnte, so begreift man es, daß diese fürstliche Herrlichkeit nur noch eine

äußerliche war, daß der Wurm in diesem Hause saß, der heimlich, aber rastlos, die so festen Grundmauern dieses einst so stolzen, reichen Hauses untergrub, bis die Schuldenlast immer drückender die letzten Häupter dieses Geschlechts beschwerte. In dieser Hinsicht klingt das so ritterliche Geschlecht der Henneberger fast tragisch aus.

Doch versöhnend wie Abendsonnenschein, schenkt das Geschick diesem Hause in seinem letzten Vertreter noch einmal einen Fürsten, der als eine Zierde seines Hauses gelten darf: Georg Ernst. Nicht von jener Genialität wie sein großer Vorfahr Berthold VII. steht dieser Henneberger vor uns, aber gütig und gerecht, voll Weisheit und hoher Tugenden, ein Vater des Vaterlandes, dessen Heimgang allem Volke Thränen des Schmerzes entlockte. Und noch eins bleibt eine merkwürdige Fügung des Schicksals. Vom Schlosse Henneberg aus nahm das Geschlecht der Henneberger seinen Ausgang, zu Füßen des Stammsitzes seiner Ahnen sollte der letzte Henneberger die Augen zum ewigen Schlafe schließen. Anfang und Ende schlangen sich hier zusammen. Das giebt dieser Burg ihren tiefen Stimmungsgehalt für jeden Geschichtsfreund.

Georg Ernst war der zweite Sohn des Fürsten Wilhelm VI. Es geziemt sich, noch einen Augenblick bei diesem Henneberger zu verweilen. Wäre es nach den Willen dieses Fürsten gegangen, so hätte er sein Land mit kräftigem Mannesstamm und erleichterter Schuldenlast zurückgelassen. Doch das Geschick wollte es anders. Es schenkte ihm dreizehn Kinder, deren Erziehung und Ausstattung ihm viel kosteten. Sieben Söhne waren darunter, von denen vier noch vor ihm starben. Dann aber war es der unheilvolle Bauernkrieg, welcher die edle Absicht des Hennebergers, sein Land möglichst schuldenfrei zu machen, vereitelte. Eine Reihe von seinen Burgen, fast alle Klöster sanken in Trümmern, und auch sonst war Verwüstung und Elend eingezogen. Treu seinem alten

Glauben, dem Kaiser zugethan, wie es all' seine Ahnen gehalten, hatte sich Wilhelm VI. nicht entschließen können, zur neuen Lehre überzutreten. Wie konnte er Luther lieben, der den von ihm gestifteten, gnadenreichen Wallfahrtsort Grimmenthal öffentlich als Teufelsthal brandmarkte, weil manches Jahr an 40 000 frommer Seelen dorthin pilgerten!? Sein Land war längst protestantisch, sein eigener Sohn Georg Ernst ein offener Anhänger der evangelischen Sache: erst als ein siebzigjähriger Greis entschloß sich endlich der Fürst, Luther's Glauben auch zu dem seinigen zu machen. Selbst der Kaiser Karl V., der eigenhändig an ihn schrieb, vermochte jetzt nicht mehr ihn in seinem überall mit Freuden begrüßten Entschlusse schwankend zu machen.

Wie Wilhelm VI. bestrebt war, durch einfache Lebensführung die Sünden der Väter um die Sicherheit des Hauses wieder gut zu machen, davon erzählt uns in rührender Weise eine Schilderung Spangenberg's, des Henneberger Chronisten, welche dieser von seinem ersten Besuche auf der Bertholdsburg in Schleusingen entwirft. Am 14. Mai 1553 sollte Spangenberg dem alten Fürsten, den er persönlich nicht kannte, noch vor Tisch vorgestellt werden. Dem Befehl gemäß begab er sich vor der Mittagstafel „in den Eß-Saal oder Hofstuben, darinnen es zwei Oefen gehabt, und gleich sonst Niemand, denn der Speißer gewesen, so die Tische bereitet, und der alte Herr, so oben vor dem einen Ofen auf einem Bänklein gesessen, in schlechter Kleidung, in einer Hartz-Kappen, wie man's nannte, und ein Paret aufgehabt, wie damals die Priester getragen, auch ein Hand-Beil oder Parten, daran man pflegt zu gehen, bei sich liegen gehabt. Also bin ich Fuß vor Fuß den Saal hinaufgegangen, und als ich nahe hinzugekommen, anderes nicht gemeinet, denn es müßte diese Person des Fürsten Capellan oder alter Hofprediger sein und in der Meinung zu ihm mit entblößtem Haupte gesagt: Bona dies, Herr! Der Fürst freundlich geantwortet: Deo gratias, Herr!

Ich gesagt, der Herr wollte mir eine Frage günstligen zu gute halten, ihr werdet meines gnädigsten Fürsten Capellan sein? Der Fürst geantwortet: ja. Darauf ich gesagt: Wir müssen mit einander Kundschaft machen, denn ich bin auch des Standes. Der Fürst: O ja, das kann geschehen. Indeß kommt ein Knabe, neigt und bückt sich vor dem Herrn und spricht: Gnädiger Herr, ich soll Eure Fürstlichen Gnaden fragen, ob man anrichten soll? Da ich dieses hörte, erschrak ich über alle maße, zog mit meinen armen Leuten (d. h. mit meiner armen Person) zurück, und wußte nicht, wie ich's nun machen sollte. So kommt gleich der junge Fürst Georg Ernst mit seiner Frau Schwester und dem Frauenzimmer, und als sie sich nun alle zu Tisch gesetzt, bis auf den alten Herrn, sieht sich derselbe um und fragt: Wo ist mein Pfaff-Gesell? den laßt heraufkommen. Mußte ich also neben seiner Fürstlichen Gnaden, so die runde Tafel schloß, am nächsten sitzen, und war der fromme Herr gar lustig hierüber, und erzählte den Andern den ganzen Handel, wie es zugegangen. Und als ich um Verzeihung bat, hieß er mich wohl zufrieden sein, und mußte ich hernach alle Mahlzeit, weil und wann ich zu Schleusingen war, neben seiner Fürstlichen Gnaden sitzen. Da er dann von vielen alten Historien fragte oder redete, mich auch gen Veßra in's Kloster führen ließ, dasselbige, und was noch darinnen von alten Briefen sonst vorhanden, zu besehen." — —

Das erste Mal, als Spangenberg nach Schleusingen kam, war ihm der ehrenvolle Auftrag gegeben gewesen, des Grafen Tochter Katharina, Gräfin von Schwarzburg, aus dem Mansfeld'schen, wo sie zum Besuche geweilt hatte, nach Schleusingen zu begleiten. Von den sechs Töchtern Wilhelm's VI. hat sich Katharina allein einen geschichtlichen Namen erobert. Diese Hennebergerin war es, die als Wittwe Heinrich's XXXVII. von Schwarzburg 1546 während des Schmalkaldischen Krieges den gefangenen Herzog Alba nebst Gefolge im Schlosse zu

Rudolstadt bewirthete und ihm, als er ihre Bitte, das geraubte Vieh ihren Unterthanen sofort zurückzustellen, abwies, die kühnen Worte entgegenschleuderte, während Bewaffnete den Saal füllten: „Nun denn: Fürstenblut für Ochsenblut!“ Wie bekannt, gab Alba, erschrocken ob der unvermutheten Gefahr, ihrem Wunsche Gehör. Er ließ die Plünderung einstellen und das Geraubte zurückgeben. —

Georg Ernst war der Stolz und das Glück seines Vaters, der ihm bereits 1542 die Mitregierung einräumte, 1545 die alleinige Regierung ganz überließ. Wilhelm VI. starb im Jahre 1559. Georg Ernst wäre als Fünftgeborener Sohn wohl nimmer zur Regierung gelangt, wenn nicht ein seltsames Geschick das Geschlecht der Henneberger seinem Niedergange entgegen getrieben hätte.

Der erstgeborene Sohn Wilhelm's VII., der eigentliche Erbe der gefürsteten Grafschaft, starb bereits im frühen Alter. Der nächste, Johann IV., widmete sich der Kirche; Wolfgang II., ein geborener Krieger, fiel 1537 an der Spitze seiner Mannen bei Erstürmung der Stadt Chirasco, wohin er den Kaiser Karl V. nach Italien begleitet hatte. Sein zerschossener Helm prangt noch jetzt in der gräflichen Gruft der Kirche zu Schleusingen. Der nächste Sohn, Christoph, sowie der sechste, Poppo XII., traten ebenfalls in den geistlichen Stand. Der jüngste Sohn Kaspar verschied im zarten Alter. So verblieben Ehre und Sorgenlast Georg Ernst.

Am wenigsten Freude hat der alte Graf Wilhelm VI. an Christoph erfahren. Ein Zug wilden Thatendranges, ungläubigen Freiheitsgefühls, etwas von flackernder Genialität und poetischem Vagantenthum kennzeichnet diesen Henneberger. Christoph hatte urkundlich auf sein Erbfolgerecht zu Gunsten der jüngeren Brüder verzichtet und war auf Wunsch des Vaters in den Dienst der Kirche getreten, nachdem ihm seitens des Vaters eine jährliche feste Einnahme zugesichert und die Domherrnstellen

in Straßburg, Köln, Bamberg und Würzburg ihm verschafft waren. Aber das geistliche Kleid ward ihm nur zu bald zu eng und lästig. Raufen und Saufen, Spiel und wilde Liebe füllten sein Tagwerk aus. In dem liederlichen Würzburg gab er sich solchen Schwelgereien und Ausschreitungen hin, daß man selbst dort Anstoß daran nahm. Als er 1532 einmal wieder zur Nacht brüllend durch die Stadt zog, stellte ein Scharwächter ihn zur Rede. Die Antwort des Hennebergers war, daß er dem Manne der öffentlichen Ordnung den Degen durch den Leib rannte, und dieser das Leben aufgab. Es frommte nichts, daß sein auf's höchste erzürnter Vater ihm sein „gottloses, unehrbares" Wesen vorwarf und ihm gestand, daß er sich seines Sohnes schämen müsse. Im Jahre 1543 trat Christoph zur lutherischen Lehre über, verließ den geistlichen Stand und gedachte nunmehr eine Ehe einzugehen. Der Graf, jetzt doppelt empört, verweigerte die Einwilligung zu einer Eheschließung. Hätte er dem Sohne die Erlaubniß zugestanden, wer weiß, ob das Haus Henneberg mit Georg Ernst ausgestorben wäre! Auch auf die Erbfolge erhob jetzt Christoph Anspruch, indem er betonte, daß bei der Ausfertigung der Entsagungsurkunde er kein eigenes Siegel geführt habe. Wilhelm VI. wies jedoch diesen Einwand mit den Worten zurück, daß seine eigenhändige Unterschrift weit verbindlicher, als eine Untersiegelung sei. Da ging Christoph, heimathlos, ein fahrender Mann, hinaus in die Welt. Später finden wir ihn in Kriegsdiensten beim Herzog Ulrich von Württemberg, wo er 1546 im Schmalkaldischen Kriege zwei Fähnlein Reuter, 600 Mann stark, befehligte. Zwei Jahre später starb er, erst 38 Jahre alt, einsam, ausgestoßen, im Schlosse zu Römhild. Der Henneberger war ein Bettler geworden. Sein Nachlaß bestand noch in 2 Gulden und 2 Kreuzern.

Georg Ernst, geboren am 27. Mai 1511 zu Schleusingen, trat im Jahre 1543 die Regierung an. Die Stammes-

folge zu erhalten, vermählte er sich im selbigen Jahre mit Elisabeth, einer Tochter des Herzogs Erich von Braunschweig, desselben Fürsten, welcher auf dem Reichstage zu Worms dem muthigen Augustinermönche Martin Luther eine Kanne Einbecker Biers zur Erquickung gesandt hatte.

Eine der ersten Thaten des jungen Fürsten war, daß er Johannes Förster aus Wittenberg in sein Land einlud, hier die neue Lehre einzuführen. Wilhelm VI., einst ein strenger Gegner Luther's, erhob jetzt keinen Widerspruch mehr. Seine Denkungsart hatte im Stillen einen Wandel erfahren. 1544 war das Land Henneberg gut evangelisch, die neue Kirchenordnung eingeführt. Vier Jahre später bekannte auch Wilhelm VI. sich zur Reformation.

Der 23 Jahre langen Ehe Georg Ernst's ward nicht der erhoffte Segen zutheil. Wohl schenkte ihm seine Gemahlin 1562 ein Söhnlein, das aber bald nach der Geburt wieder starb. 1566 folgte ihm Elisabeth. Eine zweite Ehe, welche Georg Ernst mit der zwanzigjährigen Tochter des Herzogs Christoph von Württemberg einging, blieb ebenfalls kinderlos. Der noch lebende jüngere Bruder des Fürsten, Poppo XII., der ursprünglich auch im Dienste der Kirche gestanden hatte, dann aber sich losgesagt und ein Verehrer Luther's geworden, ward nun genöthigt, im Interesse der Nachfolgerschaft des Hauses Henneberg eine Heirath einzugehen. Er empfing eine standesgemäße Unterstützung, und hat sich denn auch zwei Mal vermählt. Auch diese beiden Ehen blieben kinderlos. Poppo VII. schied noch vor seinem Bruder Georg Ernst aus dem Leben. Er starb 1574 auf seinem Schlosse Burgbreitungen. Es hat natürlich nicht an katholischen Schriftstellern gefehlt, welche das Aussterben des Hauses Henneberg als eine zwar harte, doch gerechte Strafe des Himmels bezeichnet haben, eine Sühne für den Abfall vom alten Glauben.

Poppo XII. scheint übrigens das Verhängniß seines

edlen Hauses nicht viel angefochten zu haben, wenigstens vermochte dasselbe nicht sein fröhliches Gemüth zu verdüstern. Waidwerk und ein guter Trunk im Kreise munterer Zechbrüder behagten ihm am besten. Seine Jagdleidenschaft war so groß, daß er einmal um eines Häsleins Willen in einen so heftigen Streit mit dem Domherrn Graf Philipp von Hohenlohe gerieth, daß er diesen nicht nur in den linken Arm, sondern auch durch den Hut in den Kopf hieb, daß der Domherr nach wenigen Tagen aus dem Leben schied. Ging es Abends zum Zechen, so holte Poppo eine feine, härene Schnur, die er immer bei sich führte, aus der Tasche. Dieselbe ließ er, damit Niemand aus dem lustigen Kreise entweichen konnte, wenn's an das Ausbringen der Gesundheiten kam, durch die Ohrringe der Anwesenden ziehen. Befand sich Einer darunter, dem dieser Ohrschmuck fehlte, so langte Poppo einen kleinen Bohrer, den er ebenfalls stets mit sich führte, hervor und ließ den etwas überraschten Gast sofort die nöthige Oeffnung in das Ohrläppchen einbohren. —

Geliebt und geehrt von seinem Volke, sah Fürst Georg Ernst die Jahre kommen und gehen, nicht ohne Wehmuth, wenn er des Endes seines erlauchten Hauses gedachte. Er hatte für sein Land eigenhändig eine Kirchenordnung entworfen, er war ein Freund der Wissenschaften, ein Vertrauter seinem Volke. Wie einst der alte Graf Eberhard von Württemberg, so durfte auch er sein Haupt ruhig in den Schoß eines jeden Unterthan legen.

Den Wallfahrtsort Grimmenthal hatte er in ein Hospital, das von seinem Vater in Schleusingen 1502 gestiftete Kloster in ein Gymnasium umgewandelt. Den Handwerkszünften seines Landes gab er Innungen und Privilegien; er hob und besserte die Rechtspflege, schuf Wohlthätigkeitsanstalten und sorgte wie ein Vater für sein Volk. Seine Milde, sein Gerechtigkeitssinn, die ehrliche Frömmigkeit seines Wesens eroberten

ihm alle Herzen. Was sein Wahlspruch all' sein Lebtag gewesen, daß zeigen uns auch die Thaler aus seiner Regierungszeit, welche die Inschrift trugen: „In te, Domine, speravi, non confundar in aeternum!“ (In dich habe ich gehoffet, Herr; hilf, daß ich nicht zu Schanden werde.)

Als die Schuldenlast seines Hauses immer drückender wurde, da verlegte der greise Fürst seine Residenz von Schleusingen hinab in das Schloß Maßfeld im Werrathale. Nur die Einkünfte der Aemter Maßfeld und Meiningen sollten von jetzt ab die Kosten der auf das Aeußerste eingeschränkten Hofhaltung bestreiten. Von Maßfeld aus stattete Georg Ernst seinem im Dorfe Henneberg sitzenden Vasallen Burkhard Hermann von Trott zur Weihnachtszeit 1583 einen Besuch ab. War es eine stille Sehnsucht, ein geheimes Ahnen, das den 72jährigen Greis noch einmal hinüber zur Stammburg seines Hauses zog, zu deren Füßen nun sein gesegnetes Leben entfliehen sollte!? Ein Fieber hatte ihn überfallen, und in den Armen seines Vasallen schloß nach vierzigjähriger Regierung Georg Ernst am 27. Dezember 1583 die Augen zum ewigen Schlafe.

Das Steinhaus des Rittersitzes jenes Burgmannen hat heute einem neuen Bau weichen müssen. Ein schlichtes, freundliches Haus steht an seiner Statt, daß sich kaum von den anderen sauberen Hütten des Dorfes unterscheidet. Doch in seiner Front prangt eine Tafel, auf der wir lesen:

„Am 27. Dezember 1583
starb an dieser Stätte
Georg Ernst
gefürsteter Graf von Henneberg
als der Letzte seines Stammes.“

Am Tage nach seinem Tode ward der Leichnam des Entschlafenen nach Maßfeld gebracht, wo die Einbalsamirung stattfand. In einem zinnernen Sarge erfolgte dann unter

Theilnahme des ganzen Landes am 9. Januar 1584 die feierliche Ueberführung nach der St. Egidienkapelle der Stadtkirche zu Schleusingen. Ueber seiner Gruft wurden Wappen und Siegel des Hauses Henneberg zerschlagen und die Theile dann hinabgeworfen. Ein tiefes Klagen ging durch das Land, und herber Schmerz füllte jedes Gemüth. „Er hat unser Volk lieb gehabt!" (Lukas 7,5) so ging von ihm die Rede von Mund zu Munde. Alles fühlte, daß ein Vater mit dem Verstorbenen hingegangen war.

Achtzehn Hennebergische Grabdenkmäler birgt das Gotteshaus zu Schleusingen. Auf dem Denkmal, das Georg Ernst's Angedenken geweiht ist, lesen wir die kurzen, warmen Worte:

„Von Gottes Gnaden Georg Ernst, Fürst zu Henneberg, der Letzte dieses uralten hochlöblichen Stammes, unser lieber Landesvater. Gott verleihe ihm eine fröhliche Auferstehung."

War mit diesem Fürsten auch der Mannesstamm für immer eingegangen, der Name des Hauses sollte doch noch siebzehn Jahre erhalten bleiben. Es war die Wittwe Poppo's XII., Sophia, eine Tochter des Herzogs Ernst von Braunschweig zu Celle, welche als letzte Gräfin von Henneberg ihren Schwager Georg Ernst noch überlebte. In dem hohen Alter von 90 Jahren verschied sie auf dem ihr angewiesenen Schlosse Burgbreitungen am 17. Januar 1631. Jetzt erst war das Haus Henneberg völlig erloschen. — —

Der Weg von Meiningen nach Henneberg führt erst über die Mainbrücke, dann das Thal der von Westen herabkommenden Sulze entlang. Die schattige Straße zur Rechten des Baches wird von dem prächtig bewaldeten Stillberg und dem gegenüber sich dehnenden Thiergarten eingesäumt. Zur Morgenzeit, wenn die Vögel mit frischer Kehle ihre Lieder schmettern, wandert es sich gar herrlich unter dem Wipfeldom dieser Waldstraße hin. Sobald der Wald zurückbleibt, erscheint im Vordergrunde das Dorf Sülzfeld mit stattlich ragendem

Gotteshause. Weiterhin werden noch andere Ortschaften, Weiler, Höhenzüge und bewaldete Bergkegel sichtbar, unter denen der Hutsberg ein besonders anziehendes Bild gewährt.

Dorf Sülzfeld hat seine Sagen und seine Geschichte. In dem Aufruhr des Bauernkrieges hatten auch zwei Sülzfelder gar arg im Hennebergischen gewirthschaftet. Deshalb sollten sie gleich vielen Bauern durch den Scharfrichter von Dreißigacker hinüber in's Jenseits befördert werden. Als sie zum Richtplatze geführt wurden, da begann der eine Sulzfelder jämmerlich zu weinen. Und dies klang so auffällig, daß der Richter stutzte und den Weinenden um den Grund seines Benehmens fragte. „Ich weine nicht um mein Leben, das ich jetzt lassen soll," klagte der Sülzfelder, „ich weine aber über die Schlösser und Häuser meiner hohen Herrschaft und weiß nicht, was aus diesen werden soll, da sie künftighin von keinem wieder mit so vortrefflichen Ziegeln versehen werden, wie ich sie zu jeder Zeit geliefert habe." Wie dies der Richter vernahm, begnadigte er den Delinquenten. Kurz vor dem Schaffot begann nun plötzlich der andere Sülzfelder laut zu lachen. Dies war dem Richter denn doch zu neu und seltsam, und so fragte er auch diesen um den Grund seines sonderbaren Betragens. „Es kommt mir zu lächerlich vor, daß mir der Kopf abgeschlagen werden soll;" entgegnete der lustige Bauer, „weiß ich doch nicht, wo ich hernach meinen Hut hinsetzen soll!" Da mußte selbst der Richter ob dieser Antwort laut auflachen und ließ auch diesem gegenüber Gnade vor Recht ergehen. An diesen Sagen, mehr Schwänken, erfreuen sich noch heute die Sulzfelder.

Sülzfeld ist ein sehr alter Ort. Schon im Jahre 788 taucht er als Sulzvelt in einer Urkunde auf; vom 12. Jahrhundert an wird er dann stets als Sülzfeld unter Henneberg bezeichnet. Da das Dorf ein Filial von Ritschenhausen war, so mußten die Sülzfelder gar oft, wenn der Kaplan nicht

herüber kam, den weiten Kirchweg antreten. Endlich, im Jahre 1464, ward das Dorf zur eigenen Pfarrei und mit derselben die Kapelle auf dem Schlosse Henneberg verbunden. Damit man aber nicht ganz die einstige Mutterkirche aus den Augen und Herzen verlor, mußten die Sülzfelder an jedem Kirchweihtag mit der wallenden Kirchenfahne des heiligen Kreuzes und unter Vorantritt des Geistlichen in feierlicher Prozession nach Ritschenhausen hinüber wallfahren. Das hochliegende Gotteshaus blickt mit seinen Fenstern hinüber zur Ruine Henneberg. Im Bauernkriege 1525 mußten viele Sülzfelder den Tod wegen Aufruhrs erleiden. Nur Zwei entgingen ihrem Geschicke, wegen ihrer klugen Einfälle, wie es in einer Chronik heißt. Es scheint also der Sage der feste Boden nicht zu fehlen. Auf dem Ritterhofe saßen im Laufe der Jahrhunderte eine Reihe verschiedenster Familien, Adel und Bürgerthum im bunten Wechsel. Auch zu einem Marktflecken nahm der Ort einmal einen Anlauf. 1719 erlangte er das Recht, jährlich vier Jahrmärkte zu halten. Doch der goldene Zukunftstraum blieb ein Traum. Die Jahrmärkte schliefen bald wieder ein. —

Jenseits Sülzfeld erblickt man zur Linken Amalienruh, ein schlichtes Sommerschlößchen, das früher Sophienlust hieß und dem Meininger Hofe gehörte. Rechts zweigt ein Weg zur herzoglichen Fasanerie ab, von wo sich ein sehr schönes Bild der Rhön entrollt. Wir aber folgen der Straße weiter, die uns in einer kleinen Stunde nach dem Dorfe Henneberg leitet, über dessen Giebeln und Dächern auf dicht umbuschtem Bergkegel (550 Meter hoch) die Ruine Henneberg thront. Das Dorf steigt in seiner Hauptstraße sehr an und empfängt durch Wald und Berge eine sehr malerische Umrahmung. Unter den Hütten findet man manch stattliches Gebäude, vor allem aber lenkt der Geschichtsfreund seine Schritte nach einer Seitengasse des oberen Dorfes, wo sich einst das Trott'sche

Steinhaus erhob, in dem der letzte Henneberger aus dem Leben schied.

Wie die Schloßruine droben, so hat auch das Dorf drunten seine Sagen. Vor allem weiß man gar viel von dem Hexenmeister Neumann zu erzählen, der im vorigen Jahrhundert hier lebte und weit in der Welt herumgekommen war. Er konnte durch seinen Blick, durch geheimnißvolle Formeln, die er flüsterte, ganz merkwürdige Dinge verrichten, so daß die Henneberger munkelten, er stehe mit dem Bösen in guter Freundschaft. So vermochte er unter anderem seine Obstbäume so zu bezaubern, daß jeder Obstdieb so lange fest darauf sitzen mußte, bis Neumann erschien und den Uebelthäter erlöste.

Das Wundersamste aber soll der henneberger Hexenmeister doch während des Siebenjährigen Krieges vollbracht haben. Er war just zu Harles auf Besuch und saß schwatzend mit der Bäuerin in der Stube. Da stört anwachsendes Pferdegetrappel die friedliche Unterhaltung. Erschrocken sieht die Bäuerin, daß soeben fremdes Kriegsvolk in den Hof einreitet. Sie bricht in Jammer aus, daß nun auf's Neue ihr Haus geplündert werde. Doch Neumann tröstet sie mit dem Versprechen, daß nicht ein Deut an Werth ihr genommen werden solle. Langsam schreitet er zum Hofe hinaus, dreimal umkreist er die Reiter, halblaute Worte vor sich her murmelnd. Da geschieht etwas ganz Ungeheuerliches. „Steckensteif" halten sie auf ihren Rossen, keine Miene, keine Muskel zuckt. Eine Stunde lang läßt sie Neumann festgebannt im Hofe stehen. Dann sagt er zu der Frau: „So, nun haben sie lange genug gewartet. Ich denke, das Plündern soll ihnen vergangen sein. Aengstigt Euch also nicht mehr um Euer Haus!" Wieder tritt er zum Hofe hinaus und umschreitet drei Mal, jedoch jetzt in entgegengesetzter Richtung die Reiter, die nun plötzlich wieder Leben und Bewegung empfangen. Und als sie merken, daß der Zauber gewichen, da fahren sie wie ein Wirbelwind

auf ihren Rossen zum Hofthor hinaus. Sind auch niemals wieder gekommen. — —

Heute ist in Henneberg nichts von Kriegsgetümmel zu merken. Still träumend liegt im Mittagssonnenscheine die Dorfgasse. Ein paar Gänse wackeln gackernd nach einer nahen Trift; auf einem Hofe quietscht ein Brunnenschwengel, ein Thier brummt auf im Stall. Hinter einer Hecke wird das faltige Gesicht eines alten Mütterchens sichtbar. Als unsere Blicke den seinigen begegnen, verschwindet es schnell.

Eine kurze Erfrischung einzunehmen, schreiten wir die Steinstufen der Dorfschenke hinan, hinein in das Gastzimmer. Da geht es heute noch am lebendigsten her in Henneberg. An dem einen Tisch sitzt ein unsauberer Geselle mit einem fahrigen Windhundsgesicht. Er hält ein entfaltetes Papier in der Linken und erzählt mit widerlichem Selbstbewußtsein, hastig gestikulirend, seinem Nachbar, einem greisen Flurwächter, daß er sich heute hier seinen Heimathsschein geholt habe, daß er ein sehr ehrlicher Mensch sei und es nicht nöthig habe, in diesem elenden Neste einmal sich begraben zu lassen. Endlos ist seine des öfteren von frechem Lachen unterbrochene Rede, daß er gar nicht merkt, wie dem Alten langsam die Augen zufallen und er sanft vor sich hinnickt.

An dem anderen Tische ist auch Einer wegmüde eingeschlafen, ein frischer, blonder Bursch, dem Laster und Klassenhaß noch nicht den hämisch-gemüthlosen Zug in das gesunde Antlitz gruben. Das Bierglas ist geleert, ein Stück trockenes Schwarzbrod liegt daneben. Auf der Wandbank ruht das Felleisen. Ein paar Dutzend Fliegen marschieren auf dem Tische hin und her und flüchten summend an die Fensterscheiben, als wir jetzt Platz nehmen. Auch der Bursch erwacht, reibt sich einen Augenblick die Augen und grüßt uns dann, halb wie zur Entschuldigung. Klare, blaue Augen schauen uns an. Er kommt drüben aus dem Bayernlande.

Vor einigen Tagen ist er von seinem Meister zum Schlossergesellen gemacht worden, nun will er hinüber nach Meiningen, dort das Handwerk zu grüßen. Wir lassen sein Glas noch einmal füllen und stoßen mit ihm auf gute Zukunft an. Draußen an der Thür scheiden wir. Wir steigen den Schloßberg hinan, zwischen Ruinen von entschwundener Ritterherrlichkeit zu träumen, und Der da unten unter den Bäumen der Landstraße kräftig ausschreitet, der zieht in die Welt, sein Glück zu probiren. Durch Kampf und Versuchung wird sein Weg ihn führen, zur Tiefe oder zum Siege seines besseren Ichs.

Rauschender Hochwald hat uns aufgenommen. An tiefen Wallgräben und noch immer starken, hohen Resten des einstigen Mauergürtels geht's entlang. Dann stehen wir vor dem schön gewölbten Eingangsthor, durch das wir in das Ruinenfeld der Burg eintreten. Schloß Henneberg, einst im romanischen Stile erbaut, zeigt selbst in seinen Trümmern noch, wie umfangreich und prächtig zugleich es einst gewesen sein muß. Das Hauptgebäude lag zweifellos nach dem Dorfe zu, dessen Hütten damals noch weiter hinauf reichten als heute. Erkennen läßt sich auch noch, wo einst die Burgkapelle stand, welche der heiligen Katharina geweiht war. Wann die Veste erbaut ward, bleibt völlig unbestimmbar. Thatsache ist nur, daß sie im Jahre 1037 bereits bestand. Aus einer Vertheilungsurkunde aus dem Jahre 1432 entnehmen wir, daß die Burg sich zusammensetzte aus der Kapelle, der Wohnung daran, einer großen Behausung beim Rittersaal, aus den Wohnungen der Burgmänner, dem Thurme, dem Gewölbe mit darunter befindlichen Stallungen. Dies alles umschloß die „Zwerchmauer". Außerhalb der letzteren lagen Brunnen, Backofen und weitere Stallungen. Das Ganze war von der Hauptmauer und dem Wallgraben umgeben. Nahe dabei lag der gräfliche Thiergarten.

Im Bauernkriege 1525 ward der herrliche Schloßbau

in Trümmer gelegt. Seitdem ist Burg Henneberg Ruine geblieben. Verwunderlich muß es aber doch erscheinen, daß die aufrührerischen Landbewohner hennebergisch Gut angetastet haben. Hatte sich Graf Wilhelm VI. doch öffentlich und urkundlich als Freund der Bauern bekannt. Als die Gerüchte von den Gewaltthaten der bedrückten und mißhandelten Bauern immer ernster lauteten, als man vernahm, daß dieselben selbst vornehme Gegner hatten durch ihre Spieße laufen lassen, und jetzt ein Haufe sich auf dem Wege nach Schleusingen befand, da ritt Fürst Wilhelm VI. schleunigst hinab nach Meiningen, mit den Bauern gütlich zu unterhandeln. Laut Revers vom 3. Mai 1525 bestätigte er die Anerkennung der „zwölf Artikel von der christlichen Freiheit". Die Bauern hingegen gelobten ihm in einem anderen Revers, sich gegen ihn „als einen christlichen Bruder" zu halten und um das Wort Gottes Leib und Leben lassen zu wollen.

Es war natürlich nur ein Akt Nothwehr, welchem der Henneberger sich unterzog. Doch ist ihm mit Recht der Vorwurf der Charakterlosigkeit und Doppelzüngigkeit nicht erspart geblieben. Denn als er vernahm, daß das Heer des Schwäbischen Bundes von Süden heranrücke, da ließ er die Bauern im Stich und führte seine Truppen dem Bischof Konrad von Würzburg zu. Die Ausschreitungen der Bauern haben dann die hohen Herren noch weit übertrumpft. Eine große Anzahl der Aermsten endete beim Henneberger auf dem Richtblock. Die Blutgier erwachte auch bei den Vornehmen. Der Erzbischof von Trier ließ die Rädelsführer vor sich kommen und stach Mann für Mann selbst nieder. Der Markgraf von Brandenburg ließ achtzig Bauern die Augen ausstechen, und der Bischof von Würzburg ritt, wie ein Tiger nach fließendem Blute lechzend, mit seinen Scharfrichtern im Lande umher und schwelgte in schauerlichsten Mordthaten. —

Mitten im einstigen inneren Burghofe erhebt sich noch ein gewaltiger Thurm, dessen Mauern eine Stärke von zwölf Fuß zeigen. Er diente einst zum Verließ. Noch ist oben die runde Oeffnung zu schauen, durch welche man die Gefangenen hinabseilte. Herzog Bernhard I. von Meiningen ließ einen Eingang in das geräumige, gut erhaltene Gewölbe einschlagen. Unsere Neuzeit machte den alten Steinriesen durch eine Treppe und umwehrte Plattform zugängig.

Weit schweift von hier oben der Blick: hinüber zum Werragrunde und den grünen Wellenlinien des Thüringer Waldes, zu den Basaltkuppen der Rhön, hinab nach Franken, in's sonnige Bayernland. Es ist kein Bild, das durch Großartigkeit hinreißt, aber durch seine stille Anmuth anzieht und festhält. Etwas Weltverloren-Träumerisches, eine sanfte Wehmuth scheint über allem wie ein leis schattender Schleier zu schweben. Wohl liegt blanker Sonnenschein über den wogenden Wäldern, den stumm aufragenden Höhen, all den grüßenden Dörfern zwischen Ried, Ackerflur und Weideland. Aber weltweit, verlassen und einsam dünkt uns alles. Ist es der Mittagszauber, ist es Stimmung der eigenen Seele?

Wie leises Ziehen und Klingen geht es durch die Luft; Sommerschwüle liegt auf dem Gemäuer der Ruine, summende Fliegen ziehen ihre Kreise um uns. Friedvoll lagern die Hütten des Dorfes zu unseren Füßen. Dort am Rande des Eichig und des Heiligenberges hin, da geht von Einödhausen an Henneberg vorbei der Todtenweg nach Sülzfeld hinüber. Die Einödhäuser zogen früher dieses Weges: im Leben zur Kirche, im Tode zum Friedhofe nach Sülzfeld. Das ist schon lange her. Doch der Name, den das Landvolk diesem stillen Pfade gab, hat sich erhalten. Die Poesie blieb Siegerin.

Bauerbach.

Zwei Stunden südlich von Meiningen, zwischen Rhön und Thüringer Wald, liegt inmitten der freundlichen, stillen Bergzüge, welche das Werrathal hier westlich begrenzen, das welteinsame Dörfchen Bauerbach. Der Verkehr, der heute auf Schienen die Erde durchbraust, rollt auch schon durch die nachbarlichen Thäler von Bauerbach; aber den Frieden, der über dieser dörflichen Siedelung schwebt, hat er noch nicht aufgestört.

In einem Bergkessel ruht Bauerbach, noch immer ein Wallfahrtsort für litterarisch gebildete Deutsche. Auf der einen Seite erhebt sich der schön bewaldete Heilige Berg, unweit davon reckt ein spitzer Kegel sein Haupt empor, das die letzten Ruinen des Stammschlosses der einst so mächtigen und tapferen Grafen von Henneberg trägt. Südlich des Ortes zieht sich eine der alten Weinstraßen nach Bayern hin, auf denen im Mittelalter einst die frommen Herren von Würzburg die Erzeugnisse ihrer Weinberge in stattlichen Stückfässern nach Thüringen führten, die dort weilenden Brüder zu erquicken.

Zahlreich sind die Thäler, welche, von flinken Forellenbächen durchströmt, sich linksseitig der Werra zur Rhön hinan-

ziehen, von vielen Querthälern und breiten Kesseln untereinander wieder verbunden und so ein ebenso interessantes als wechselreiches Gebiet schaffend. Mächtiger, alter Waldbestand hat sich hier noch erhalten. Kraftvolle Buchen wechseln mit hohen Fichten und malerisch ausladenden Kiefern. Reich an Quellen und fliegendem Raubzeug, originell im Bau der Hütten, in Sprache und Gesittung, so zeigt und charakterisirt sich das Gelände der Vorderrhön. Bis auf Gesichtsschnitt und Haarfarbe sogar ist hier ringsum der christliche Stamm der Bevölkerung fränkisch. Wohlhabende Dörfer reihen sich an völlig verarmte Ortschaften. Inmitten solcher in ihrem Wohlstand zurückgegangenen Dörfer erhebt sich dann zuweilen — ein seltsamer Anblick für einen thüringer Wandersmann! — eine Synagoge. Seltsam berührt es auch, durch Dörfer schreiten zu müssen, vor deren Hütten ungekämmte, dunkeläugige Weiber und Kinder laut schreiend herumhocken und sich tummeln, daß man sich nach Polen oder Galizien versetzt glaubt. Seitdem die arme Rhön an den Bettelstab gebracht worden ist, hat man sich mehr und mehr in das gesegnete meininger Land hinabgezogen, das im Uebrigen schon im vorigen Jahrhundert einen starken Bruchtheil jüdischer Einwohner aufweisen konnte.

Auch in Bauerbach, dem stillen, fränkischen Dörfchen, ist jüngst eine neue Synagoge eingeweiht worden. Ihr Anblick stört etwas, wenn man aus rauschender Waldespracht nun hinab in das sonnenbeglänzte Thal steigt, dort in das schlichte Bauernhaus voll Andacht zu treten, in dem einst Schiller dichtete und die Wonneschmerzen erster Liebe empfand, wo uns in den Treppenfluren die vergilbten Ahnenbilder von den Wolzogens erzählen, einem Edelmannsgeschlecht, das, stets mehr reich an geistigen und seelischen als an äußeren Gütern, in der Geschichte unserer Litteratur eine so ehrenvolle Stellung einnimmt.

Noch mehr freilich erinnert die schmucke, helle Sandsteinkirche inmitten des Dorfes an die Familie von Wolzogen. Das schräg gegenüberliegende Bauernhaus, durch eine Tafel in Front des Vordergiebels erkenntlich, ist dem Andenken Schiller's geweiht. Beiden soll zuerst unser Besuch gelten.

Das Schillerhaus ist ein langgestreckter, zweistöckiger, schmaler Bau, die eine Giebelwand der Straße zugekehrt und hier mit einem kleinen Gärtchen geschmückt. Aus dem Gerank, das die Giebelwand umkleidet, grüßt die etwas verwetterte Tafel. Links des Vorgärtchens betritt man den geräumigen Wirthschaftshof, an den noch ein größerer Garten grenzt, in dem einige Bäume gezeigt werden, die angeblich noch von Schiller's Hand gepflanzt wurden. Das Aeußere des Gebäudes unterscheidet sich kaum in etwas von den übrigen Dorfhütten. Es sieht einen Schein vornehmer vielleicht aus, ist aber sonst ein weißgetünchter, von dunklem Balkenwerk durchzogener Fachwerkbau, von Ställen und Scheuern umgeben.

Ein Hund schlägt an und kläfft, muthig sich uns in den Weg stellend, bis nach langem Warten ein uraltes, von Alter und Krankheit tief gebeugtes Mütterchen erscheint. Sie fragt gar nicht nach unserem Begehr. Sie weiß seit langen Jahrzehnten, wenn Fremde hier stehen, dann wollen sie die Stätte schauen, wo einst Friedrich Schiller, ein vom Geschick hart verfolgter Flüchtling, einen stillen Ruhehafen fand, bis es ihn, das Herz übervoll an Schmerz und frisch erwachendem Thatendrang, wieder hinaustrieb in die offene, große Welt — hinan zum Gipfel unsterblichen Ruhmes.

Die zitternde Greisin heißt uns vorangehen. Eine alterthümliche Holztreppe empor, quer über den mit Ahnenbildern dicht behängten Gang, durch eine niedrige Thür — und wir stehen in dem geweihten Raum. Es ist ein winziges Stübchen, eng und fast erdrückend wirkend, und doch scheint

es sich vor dem geistigen Auge zu dehnen und hoch zu wölben, zu einem Tempel der Andacht — der kühne Gedankenflug des Dichters gab ihm für alle Zeit Weihe und Größe.

Rechts in der Ecke steht der große Kachelofen, der den durchfrorenen Flüchtling gleich bei seinem Eintritt so behaglich empfing. Da steht auch noch der Sorgenstuhl, bequem und behäbig, der Tisch mit einem gewundenen Fuß, ein alter Schrank, zwei Fürstenbilder. Zu ihnen haben sich zahlreiche eingerahmte Darstellungen von Szenen aus den Dramen Schiller's seitdem gesellt, die nicht nur das eigentliche Schillerzimmer, sondern auch das rechts und links angrenzende Kabinet schmücken. Zu ihnen kommen dann noch Bilder von Familienangehörigen Schiller's, ebenso — eine kostbare Reliquie! — eine Haarlocke von Schiller und Goethe, sowie ein Brief Schiller's. Auf dem Tischchen zwischen den beiden Fenstern, die auf den von Ställen umzogenen, engen Nachbarhof blicken, liegt das Fremdenbuch. Manch klingender Name ist darin eingeschrieben! Manchem auch, der hier für kurze Minuten niedersaß, mag im Fluge noch einmal jene tragische Märtyrerzeit vorübergezogen sein, welche dem Dichter beschieden war, bis er sich losrang und aufschwang zu Sonnenklarheit und zielbewußtem Schaffen. — Zögernd nur verlassen wir den schlichten Raum und das stille Haus, um uns zur Kirche hinüberzubegeben.

Zwei Tafeln erzählen uns in der schmucken Kirche von dem Geschlecht Derer von Wolzogen. Sie sind zu beiden Seiten des Altars angebracht.

Die Inschrift der ersten Tafel lautet:

„Selig sind die Todten die
dem Herrn sterben;
der Geist spricht: sie ruhen
von ihrer Arbeit, und ihre Werke
folgen ihnen nach.

Unter dieser Kirche sind begraben:

1) Meine Großmutter, Juliane v. Mordeisen, zweite Gemahlin meines Großvaters, Hans Christoph, geboren 1763*), vermählt 1716, gestorben 1755.

2) Mein Vater Ernst Ludwig, Herzogl. Sächs. Hildburg. Legations-Rath, Ausschuß-Mitglied des Cantons Rhön und Werra, geboren 1723, gestorben 1774.

1762 vermählt mit:

3) Henriette Marschalk v. Ostheim, geboren 1744**), gestorben 1788.

Was noch schläft, Herr, das erwecke!
Was noch sicher ist, erschrecke!
Aller Sünden Schuld bedecke!"

Die andere Tafel trägt folgende Inschrift:

„Zum Andenken dieser theuern Aeltern und zum Heil seiner lieben Unterthanen hat der Unterzeichnete nach Abbruch des alten Gotteshauses am 22. Mai 1839 den Grundstein zu dieser Kirche legen und solche durch Gnadengeschenke des durchlauchtigsten Herzogs, Geldbeihülfe des Landes, Naturaldienste benachbarter Orte, wie auch Frohnen der Gemeinde, zum größten Theil aber aus eigenen Mitteln bauen und solche an dem heutigen Tage durch den Herrn Superintendenten Schaubach und den Herrn Pfarrer Freißlich feierlich einweihen lassen und der Gemeinde übergeben. Den Bauriß und die glückliche Ausführung desselben danke ich dem Herrn Landbaumeister Döbner.

Bauerbach, den 26. September 1841.

Ludwig, Freiherr von Wolzogen,
königl. preußischer General der Infanterie a. D."

---

*) Irrthümlich statt 1693.

**) Irrthümlich statt 1745.

Dem Dank für diese hochedle Stiftung ihres Kirchenpatrons hat die Gemeinde auf einer dritten Tafel Ausdruck gegeben, welche einen gegenüberliegenden Pfeiler ziert.

Mit dem Dorfe Bauerbach ist der Name und die Geschichte eines Theils der Familie v. Wolzogen eng verknüpft. Der Aufenthalt Schiller's in Bauerbach bleibt nur ein Kapitel darin — freilich wohl das bedeutendste, ohne welches Bauerbach heute, nachdem das Gut seitdem in andere Hände überging, ein weltverlorenes Dorf wie so viele Tausend andere nur wäre. — — —

Bauerbach, auf der Wasserscheide zwischen Werra und Main gelegen, besteht aus ungefähr 400 meist armen Einwohnern. Es bildete in der alten Gauzeit einen Theil der Nordheimer Markung, ward dann ein Kammergut der Grafen von Henneberg, von denen es erst an die Familie von Eberstein, dann in den Besitz der Herren von Bibra kam. 1684 verkaufte es Herzog Bernhard I. von Meiningen, da Bauerbach jedoch dem reichsritterschaftlichen Verbande angehörte und als solches dem Kaiser unterthänig war, so kam es zwischen dem Herzog und dem Kaiser zu einem Prozeß. Dieser fand jedoch einen befriedigenden Abschluß, als im Jahre 1697 Hans Christoph II. von Wolzogen Bauerbach käuflich an sich brachte. Damit ward es dem Verbande wieder zurückgegeben, was nicht der Fall gewesen, wenn Bauerbach im Besitz des Herzogs geblieben wäre.

Es mag hier noch bemerkt werden, daß die reichsunmittelbare Ritterschaft, die in ihren Herrschaften alle Rechte der reichsunmittelbaren Fürsten besaß, sich in drei Ritterkreise theilte, den fränkischen, schwäbischen und rheinischen. Der fränkische Kreis zerfiel in die Cantone: Odenwald, Gebirg, Rhön und Werra, Steigerwald, Altmühl und Baunach. Anfang dieses Jahrhunderts begannen die Fürsten bereits die reichsunmittelbaren Ritter als Vasallen zu behandeln, bis mit

dem Zusammenbruch des Reichs 1806 diese sämmtlich ihrer eigenen Landeshoheit entkleidet wurden.

Die freiherrliche Familie von Wolzogen war, nachdem die Wirren des dreißigjährigen Krieges sie aus Oesterreich vertrieben hatten, wo sie bereits um die Mitte des 15. Jahrhunderts im Wiener Walde ansässig gewesen, durch den Ankauf von Bauerbach wieder seßhaft geworden und so dem traurigen Geschick so vieler von Haus und Hof vertriebener Adliger entgangen, die dann heimathlos und halb verschollen ihr Dasein beendeten. Außer Bauerbach hatte Hans Christoph II. von Wolzogen noch den Gülthof Oberharles und eine Besitzung im Dorfe Henneberg bald darauf erworben. Diese drei Besitzungen kamen an die „Bauerbacher Linie“, das 1710 erworbene Rittergut Mühlfeld gehörte der „Mühlfelder Linie“, in welche Linien sich nach dem Tode des Vaters die Familie theilte.

Für uns hat hier nur die Bauerbacher Linie der Wolzogens Interesse. Sie ward aus den sechs Söhnen zweiter Ehe des verstorbenen Freiherrn mit Juliane Auguste, geborenen v. Mordeisen, begründet. Die „eiserne Truhe mit den Familiendokumenten“ war an die Mühlfelder Linie gefallen.

Von den sechs Söhnen starben drei bereits im jugendlichen Alter. Die drei Ueberlebenden theilten sich in den Besitz. Wir beschäftigen uns hier nur mit Ernst Ludwig, dem eigentlichen Begründer der Bauerbacher Linie, dem Gemahl der edlen Beschützerin Schiller's. Er war am 7. Dezember 1743 geboren. Mit 19 Jahren kam er auf die Hochschule nach Jena. Hier hatte er das Unglück, in studentische Händel verwickelt zu werden, die seiner besorgten Mutter — der Vater war bereits vor sieben Jahren gestorben — viel Herzeleid bereiteten, ihm selbst aber eine einjährige Gefängnißstrafe zuzogen.

Es war an einem Augustmorgen, zwei Stunden nach Mitternacht, als eine Reihe meist angetrunkener Studenten

einer Demoiselle im Schlosse ein Ständchen bringen wollte. Unter den Sängern befand sich auch Wolzogen. Als die Schildwache gegen den Unfug einschreiten wollte, ging man vor das Fenster des wachthabenden Hauptmanns v. Raschau. Dieser bedeutete die Musensöhne, daß ihr Vorhaben wider allen Respekt gegen ein fürstliches Schloß sei. Da war es Wolzogen, welcher freimüthig erwiderte, daß hier kein Fürst residire, folglich auch diesem Schlosse kein besonderer Respekt zu erweisen sei. Inzwischen war es bereits zum Kampfe zwischen der Wache und den Studenten gekommen. Jetzt wurde Wolzogen mit noch acht anderen Commilitonen in's Gefängnis abgeführt. Wenige Tage darauf machte sich eine Gesandtschaft adeliger und bürgerlicher Studenten nach Allstedt auf, wo gerade Herzog Ernst August von Weimar Hof hielt, um die Freilassung der Gefangenen zu erwirken. Sie wurde gar nicht vorgelassen. Serenissimus, so hieß es, behielte sich die Entscheidung bis zu seiner Rückkehr nach Weimar vor. Die Haupträdelsführer, Wolzogen und ein Student Röder, hatte man inzwischen nach Weimar abgeliefert. Die anderen verblieben im Universitätskarzer zu Jena.

Interessant und für die damaligen Verhältnisse und Anschauungen höchst bezeichnend ist das Verfahren, das man gegen den armen Wolzogen einschlug. Er hatte sofort nach seinem Eintreffen in Weimar ein Schreiben an den Herzog gerichtet, worin er in demüthigen Worten um Verzeihung für seinen Jugendstreich bat. Bald darauf ging an die Regierung seitens des Herzogs ein Reskript ab, welches verordnete, den Röder freizulassen. Was den Wolzogen anbetraf, so solle man ihn vorladen und ihm seine arge Verwegenheit mit Nachdruck vorstellen, eben so wissen lassen, „daß wir in regard seines seeligen Vaters seine Bosheit mit 2000 Thaler bestrafen wollen, und daß er hernachmals, wenn er solche erlegt, des Arrestes befreit sein sollte". Ungehört ward der junge

Feuerkopf also verurtheilt. Die Mutter war nicht im Stande, ein so hohes Lösegeld zu beschaffen. Von allen Seiten verwandte man sich für den unglücklichen Wolzogen; der Besuch der Hochschule nahm auffallend ab. Grollend wandten die Studenten ihr den Rücken. Endlich ist es die weimarische Regierung selbst, die dem Landesfürsten ihre Bedenken vorträgt. „Es ist nicht ohne," berichtet sie am 18. Oktober 1743, „daß bei gegenwärtigem Vorfall die gesammte Akademie und, da die Frequenz derer studiosorum, absonderlich nobilium, von Tag zu Tage schwächer wird, Serenissimus Dominus Regens den mehrsten Nachtheil an höchst Ihro herrschaftl. Gefällen und revenuen leiden." Die Regierung bittet dann weiter, doch den Baron v. Wolzogen in Gnaden freizugeben, da zur Zeit sein „Verbrechen" noch immer nicht nachgewiesen sei.

Ein Vierteljahr überlegte der Landesfürst, dann schrieb er am 14. Januar 1744 an die tiefgebeugte Mutter, daß er aus ganz besonderer Gnade wolle Abstand von seiner ersten Forderung nehmen, er bestimme aber, daß ihm dafür „zwölf Stück veritable gute Müller-Büchsen" geliefert werden sollten. Diese Art Büchsen war in jener Zeit ein seltener und höchst kostspieliger Liebhaberartikel. Die Mutter bat auf's neue, man solle den Sohn freigeben, sie werde Alles aufbieten, die gewünschten Büchsen anzuschaffen. Als Antwort ließ ihr der Herzog durch seinen Geheimschreiber Anthoni mittheilen, wo die Müllerbüchsen zu haben seien.

Vergebliches Bemühen! Die Büchsen waren nicht zu beschaffen. Abermals reichte die arme Mutter ein Gesuch ein, worin sie ein bestimmtes Kapital anbot, da es für eine Dame doch zu schwierig sei, auf Gewehre „zu negociiren". Inzwischen hatte die Regierung nochmals auf den steten Rückgang der Hochschule Serenissimus aufmerksam gemacht. So kam der Mai, und mit ihm zogen auch weichere Frühlingsempfindungen in

die Brust des gestrengen Landesherrn. Am 25. Mai theilt er der harrenden Mutter mit, daß er sich mit einer Summe von 1000 Gulden rheinisch zufrieden geben wolle. Frau v. Wolzogen bezahlte davon 625 Gulden baar, für den Rest bat sie inständigst um eine halbjährige Stundung. Dafür behielt der Herzog den gefährlichen Verbrecher noch bis zum 4. September in Haft, an welchem Tage endlich die Stunde der Befreiung schlug. Er mußte noch einen Eid schwören, „daß er seine Liberation als eine Gnade ansehen würde". So trieb man im vorigen Jahrhundert Justiz in den deutschen Kleinstaaten!

Wolzogen ging nun nach Halle, wo er drei Jahre lang juristischen und philosophischen Studien sich widmete. Späterhin wohnte er mit seiner Mutter in Meiningen. Die beiden Brüder, welche das Geschick ihm noch gelassen hatte, starben ihm endlich auch noch, und so sah er sich nach dem Tode seiner Mutter (1755) als alleiniger Herr der drei oben genannten Besitzungen. Er ist darum auch als der eigentliche Begründer der Bauerbacher Linie zu betrachten. Die Stürme des siebenjährigen Krieges berührten ihn wenig. Zurückgezogen lebte er in Meiningen, mit besonderer Vorliebe in seinem Garten sich einer trefflichen Nelkenzucht hingebend. Das Gut im Dorfe Henneberg verkaufte er 1763 wieder, so daß ihm außer Bauerbach nur noch Ober-Harles blieb. Obwohl er eigentlich Staatsdienste niemals leistete, ward er doch 1764 zum Geheimen Legationsrath ernannt. Neun Jahre später wurde er zum Mitglied des Ausschusses vom Ritterkanton Rhön und Werra erwählt. Zur Ablegung des nöthigen Eides reiste er nach Schweinfurt. Nach seiner Rückkehr erkrankte er stark. Noch bis zum Sommer des nächsten Jahres trug er das immer heftiger auftretende Leiden, bis er am 1. Juli 1774 sein stillbeschauliches Leben beschloß. Er ward in der Kirche zu Bauerbach beigesetzt.

Am 6. Januar 1762 hatte sich Wolzogen mit dem Frei-

fräulein Henriette Marschalk v. Ostheim, welche damals erst $16^1/_2$ Jahre alt war, vermählt. Die Ehe war überaus glücklich. Beides waren vornehme, höheren Interessen sich zuwendende Naturen. Henriette war keine eigentliche Schönheit, aber die Anmuth und Milde ihrer Züge und ihres Wesens nahmen bald gefangen. Der Litteratur mit vollem Herzen zugewandt, erhob sie sich weit über den Ideenkreis und die Anschauungen der Gesellschaft, aus der sie stammte und in der sie großgezogen war. Sechs Kinder waren ihrer Ehe entsprossen, mit denen sie frühzeitig allein in der Welt stand. Wie eine wahre Mutter hat sie, trotz einer beschränkten Vermögenslage, für dieselben gesorgt, sie standesgemäß zu erziehen, dabei immer mit regem Geiste und feuriger Seele den Erscheinungen in Kunst und Litteratur folgend, bei aller rührender Mütterlichkeit eine frei und groß empfindende Frau, die nicht immer ängstlich die Formen des Althergebrachten achtete, sondern kühn sich darüber hinwegsetzte in kräftig sich bethätigender, schöner, hoher Menschlichkeit.

Das hat ihr manchen Vorwurf und herben Tadel eingebracht, aber sie niemals irre gemacht in Dem, was sie für gut und richtig hielt. Selbst Hofrath Reinwald, der spätere Schwager Schiller's, der Frau v. Wolzogen hoch verehrte, konnte ihr doch nicht in seiner pedantischen, allem ungebundenen Genie argwöhnisch gegenüberstehenden Art folgen. So schrieb er einmal unter Anderem an Schiller's Schwester, seine zukünftige Frau: „Lebten wir noch das alte Schäferleben, uns würde das ihrige (Frau v. W.) minder anstößig seyn und wir wollten bald hier, bald da, wo gute Weide wäre, unser Zelt aufschlagen. Aber nach unserer jetzigen Einrichtung gestimmt, kommen uns die Arcadier wie halbe Wilde vor. Der, den ich liebe, kann zwar Freundschaft, Menschenliebe und Gutthätigkeit bei der Fr. v. W. lernen, aber Ordnung und Beständigkeit lernt er wo anders.“

Daß sich grade damals so eigenartig-selbstständige Frauennaturen unter den Adelsgeschlechtern entwickelten, die aus dem meist wüsten, kraftgenialischen, aber auch rohen Treiben der Schloßherren in Kunst und Philosophie ihre Zuflucht suchten, darf nicht Wunder nehmen. Erzwungene Ehe, Verwilderung und Vermögenszerrüttung daheim, Alles dies erfüllte edlere Frauengemüther mit Ekel und Abscheu und zwang sie zur Abkehr von solchem Treiben. Nicht daß es überall so gewesen wäre, es gab auch noch gesittete, liebenswürdige Häuser echter Edelleute. Im Großen und Ganzen aber sah es in diesen reichsritterlichen Familien zu jener Zeit sehr merkwürdig aus. Kraftgenie und Verworfenheit, Lüderlichkeit, Völlerei und christliche Bescheidenheit grenzten oft hart aneinander. Fast schien es, als fühlten diese das Volk bedrückenden kleinen Herren, die wie Fürsten Leben und Tod ihrer gepeinigten, armen Unterthanen in der Hand hielten, daß die Tage ihrer Macht gezählt seien. Kräftig dieselben ausklingen zu lassen, stürmten sie durch's Leben, rücksichtslos gegen Alles, was sich ihnen in den Weg etwa stellte, rücksichtslos gegen sich selbst, ihre Ehre, Gesundheit und Vermögen. Schiller lernte selbst während seines Aufenthaltes in Bauerbach zwei solche grundverschiedenen Adelsfamilien kennen, die Herren v. Bibra und Stein.

Er schreibt einmal darüber sehr treffend: „Schuhe, Möbel, alle Bedürfnisse des Lebens und fast alle des Luxus werden auf dem Gute erzeugt und fabrizirt, Vieles von den Händen der Frauen, wie die Prinzessinnen in der Bibel und in den Zeiten der Chevalerie zu thun pflegten. Die äußerste Reinlichkeit, Ordnung (selbst nicht ohne Glanz und Schönheit) gefällt dem Auge, von den Fräulein sind einige schön und alle sind einfach und wahr wie die Natur, in der sie leben. Der Vater (Herr v. Bibra) ist ein wackerer, braver Landjunker, ein vortrefflicher Jäger und ein gutherziger Wirth, auch ein burschi-

koser Tabakskompagnon. Zwei Stunden von da sieht man auf einem anderen Dorfe just das Gegentheil. Hier wohnt der Kammerherr v. Stein — — mit einer Frau und neun Kindern auf einem hochtrabenden, fürstlichen Fuß. Hier ist statt eines Hauses ein Schloß, Hof statt Gesellschaft, Tafel statt Mittagessen. Herr v. Stein ist ein imposanter Mensch von sehr vielen, guten und glänzenden Eigenschaften, voll Unterhaltung und Anstand, dabei ein Libertin im hohen Grade."

Es war derselbe Herr v. Stein, der während einer Kaiserkrönung in Frankfurt am Main 50,000 Gulden verschwendete, der dem Kaiser das Grafendiplom mit den stolzen Worten zurücksandte, er zöge es vor, lieber ein alter Freiherr als ein neuer Graf zu sein. Toll muß es damals unter der Reichsritterschaft hergegangen sein. Händel aller Art, Bälle, Liebesabenteuer, Duelle, hohes Spiel, lebenbedrohende Jagden und Ritte, kostspielige Reisen auf der einen Seite, auf der anderen echte, tiefe Frömmigkeit, fein abgezirkelte Formen, humanistischer Aufschwung, thränenselige Empfindsamkeit. In diesen Kreisen war Frau v. Wolzogen groß geworden, ebenso wie Frau v. Stein, die Beide in dem Leben Schiller's eine mehr oder minder bedeutsame Rolle spielen.

Bald nach dem Tode ihres Gatten hatte Frau v. Wolzogen das bereits recht baufällige Gutsgebäude zu Bauerbach verkauft und dafür ein Bauernhaus erworben, in welchem sie fortan für Wochen abstieg, wenn die Pflichten der Verwaltung sie aus Stuttgart hierher riefen. In diesem Hause sollte Schiller Aufnahme finden. Durch ihren Bruder, dem württembergischen Oberforstmeister Dietrich Marschalk von Ostheim, war Frau v. Wolzogen der Gräfin Franziska v. Hohenheim, nachmaligen Herzogin von Württemberg, näher bekannt geworden, und diese hatte auch dafür gesorgt, daß sämmtliche Söhne der so frühzeitig zur Wittwe gewor-

denen Frau fast unentgeltliche Aufnahme in der Karlsschule zu Stuttgart fanden. So lebte denn Henriette v. Wolzogen den größten Theil des Jahres in der württembergischen Hauptstadt. Hier lernte sie Schiller's würdige Eltern auf der nahen Solitude kennen, hier begann das erste Interesse für den angehenden Dichter, der ja zugleich ein Schul- und Studiengenosse ihres ältesten Sohnes Wilhelm war, zu erwachen. Wer hätte damals wohl ahnen können, daß diese Beiden dereinst so eng verwandt durch die Heirath zweier Schwestern werden sollten?!

Mit wahrhaft kindlicher Liebe hing Schiller an seiner Beschützerin. War sie es doch gewesen, die den Dichter, als er zum zweiten Mal heimlich nach Mannheim entwich, dort einer Aufführung seiner „Räuber" beizuwohnen, nur in Gesellschaft von Schiller's Wirthin, Frau Hauptmann Vischer, begleitete. Und dieselbe Frau, die selbst mit Sorgen für ihre Kinder kämpfte, welche noch eine Pflegetochter erzog, schwankte jetzt nicht, dem Dichter hülfreich die Hand zu bieten, als der eiserne Druck eines fürstlichen Tyrannen immer unerträglicher seine nach Freiheit und Ruhm dürstende Seele belastete. Sie überlegte nicht lange, daß sie sich zur Mitschuldigen in den Augen eines Fürsten machte, der gnädigst ihren eigenen Kindern Erziehung und Unterkunft bot. Sie fühlte nur mit dem gemarterten Dichter und daß hier ein Ausweg geschaffen werden mußte, einem aufringenden Genius die freie, ungehemmte Bahn in die Welt vorzubereiten. Schiller's Vater hatte Recht, wenn er einmal sagte, daß das Handeln dieser seltenen Frau „aus lauter Gutheit" fließt; Reinwald aber, der kühler Menschen und Dinge Betrachtende, glaubte solches Handeln nicht besser als mit „unbeständig und schwach" zu charakterisiren. Als für Schiller keine Hülfe mehr zu erwarten stand, bot Henriette v. Wolzogen dem aus der Heimath flüchtenden Jüngling das weltstille Bauerbach als

vorläufigen Ruhehafen an. Für Alles, so hatte sie bestimmt, sollte während seines Aufenthalts Sorge getragen werden. —

Als Dr. Ritter ging Friedrich Schiller Ende November in „die Welt".

Es war in der ersten Dezemberwoche 1782, als der Hofrath Reinwald in Meiningen ein Brieflein aus dem „Gasthause zum Hirschen" folgenden Inhalts empfing: „Ein Fremder vom Stuttgardt, der vor einer halben Stunde hier eintraf und Ihnen vielleicht schon bekannt ist, wünscht das Vergnügen zu haben, Sie zu sprechen; weil er aber wegen Sicherheit seiner Person in cognito bleiben muß, so werden Sie so gütig sein, zu bestimmen, wo wir beide am ruhigsten bei einander sind." Eine Unterschrift trug dieses Schreiben nicht.

So hielt Schiller seinen Einzug im Meininger Land. Der erste Mensch, an den er, der Flüchtling und Verfolgte, sich in seiner Sehnsucht nach einem mitfühlenden Herzen wandte, sollte ihm Berather, Freund und endlich Schwager werden. Von Meiningen aus fuhr er nach Bauerbach mit dem festen Vorsatz, fortan „entsetzlich viel zu arbeiten". Allen Zerstreuungen gedachte er auszuweichen. „Die Osterwoche mag sich Angst darauf sein lassen!" ruft er aus. Der dichterischen Pläne wogten ja viele in seinem Kopfe.

Der Abend dämmerte schon hinter den verschneiten Waldbergen herauf, als Schiller in Bauerbach anlangte. Tiefer Schnee auf den Straßen, Gärten und Hütten, alles eingehüllt in eintönig schimmerndes Weiß. Da und dort ein aufblitzendes Licht. Fremd das Land, unbekannt die Menschen! Endlich hielt der Wagen vor dem schlichten Hause, das für die nächste Zeit den mit Noth und Schmerzen kämpfenden Dichter bergen sollte. Der Verwalter Vogt, der zugleich Schultheiß und Lehrer des armen Dörfchens war, nahm den Begleitbrief Schiller's in Empfang und geleitete ihn hierauf in die für ihn bestimmten Räume. Wohlige Wärme strömte

ihm der breite Kachelofen entgegen, der Sorgenstuhl daneben lud ein zum Ausruhen und Stillgenießen. Da saß er nieder, der aus dem sonnigen Schwaben in dieses rauhe, unwirthliche Waldthal Vertriebene, im gesicherten Versteck zwar, aber ein Fremdling, fortan auf sich nur angewiesen, er, dessen Feuerseele am liebsten die ganze Welt umarmt hätte. Vergangenheit und Zukunft wogten vor ihm auf und nieder. Er fühlte sich froh, dankbewegt, und dann kam wieder mit der Erinnerung an den letzten Aufenthalt in Mannheim die volle Bitterkeit über ihn. An seinen Freund Streicher schreibt er zum Schluß des Briefes: „Wenn man die Menschen braucht, so muß man ein Hundsfott werden oder sich ihnen unentbehrlich machen. Eines von beiden, oder man sinkt unter. Behalten Sie diese praktische Wahrheit vor Augen, die Ihrem unerfahrenen Freund nur zu viel gekostet hat."

Arbeiten! Verdienen, vergessen lernen, die Fülle auferlegter Verpflichtungen allmählich vermindern, erleichtern! Das ist jetzt das nächste Ziel des jugendlichen Dichters. Reinwald, an den er durch Henriette v. Wolzogen warm empfohlen ward, muß ihm Bücher besorgen, geschichtliche, poetische, philosophische Schriften. „Fiesco" wird noch einmal vorgenommen, „Luise Millerin" (Kabale und Liebe) vollendet; er beginnt an „Don Carlos" zu arbeiten, das Studium der Geschichte Schottlands bereitet ihn auf seine „Maria Stuart" vor. Zuweilen trifft er mit dem vorläufig einzigen Bekannten, Hofrath Reinwald, auf halbem Wege in dem freundlich im Werragrunde gelegenen Dorfe Untermaßfeld zusammen, dessen interessantes, altes Schloß — heute Zucht- und Arbeitshaus — einst den Grafen von Henneberg gehörte, und in dem Wolfram von Eschenbach zum Ritter geschlagen wurde. Der gute, diensteifrige und gewissenhafte Reinwald muß ihm jetzt Alles sein. Ihn macht er zum Vertrauten seiner dichterischen Pläne, er muß dem Dichter Bücher und Zeitungen besorgen,

ihm berichten, ob man draußen in der Welt auch von Schiller spricht. Heißhungrig sehnt sich der Einsame nach Mittheilungen von draußen. „Wenn ich meinen Namen in der Zeitung lese, so erfahre ich, daß ich noch lebe,“ schreibt er. Und ein andermal bittet er: „Sammeln Sie doch recht sehr viele Nachrichten über meinen „Fiesco“ ein, und gedruckte Urtheile schicken Sie mir. Vielleicht ist schon jetzt in Gotha- oder Erfurtischen Zeitungen was davon eingerückt. Fragen Sie nach meinen „Räubern“ und der Anthologie. Daß ich an einem „Carlos“ arbeite, können und dürfen Sie sagen.“

Der Glaube, nun in vollste Seelenruhe sich eingewiegt zu haben, sollte sich dem Dichter bald als trügerisch erweisen. Als bald nach Weihnachten Henriette v. Wolzogen, selbst noch eine anmuthige, 35jährige Frau, mit ihrer aufblühenden, 16jährigen Tochter Charlotte in Bauerbach plötzlich eintrifft, ist Schiller auf's Tiefste erregt. Sah er doch liebe Menschen wieder, Erinnerungen aus der Heimath, die verehrte Frau, an der sein Herz so warm hing, die keusche Mädchenblüthe, deren sanfte Schönheit ihn in Stuttgart schon so angezogen hatte. Er ist außer sich vor Freude und als die beiden Frauen im Januar nach dem benachbarten Waldorf abreisen, da entspinnt sich ein lebhafter schriftlicher und persönlicher Verkehr. Die Arbeit scheint vergessen. Dankbarkeit, Freundschaft und Zuneigung nehmen sein ganzes Fühlen gefangen. Des Gefühls der Liebe für Charlotte ist er sich noch nicht völlig bewußt. Rangunterschied, seine eigene abhängige, dürftige Lage drängen vorläufig noch jeden ernsteren Wunsch auf den Besitz dieses Mädchens zurück. Noch vermißt er auch die Mutter, seit sie Bauerbach verlassen. „Seit Ihrer Abwesenheit,“ schreibt er, „bin ich mir selbst gestohlen. Es geht uns mit großen, lebhaften Entzückungen, wie demjenigen, der lange in die Sonne gesehen. Sie steht noch vor ihm, wenn er das Auge längst davon abgewandt. Sie glauben nicht, wie nöthig

es ist, daß ich edle Menschen finde. Diese müssen mich mit dem ganzen Geschlechte wieder versöhnen, mit welchem ich mich beinahe überworfen hätte. Ich hatte die halbe Welt mit der glühendsten Empfindung umfaßt, und am Ende fand ich, daß ich einen Eisklumpen in den Armen hatte."

Der Januar war noch nicht zu Ende, da verließ Frau v. Wolzogen mit ihrer Tochter wieder das Meininger Land und kehrte nach Stuttgart zurück. Ein Wiederkommen war für den Monat Mai in Aussicht gestellt worden. „Ich wünschte," schrieb damals Schiller, „daß die Zeit alle ihre Geschwindigkeit bis auf den Mai zusetzte, damit sie hernach desto abgematteter ginge. Es ist schrecklich, ohne Menschen, ohne eine mitfühlende Seele zu leben, aber es ist auch ebenso schrecklich, sich an irgend ein Herz zu hängen, wo man, weil doch auf der Welt nichts Bestand hat, nothwendig einmal sich losreißen und verbluten muß."

Wieder geht's an die Arbeit. Aber die vierzehn Wochen Wartezeit dünken ihn doch entsetzlich lang. Er sehnt sich immer wieder nach Menschen, nach dem Frühling. Dann legen sich wieder schwere Wolken auf sein Gemüth. Er gedenkt der fern von ihm krank darnieder liegenden Mutter, der bitteren Stunde, wo daheim die hoch aufgelaufenen Schulden bekannt werden mußten, neues Trübsal weckend. Die Besorgniß, daß sein Aufenthalt verrathen werden könnte, treibt ihn zu allerlei Listen und Verheimlichungen. Er spielt mit seinem Freunde Streicher geradezu Versteck, er richtet an Frau v. Wolzogen nach Stuttgart einen Brief, den er aus Hannover datirt. Alle diese widerstreitenden Empfindungen werden aber in demselben Augenblicke zurückgedrängt, als er erfährt, Wolzogens werden zusammen mit einem Herrn v. Winkelmann, ebenfalls einem ehemaligen Zögling der Karlsschule, nach Bauerbach im Mai kommen. Er ahnt gewisse Beziehungen und zum ersten Male fühlt er, daß Char=

lotte, mehr als er vielleicht selbst bisher gewußt, in seinem Herzen wohnt. Vergeblich versucht er in einem „pressant" bezeichneten Briefe die aufschießende Eifersucht hinter der Maske einer Besorgniß um sein Inkognito zu verbergen. Natürlich muß er, der „verkappte Ritter", weichen, ehe die Damen mit ihrem Besuche nach Bauerbach kommen, denn sein bisher so gut verwahrtes Geheimniß stände dabei auf dem Spiele. Und in demselben Athemzuge schreibt er: „Mein Freund wird er nicht, oder gewisse zwei Personen müßten mir gleichgültig werden, die mir so theuer wie mein Leben sind." „Antworten Sie mir mit dem bäldesten!" schließt er in höchster Aufregung und Erwartung. Bald kann ihm die Freundin mittheilen, daß der gefürchtete Besuch nicht mitkommen wird. Da erst legen sich die Wogen. Schiller gewinnt wieder seine Fassung und vermag weiter zu arbeiten.

Während die Gestalten seines künftigen „Carlos" ihm immer plastischer, greifbarer erschienen, näher traten, gleichsam als wollten sie ihn mahnend anspornen, beschäftigt die Vollendung der „Luise Millerin" von Morgens früh bis in die tiefe Nacht hinein den schaffensfreudigen Dichter. „Guten Morgen, lieber Freund!" ruft er Reinwald zu. „Meine Luise Millerin jagt mich um 5 Uhr aus dem Bette. Da sitz ich, spitze Federn und käue Gedanken." Sein „Fiesco" war inzwischen im Druck erschienen und hatte überall großes Aufsehen erregt. Und jetzt schrieb auch Dalberg, der Leiter der Mannheimer Hofbühne, wieder an Schiller in verbindlichen Worten um Entschuldigung, für die verletzende Behandlung bittend, die er dem Dichter hatte angedeihen lassen. Auch nach dem neuen Drama erkundigte er sich angelegentlich. Schiller traute seinen Augen nicht und fragte bei dem Regisseur Meyer an, ob ein „dramatisches Unglück" in Mannheim geschehen sei. An Dalberg aber erwiederte er mit höflicher Diplomatie, es freue ihn sehr, daß er „noch einiges Vertrauen

zu seiner Feder habe", eine neue Enttäuschung aber zu vermeiden, gestatte er sich, auf eine Reihe Fehler seiner „Luise Millerin" aufmerksam zu machen. Dalberg hingegen antwortet darauf verwundert, daß diese Fehler nur „Tugenden für die Bühne wären" und bittet um theatermäßige Bearbeitung des Stückes. Schiller athmet auf und macht sich flugs daran, diese Neuerungen in dem Drama vorzunehmen, so schwer ihm eine nochmalige Umänderung auch wurde.

Wie sehr Schiller sich nach dem Frühling sehnte, der ihm gedoppelte Schaffenskraft und eine Befreiung aus seiner engen, stillen Zelle bringen sollte, geht aus vielen Briefen hervor. „Liebste Freundin!" schreibt er einmal nach Stuttgart, „heute haben wir einen so trefflichen Frühlingstag, daß mir die ganze Zukunft — die so angenehm vor mir liegt — zu Gedächtniß kommt. Wie werth müssen solche Tage alsdann seyn, wenn sie ihre Farben von der Freundschaft entlehnen. Ich mache einen Ausflug auf den Berg und das Wäldchen. Vielleicht schieß ich einen Raubvogel."

Doch noch einmal kam der Schnee und hüllte Alles ein. Selbst die Zusammenkünfte mit Reinwald geriethen dadurch ins Stocken. Seine einzige Abwechslung ward ihm jetzt nur dann und wann ein Schachspiel mit dem Verwalter Vogt. An solchen Tagen kam ihm die erdrückende Eintönigkeit des Landlebens recht zu Bewußtsein und er durfte der Freundin klagend gestehen: „Einsamkeit, Mißvergnügen über mein Schicksal, fehlgeschlagene Hoffnungen und vielleicht auch die veränderte Lebensart haben den Klang meines Gemüths, wenn ich so reden darf, verfälscht und das sonst reine Instrument meiner Empfindung verstimmt."

Aber der Schnee weicht, junges sprossendes Leben regt sich überall. Auch von Schiller weicht der Trübsinn. „Jetzt, bester Freund," schreibt er, „fangen die herrlichen Zeiten bald an, worinnen die Schwalben auf unsern Himmel und Em-

pfindungen in unsere Brust zurückkommen. Wie sehnlich erwarte ich sie!"

Vor dem Hause, das der Dichter bewohnte, beginnt der Maulbeerbaum zu grünen, in dem Gezweig der Buchen auf den Bergen regt es sich heimlich; weichere Lüfte gehen einher, es singt und jauchzt überall. Auch in der Brust des Dichters hebt ein Jauchzen an. Am 14. April 1783 schrieb er an Reinwald: „Bauerbach. Früh in der Gartenhütte. In diesem herrlichen Hause des Morgens denk' ich an Sie, Freund — und meinen „Carlos". Meine Seele fängt die Natur in einem entwölkteren, blankeren Spiegel auf, und ich glaube, meine Gedanken sind wahr. Prüfen Sie solche!" Und er entwickelt nun dem älteren Freunde voll hinreißender Begeisterung philosophisch-ästhetische Grundsätze, Gedanken, die ebenso durch ihre Kühnheit als Eigenart überraschen und blenden.

Ja, er lebte auf, wie die Blume, welche sich unter dem erlösenden Kusse warmen Frühlingssonnenscheins entschleiert. Hinein ging's in die Berge und lieblichen Thalschluchten, zu den Ruinen und fürstlichen Sommersitzen der Umgebung, in das prächtige, so reich an landschaftlichen Bildern sich zeigende Werrathal. Ueberall öffneten sich dem Dichter stille, verschwiegene Waldpfade und offene Wege, von denen das Auge weit in die Bergwelt der Rhön schauen konnte. Häufig klopfte er auch bei den Pfarrern der Umgebung an, sich an dem patriarchalischen Wesen, der ungeschminkten, feinen und edlen Denkart erfreuend. Besonders gern hielt er in Bibra beim Pfarrer Freißlich Einsprache. Hier blieb er oft bis in die Nacht hinein. Sie Alle waren zumeist Schüler Lessing's und begeisterte Anhänger seines „Nathan". Da gab es manche Meinungsverschiedenheiten zu bekämpfen, und schnell flohen die Stunden dahin.

Doch auch sonst bethätigte Schiller seine erwachende

Freude am Dasein, am Landleben. Eine Kegelbahn mitten im Garten ward angelegt, neue Anlagen entstanden; bald holte man ihn im Dorfe als Rechtsbeistand, bald als Medicus. Das Haus erfordert allerlei Veränderungen, der Verkehr mit Reinwald wird, je enger sich die Freunde aneinander schließen, reger, „Don Carlos" drängt — kurzum, der Dichter war ein so viel beschäftigter Mensch plötzlich geworden, daß ihn selbst ein Gerücht, Lotte v. Wolzogen habe sich verlobt, nicht mehr aus der Fassung bringen kann. Und so kommt der Mai, der Wonnemonat, der Jedem was bringt. Auch unserem Dichter.

Eines Tages zieht sich vom äußersten Ende des Dorfes bis zu dem schlichten Gutshause eine Allee lichtgrüner, lustig im Sonnenwinde wehender Maien, eine Ehrenpforte prangt am Hofe, festlich geschmückt steht das alte, verwetterte Kirchlein. Henriette v. Wolzogen hält mit ihrer Tochter unter Freudenschüssen und Jubelrufen ihren Einzug in Bauerbach. Vom Hause gehts hinüber zur Kirche, wo sie von einer Kapelle von Blasinstrumenten überrascht werden. Der Pfarrer hält eine freudig bewegte Empfangsrede, Abends beschließt eine Tanzfestlichkeit den schönen Tag. Alles dies ist Schiller's Werk. Wie ein Kind freut er sich ob des gelungenen Festes. Noch später erstaunte er selbst, daß „in dem barbarischen Bauerbach dergleichen geschehen".

Nur wenige Tage lebte er ungetrübten Glückes. Dann bat er um Reinwald's Besuch. „Ich sehne mich nach Ihnen, lieber, guter Mann, und habe es nöthig, neue Gluth und neuen Genuß in Ihren Armen zu sammeln." Was war geschehen? Was kommen mußte, was unausgesprochen schon längst zwischen Schiller und seiner edlen Schützerin lag. Frau v. Wolzogen hatte, der wachsenden Leidenschaft des Dichters für ihre Tochter einen Damm zu setzen, diesem ein Tagebuch Lotte's gezeigt, woraus er ersehen mußte, daß ihr

unschuldiges Herz bereits einem Anderen gehörte — Herrn v. Winkelmann. Zugleich händigte sie dem Dichter einen Brief ihres Sohnes Wilhelm ein, worin derselbe großsinnig den Studiengenossen und Jugendfreund um Schutz für seine Schwester und ferner Schiller um seine offene Meinung über den Herrn v. Winkelmann bat. Wahrhaft edel war die Antwort des Dichters, die er — vielleicht mit blutender Seele — an Wilhelm schrieb: „Sie haben mir Ihre Lotte anvertraut, die ich ganz kenne. Ich danke Ihnen für diese große Probe Ihrer Liebe zu mir. Glauben Sie meiner Versicherung, bester Freund, ich beneide Sie um diese liebenswürdige Schwester. Noch ganz wie aus den Händen des Schöpfers, unschuldig, die schönste, reichste, empfindsamste Seele und noch kein Hauch des allgemeinen Verderbnisses am lauteren Spiegel ihres Gemüths — und so kenne ich Ihre Lotte und wehe Demjenigen, der eine Wolke über diese schuldlose Seele zieht! — Ihre Mutter hat mich zu einem Vertrauten in einer Sache gemacht, die das ganze Schicksal Ihrer Lotte entscheidet. Sie hat mir auch Ihre Denkungsart über diesen Punkt entdeckt. Einem so zärtlichen Bruder kann es nicht gleichgültig sein, auch eines Freundes Rath in einer so wichtigen Sache zu hören."

„Ich kenne den Herrn v. W . . . . n. Einige Kleinigkeiten, die jetzt zu weitläufig und für Sie zu unwichtig wären, haben uns unter einander mißgestimmt; dennoch glauben Sie es meinem aufrichtigen, unbestochenen Herzen, er ist Ihrer Schwester nicht unwerth. Ein sehr guter und edler Mensch, der zwar gewisse Schwachheiten, auffallende Schwachheiten an sich hat, die ich ihm aber mehr zur Ehre als zur Schande anrechnen möchte. Ich schätze ihn wahrhaftig, ob ich schon zur Zeit kein Freund von ihm heißen kann. Er liebt Ihre Lotte, und ich weiß, er liebt sie wie ein edler Mann, und Ihre Lotte liebt ihn wie ein Mädchen, das zum ersten Male liebt."

Schiller glaubt nicht an eine tiefere Zuneigung Charlotte's für seinen Nebenbuhler. Er tröstet sich insgeheim, daß es nur eine vorübergehende romantische Laune ist, wie solche jedes Mädchen einmal hegt. Zeigt doch auch seine Lotte durchaus nichts von anwandelnder Sehnsuchtsschwermuth! Sie ist allzeit heiter, sorglos, ihm eine liebe Gesellschafterin zu allen Tagesstunden, im engen Gartenhüttchen, draußen am Wiesenbach, wo sie gemeinschaftlich Blumen pflücken, lachen, singen, droben auf den heimlichen Waldpfaden der Berge, wo sie Hand in Hand wandeln im heimlichen Rauschen der Buchen, im Herzen des Himmels Sonnenschein. Aus ihrer vertraulichen Art zu ihm, ihrem Lächeln, ihren Blicken, aus ihrem ganzen lieben, guten Wesen glaubt Schiller immer deutlicher zu lesen, daß ihr Herz ihm gehört, und wenn sie so in ihrem lichten, schlichten Sommerkleid vor ihm herschwebt, da möchte er aufjauchzen in seliger Freude. Und nun geschah noch etwas, diese Stimmung zu erhöhen. Durch einige wenig zarte Aeußerungen hatte Herr v. Winkelmann die Gunst der Familie v. Wolzogen arg verscherzt. Wilhelm schrieb dies nach Bauerbach; man war empört. Schiller aber antwortete dem Freunde nach Stuttgart: „Wir haben Ihre liebe Schwester beinah' vierzehn Tage bei uns gehabt und mit dem größten Vergnügen beobachtet, daß eine ansehnliche Provinz ihres Herzens dem bewußten Götzen noch nicht erb- und eigenthümlich gehört. Im Ernst, lieber Freund, Ihre gute Lotte ist so melancholisch nicht, als die Eigenliebe gewisse Personen zu bereden scheint." Er bittet am Schluß des Briefes den Freund, dem impertinenten Liebhaber eine tüchtige Antwort zu geben.

Trotzdem aber wogen immer wieder „streitende Gedanken" durch des jungen Dichters Brust. Neigung und Pflicht, Dankbarkeit und Erkenntniß der eigenen Unsicherheit seiner Lebensstellung, dies Alles läßt ihn nicht mehr aus den

schwankenden Gefühlen herauskommen. Alles will er verschließen, was er in tiefster Seele hofft und empfindet, und dann lodert es wieder empor in seinen Blicken, seinen Worten, in den Briefen, welche er in jenen Tagen schreibt. Und mit ihm leidet alle Qualen Henriette v. Wolzogen, die an ihm, dem Dichter und Menschen, mit herzlicher Theilnahme hängt. Sie wußte, daß Schiller noch lange nicht an eine Verbindung mit ihrer Tochter denken durfte, sie allein wußte aber auch, daß ihre Lotte nicht mit jener Liebe Schiller umfaßte, wie der Dichter glaubte jede Stunde zu fühlen, wie es nöthig war, um dem Herzensbund dauerndes Glück zu leihen. Alles sprach hier nur: Trennung. Schiller aber wieder hinauszustoßen in die rauhe Welt, dazu konnte sich ihr Herz nicht verstehen. So blieb nichts anderes übrig, als Lotte aus diesem kleinen Kreise zu entfernen. Ein gütiges Geschick kam ihr entgegen.

Lotte war bisher durch Vermittlung der Herzogin von Gotha in einer Pension gewesen, in der es ihr jedoch so wenig behagt hatte, daß man ihr die Erlaubniß eingeräumt hatte, im Januar nach Stuttgart zum Besuch ihrer Mutter zu reisen. Nun sollte sie wieder nach Gotha zurückkehren, schon aus Rücksicht gegen die gütige Herzogin, welche damit eine Sorge der Frau von Wolzogen abzunehmen gedachte. In Meiningen sollte sich die Angelegenheit entscheiden. Schiller war außer sich. Er drang in die Tochter und beschwor die Mutter, den Plan aufzugeben, selbst auf die Gefahr hin, die Herzogin zu betrüben. Kaum sind beide Frauen nach Meiningen abgereist, so schreibt er in leidenschaftlicher Erregung an die Mutter: „Heute wünsche ich Ihnen die Stimme eines Donners, die Festigkeit eines Felsens und die Verschlagenheit der Schlange im Paradiese. Mein Herz ist zwischen Ihnen und unserer Lotte, und begleitet sie bis in’s Zimmer der Herzogin. Denken Sie daran, daß Sie nichts als elende hundert Thaler daran

setzen, aber für sich und die Lotte und auch für mich Alles zu gewinnen haben. Sagen Sie die ganze Pension ab, so will ich alle Jahr eine Tragödie mehr schreiben, und auf den Titel setzen: ‚Trauerspiel für die Lotte'". Er gedenkt am Tage der Rückkehr den Frauen bis Untermaßfeld entgegenzukommen. „Bis dahin lebe ich einen langen, traurigen Tag. Also um 7 Uhr bei der Pächterin und die Neuigkeit mit Ihnen, daß Lotte von der Amtmännin wegkommt." Er fügt diesem Briefe, aus dem jedes Wort überquellende Sehnsucht verräth, Blumen für die Geliebte bei, und als bedürfe diese Gabe noch einer Erläuterung, setzt er als Nachschrift zu: „Diese Blumen schicke ich der Lotte!"

Doch die Frauen treffen nicht ein, wohl aber statt ihrer ein Brief, der den ungeduldigen Dichter noch ein paar Tage warten heißt. Er antwortet am 30. Mai: „Zwei Tage muß ich also noch durchwaten, ehe ich Sie sehe. Das ist schrecklich. Kaum freue ich mich ein wenig, daß der heutige sich beurlaubt, und nun stehen mir noch achtundvierzig Stunden bevor." Er öffnet der älteren Freundin sein ganzes Herz, bekennt, wie Leidenschaft und heißer Drang sein Denken und Sinnen zerstören. „Ich fürchte mich selber in meinen Briefen. Entweder red ich darin zu wenig, oder mehr, als Sie hören sollen und ich verantworten kann." Frau v. W. hatte in ihrem Briefe eine Warnung bezüglich seines Inkognitos mit einfließen lassen. Auch das läßt ihn jetzt völlig gleichgültig. „Jetzt liegt mir auch an diesem nichts mehr!" schreibt er. „Es war eine Zeit, wo mich die Hoffnung eines unsterblichen Ruhmes gekitzelt hat. Jetzt gilt mir Alles gleich und ich schenke Ihnen meinen dichterischen Lorbeer in die nächste Boeuf à la Mode und trete Ihnen meine tragische Muse zu einer Stallmagd ab. Ich möchte mit meiner Leonore sprechen: Laß in Staub uns werfen all' dieses prahlende Nichts. Laß in romantischen Fluren ganz der Freundschaft uns leben!"

Statt „Liebe", wie es im „Fiesco" heißt, hat der Dichter aber doch zurückhaltend „Freundschaft" gesetzt. Sein Sinn ist umdüstert. Er bittet seine Beschützerin, daß sie ihm den „Messias" und „Ossian" mitbringe. Die Schwermuth des letzteren spiegelt jetzt sein ganzes Innere. Allem gedenkt er zu entsagen, der Welt und dem Ruhm. „Daß ich bei Ihnen bleibe und wo möglich begraben werde, versteht sich. Nur das ist die Frage, wie ich bei Ihnen auf die Dauer meine Glückseligkeit gründen kann. Aber gründen will ich sie, oder nicht leben, und jetzt vergleiche ich mein Herz und meine Kraft mit der ungeheuersten Hinderniß und ich weiß es, ich überwinde sie."

Frau v. Wolzogen kehrt aus Meiningen zurück — ohne Charlotte. Diese ist nun doch in der gefürchteten Pension untergebracht worden. Doch schon zu Pfingsten trifft sie wieder in Bauerbach ein. Wer war glücklicher als Schiller? Er tanzt und spielt mit ihr Schach, Dame und Tarock, wieder geht es in die Berge; an die Arbeit, seine „Luise Millerin", den „Carlos", denkt er schon längst nicht mehr. Er ist heiter und ausgelassen, von einer Lustigkeit, die auf Alle ansteckend zu wirken scheint. Am 11. Juni schreibt er zerstreut an Reinwald: „Die Bauern des Dorfes haben in unserm Hof getanzt, und ich sehe fröhliche Menschen. Bauerbach ist gewiß keine Barbarei. Fräulein Mine (die Schwester von Frau v. Wolzogen) und Lotte sind hier und machen mir mein Leben sehr angenehm. Die Letztere ist ein wahres Studium für mich, denn so viel Güte und schöne Unschuld habe ich selten gefunden."

Eine Woche später kehrte Lotte in die verhaßte Pension zurück. Schiller war untröstlich. Alles war er gewillt gewesen, hinzugeben, und nun schlug ihm das Geschick auch noch diese Wunde. Stunden kamen, wo er verdüstert und mit den dunkelsten Entschlüssen ringend allein durch Wald und Berge

irrte, zwecklos, ziellos. Frau v. Wolzogen litt schwer in diesen Wochen. Sich von ihm trennen mochte sie nicht. In ihrem frühzeitig verkümmerten Leben war er wie ein lichter Stern aufgegangen. Seine Verehrung schmeichelte ihr, des geistvollen, täglich neu anregenden Umgangs fortan zu entbehren, schien ihr eine Unmöglichkeit. Anderseits fand sie auch nicht den Muth, dem von tiefen Qualen zermarterten Dichter die völlige Aussichtslosigkeit seiner Liebe klar zu machen. So verging Woche auf Woche. Schiller nannte die Freundin zärtlich „Mutter", aber sie fühlte sehr wohl, daß in all' der Zuneigung, welche er für sie offenbarte, zugleich die verhaltene Gluth für ihre Lotte sich nur noch mühsam verbarg.

Auch Reinwald hatte längst mit geheimer Sorge die innere Wandlung des jungen Freundes beobachtet. Er schob es jedoch auf den einsamen Aufenthalt, das weltstille Bergdorf. An Christophine, Schiller's Schwester, schrieb er: „Noch scheint es aber nicht, daß Ihr Herr Bruder zum Weggehen inclinirt, er scheint ganz an seine Wohlthäterin gefesselt, die ihn von der Seite seines guten und dankbaren Herzens eingenommen hat. Ich hatte die Idee, ihn nach Pfingsten mit nach Gotha und Weimar zu nehmen, wo ich Freunde und Verwandte habe, zu denen ich eine Gesundheitsreise thun werde, ich wollte ihn den dasigen, zum Theil wichtigen Gelehrten präsentiren, ich wollte ihn wieder an die offene Welt und an die Gesellschaft der Menschen gewöhnen, die er beinah scheut und sich allerhand Unangenehmes von ihnen vorstellt. Aber so geneigt er im Anfang zu meinem Vorschlage war, so sehr scheint jetzt sein Geschmack davon entfernt." Der wackere, nüchterne Mann ahnte immer noch nicht, daß es die Liebe war, welche den jungen Freund völlig in Fesseln geschlagen hatte.

Immer schwüler, drückender wurde die Luft, welche Frau v. Wolzogen und Schiller umfing. Beide fühlten, daß Alles

zu einer Entscheidung hindrängte. Und diese Stunde kam, wo das befreiende Wort gesprochen ward. Ob aus Mannheim ein erneuter Antrag den Dichter aufsuchte, ob Henriette v. Wolzogen immer schwerer den Vorwurf empfand, daß ein weiterer Aufenthalt in Bauerbach ein Raub an dem Genius dieser Feuerseele war, ob es in ihm vielleicht selbst plötzlich mit Flammenschrift aufleuchtete: rette Dich, Dein besseres Selbst! Gieb Dich der Welt und Kunst zurück! — wir wissen es nicht.

Anfang Juli — ungefähr am 10. — kam es bei einem Waldspaziergang zur offenen Aussprache. Mit einem Mal stand zwischen Beiden fest, daß Schiller unbedingt verreisen müsse, nicht für immer, aber doch vorläufig. Nach mancherlei Vorbereitungen und Schwierigkeiten kam der Tag der Abreise. Es war am 24. Juli. Frau v. Wolzogen hatte den Scheidenden für einige Tage mit Fuhrwerk und außerdem mit Geld für die Reise und — Rückreise versehen. Das nächste Ziel sollte Mannheim sein. Kein Abschied für immer, das versicherte man sich bis zuletzt, war geplant, nur ein vorübergehender Aufenthaltswechsel. Bücher, Manuskripte, Kleider blieben in Bauerbach zurück. In fünf bis sechs Wochen war alle Trennung vorüber. Tief bewegt nahm man Abschied. In dieser Schmerzensstunde war es wohl nur Frau v. Wolzogen, welche in geheimster Seele ahnte, daß der heute scheidende Dichter niemals in Bauerbach begraben werden würde, daß es für sie und ihr einsames Leben ein Abschied von nie wiederkehrenden Tagen inniger Zusammengehörigkeit sei.

So verließ Schiller Bauerbach, in dessen Stille er einst den Frieden seines Herzens zu finden hoffte und aus dem er nun, bis in alle Tiefen aufgerüttelt, Frieden suchend in die laute, weite Welt hinauszog. „War mein Aufenthalt,“ so fragte er damals, „etwa nur eine schöne Laune meines Schicksals, die nie wiederkommen wird? War es ein Gebüsch, wo

ich auf meiner Wanderung hangen blieb, um desto stärker wieder mitten in den Strom gerissen zu werden?" — Schwer war ihm der Abschied geworden. Noch tagelang hingen seine Gedanken an dem stillen Fleckchen Erde. Als er am nächsten Tage einen Mann aus Bauerbach unterwegs antrifft, da schreibt er rasch einige Zeilen und sendet sie der Freundin. „Liebste, zärtlichste Freundin," ruft er aus, „der Verdacht, daß ich Sie verlassen könnte, wäre bei meiner jetzigen Gemüthslage Gotteslästerung." Und von Frankfurt aus schreibt er ihr: „So lange werden Sie mir wohl glauben, daß ich Sie im Herzen trage, wie ich mich selbst in der Hand Gottes getragen wünsche. O, meine beste, liebste Freundin, unter dem schrecklichen Gewühl von Menschen fällt mir unsere Hütte im Garten ein." — Diese Stimmung hält noch lange in Mannheim an. Immer wieder läßt er all' die theuren Plätze um Bauerbach grüßen, die Menschen, die er kennen gelernt, Reinwald, den Pfarrer, selbst die Dienstmagd Judith. Alle Anerbieten Dalberg's, in Mannheim zu bleiben, seine wachsende Berühmtheit, Anträge seiner Verleger — nichts konnte Schiller wankend in seinem Entschluß machen, nach Bauerbach bald heimzukehren. Da trifft ihn die Nachricht, daß Herr v. Winkelmann auf zwei Monate nach Bauerbach zum Besuch kommt. Nun ist's die Eifersucht, welche entscheidet. Schiller nimmt den Antrag Dalberg's als Dramaturg der Mannheimer Hofbühne an. Nach Bauerbach kehrt er nicht wieder zurück. Die Welt hat ihn gewonnen, fortan gehört sein Leben der Kunst.

Die Beziehungen zu seiner mütterlichen Freundin blieben dieselben auch fürderhin. Bis in die kleinsten Einzelheiten berichtet er über seine Erlebnisse in Mannheim, immer wieder drängt sich ein warmes Gefühl der Sehnsucht nach jener Idylle seiner Jugend hervor, und als sich die Eifersucht gelegt hat, als er sieht, daß Herr von Winkelmann noch immer nicht die Hand der Geliebten empfing, da bricht noch einmal offen und

ehrlich seine Liebe zu dem sanften, lieben Wesen hervor. Am 7. Juli 1784 schreibt er aus Mannheim: „Sie werden lachen, liebste Freundin, wenn ich Ihnen gestehe, daß ich mich schon eine Zeit lang mit dem Gedanken trage, zu heirathen. Fände ich ein Mädchen, das meinem Herzen theuer genug wäre! Oder könnte ich Sie beim Wort nehmen und Ihr Sohn werden. Reich würde freilich Ihre Lotte nie — aber gewiß glücklich."

Nun, Lotte wurde, wie bekannt, nicht seine Gattin. Doch auch mit ihr blieb er bis zu ihrem frühen Tode im freundschaftlichsten Verhältniß. Von Mannheim ging Schiller später nach Leipzig, dann nach Dresden und endlich nach Weimar. Im Spätherbst 1787 kam Wilhelm v. Wolzogen zum Besuch seiner Mutter nach Bauerbach, wohin er auch Schiller dringend bat, zu kommen, der bisher alle Einladungen nach dort abgelehnt hatte. Jetzt folgte er dem Ruf. Am 21. November reiste er über den Thüringer Wald nach Bauerbach, wo er auch Lotte wiedersah, die sich inzwischen mit einem Herrn v. Lilienstern verlobt hatte, dessen Bekanntschaft er jetzt auch machte. Auch auf den adligen Herrensitzen der Nachbarschaft wurde er vorgestellt. Natürlich kehrte er auch in Meiningen bei Reinwald ein, der inzwischen sein Schwager geworden war. Bauerbach hatte jedoch seinen Zauber für ihn verloren. Nur die Dankbarkeit fesselte ihn noch an diesen Ort und die ihm theuren Menschen. Zu viel lag seitdem dazwischen. Vor Allem aber das Bild der Frau v. Kalb. Und bald sollte auch dieses durch ein anderes verdrängt werden.

Seine Rückreise ging in Gesellschaft Wilhelm v. Wolzogen's zu Pferde über Rudolstadt nach Weimar. In erster Stadt sahen beide Männer zum ersten Mal gemeinschaftlich die ihnen vom Schicksal zu Lebensgefährtinnen bestimmten Frauen, die v. Lengefeld'schen Schwestern. Am 22. Februar 1790 ließ sich der Jenenser Geschichtsprofessor Friedrich Schiller in der kleinen Dorfkirche zu Wenigen-Jena mit Charlotte v. Lenge-

feld trauen. Der Tod hatte inzwischen ihm die beste Freundin entrissen. Henriette v. Wolzogen, immer kränkelnd, war am 5. August 1788 einer Operation an der linken Brust, welcher sie sich in Würzburg unterzogen hatte, erlegen und in der Kirche zu Bauerbach beigesetzt worden. Schiller war tief ergriffen gewesen. In dem Briefe an Wilhelm v. Wolzogen schrieb er: „Alle Liebe, die mein Herz der Verstorbenen gewidmet hatte, will ich ihr in ihrem Sohne aufbewahren und es als eine Schuld ansehen, die ich ihr noch im Grabe abzutragen habe. Wir sind längst durch die zärtlichste Freundschaft verbunden; lassen Sie uns dieses Band mit brüderlicher Herzlichkeit fortsetzen und womöglich noch fester knüpfen. Wir wollen einander wie Brüder angehören! Ach, sie war mir Alles, was nur eine Mutter mir hätte sein können! —"

Auch seine einstige Lotte aus Bauerbach gedachte in dieser so kummervollen Zeit lebhaft des alten Freundes. Bald nach dem Tode ihrer Mutter schrieb sie unter anderem an Schiller: „Sie haben gewiß auch uns sehr bedauert über diesen Verlust; unersetzlich ist dieser Verlust für mich, ich bin nun ganz verlassen, Wilhelm geht bald weg, wen habe ich nun, dem ich meine Noth klagen darf? Ach, ganz bin ich verlassen, die Welt ist wie ausgestorben für mich, wo ich hingehe, suche ich meine Mutter und finde sie nicht. Eben sagt mir Wilhelm, er wolle Ihnen schreiben, hier herzu kommen; oh thun Sie dieses, lieber Freund, es wird für Wilhelm und mich ein großer Trost sein.

Ich weiß nicht, was ich geschrieben, mein Herz ist so voll gepreßt; ich muß schließen. Bleiben Sie ja mein Freund, schreiben Sie mir zuweilen, und geben Sie mir davon Versicherung, ich weiß, Sie haben ein edle Seele und trösten gern Leidende, und Ihr Trost ist mir theuer. Nun Adieu.

Charlotte."

Schiller kam nicht nach Bauerbach und hat wahrscheinlich die erste Liebe seines Herzens niemals wiedergesehen. Aus-

geträumt war der Traum, der einst seinen ganzen Menschen im Bann hielt. Vielleicht unter dem lastenden Druck der Einsamkeit reichte Lotte am 30. September 1788 dem Regierungsrath v. Lilienstern in Hildburghausen die Hand zum Lebensbunde. Dauerndes, langes Glück sollte ihr nicht beschieden sein. Am 16. März 1794 schenkte sie dem Gatten einen Sohn, der im Feldzuge 1812 in Rußland als württembergischer Lieutenant fiel. Lotte selbst, das liebliche Bild aus dem Idyll zu Bauerbach, schloß in Folge des Wochenbetts bereits am 20. September 1794 die sanften Augen für immer.

Nach Bauerbach ist Schiller niemals wieder gekommen. Mutter und Tochter waren todt, seinen Schwager Wilhelm v. Wolzogen trieb seine diplomatische Stellung in der Welt umher, aus einer Hauptstadt in die andere. Schiller starb 1805, sein Schwager Wilhelm folgte ihm bereits 1809 im Tode nach. Er starb an einem schmerzhaften Leiden in Wiesbaden, wo er auch beigesetzt ward. Seine Gattin Karoline, geb. v. Lengefeld, geschiedene v. Beulwitz, ist dann oft in Bauerbach eingekehrt, um hier in Einsamkeit den Erinnerungen vergangener Tage nachzuhängen. Am 18. Juni 1812 schrieb sie aus Bauerbach an ihren einzigen Sohn Adolf: „Ich lebte schöne Tage hier mit Deinem Vater, mein Adolf, und mir, der Einsamen und Verlassenen, bleibt das Angedenken an sie heilig. Nach einer stürmischen Zeit, da ich meine früheren Verhältnisse aufgelöst, in der mir Dein Vater Beweise des innigsten Vertrauens und der reinsten Freundschaft gab, die ein Mensch dem anderen geben kann, umfing uns hier Einsamkeit, Ruhe und Sicherheit im vereinten Leben. Am Ende September kamen wir hier an, am folgenden Tage ließen wir uns in der kleinen Kirche trauen. Am nächsten ließen wir die Bauern tanzen, und ich ging mit Deinem Vater nach dem Wirthshause. Die Freude und Munterkeit der Landleute, das Gefühl, für immer ungetrennt leben zu können, bewegte unsere Brust. Als ich

mit Deinem Vater in dieses stille Stübchen trat, setzte er sich dort auf das Sopha und weinte vor Freude an meinem Busen. Es muß mir ein Unglück begegnen, denn ich bin zu glücklich, sagte er, groß und tief, wie er in allen seinen Gefühlen war. Glückliche Zeiten folgten. Dein Vater, in viele geheime und mannigfaltige Geschäfte verwickelt, zog sich mit Geist und Ansehen aus denselben. Sein deutscher Patriotismus legte sie ihm an das Herz. Er sah von Weitem den Strom anschwellen, der uns überschwemmte. Meine ganz zerrüttete Gesundheit erholte sich in Ruhe und Liebe. Du wurdest geboren, und ich sah in Dir ein neues und schöneres Leben. Alles, was Dein Vater für größere Verhältnisse that, war heilbringend, aber unser Vermögen klein. Dein Vater opferte sich für uns auf. Um uns wohlhabend zu machen, ertrug er das rauhe Klima Rußlands und die schwierigen Hofverhältnisse. Doppelte Pflicht ist es für uns, mit dem Erworbenen gut hauszuhalten, da es Deinem Vater so große Anstrengungen kostete."

Leider sollte der junge und geniale Sohn, der nach dem Tode seines Vaters Herr von Bauerbach und Oberharles geworden war, die dringlichen und warm einem treuen Herzen entströmenden Worte nicht beachten. Nach einem wild durchstürmten, tollen Leben endete er, kaum 30 Jahre alt, durch einen Schuß am 30. September 1825. Dies geschah zu Bölsleben bei Arnstadt, wo Wilhelm von Wolzogen vor zwanzig Jahren ein Gut erstanden hatte. Ob der körperlich zerrüttete Mann selbst Hand an sich legte oder nur ein unglücklicher Zufall das Gewehr entlud, steht dahin. Die Mutter war tief gebeugt und hat bis zu ihrem Tode (1847) die Trauerkleider nicht wieder abgelegt. In Bölsleben, dessen Herrenhaus längst in andere Hände seitdem überging und heute als Schulhaus dient, ließ sie ihrem einzigen Kinde ein schönes Denkmal setzen. „Ich litt," schrieb sie damals an einen Freund, „was ein

menschliches Herz zu leiden vermag, und ohne Hülfe von oben hätte ich verzweifeln müssen.“

Bewundert als Schriftstellerin, hochverehrt von Allen, die ihr jemals näher getreten waren, eine Freundin Goethe’s und vieler hervorragender Männer, schied Karoline v. Wolzogen, fast 84 Jahre alt, am 11. Januar 1847 aus dem Leben, die letzte aus dem hohen Weimarischen Dichterkreise. In ihrem letzten Willen fand man die Verordnung: „Ich will ganz einfach begraben sein. Mein Leichenstein, am Fuße des Sarges stehend, soll die Worte enthalten:

„Sie irrte, litt, liebte, verschied
im Glauben an Christum, die erbarmende Liebe.“

Bauerbach war nach dem Tode Adolf’s v. Wolzogen an den jüngsten Bruder Wilhelm’s v. Wolzogen, Ludwig, gekommen. Derselbe war am 4. Februar 1773 zu Meiningen geboren. Er war bereits bis zum preußischen Generallieutenant hinaufgerückt, nach einem ereignißvollen, reich bewegten und ehrenvollen Leben. Sein älterer Bruder Karl hatte sich in Java angesiedelt, die übrigen waren gestorben. 1820 hatte er sich mit einem Fräulein v. Lilienberg verheirathet und im nächsten Jahre das Gut Kalbsrieth in der Goldenen Aue durch Kauf an sich gebracht, das noch heute im Besitz der Familie v. Wolzogen sich befindet.

Die Verwaltungsgeschäfte riefen Ludwig von Wolzogen manchmal nach Bauerbach, wenn er sich eigentlich heimisch auch niemals dort gefühlt haben mag. Andere Zeiten mit anderen Anforderungen waren seitdem heraufgekommen. Die halb bäurische Idylle in Bauerbach hatte wohl nur noch Reiz durch die Geister längst heimgegangener großer und edler Menschen. Trotzdem zeigte sich Ludwig als ein echter Gutsherr. Mit der schönen Kirche, die er dem armen Dorfe schenkte, hatte er sich bei Lebzeiten ein Denkmal in den Herzen seiner Bauerbacher gesetzt.

Als General der Infanterie, geehrt und ausgezeichnet von fast allen gekrönten Häuptern Europas, starb Ludwig v. Wolzogen am 4. Juli 1845 in Berlin, wo er auf dem Invalidenkirchhofe, unweit Scharnhorst's seine letzte Ruhestätte fand.

Bauerbach, anfangs allen fünf hinterlassenen Kindern gehörend, kam 1852 durch Vertrag mit seiner Mutter und seinen Geschwistern in den Alleinbesitz des zweiten Sohnes Hermann, der es jedoch bereits im nächsten Jahre an die drei Gebrüder v. Türcke in Meiningen verkaufte. In dem Besitz dieser Familie ist es bis heute geblieben. Sie hat es sich angelegen sein lassen, die Räume, welche einst Friedrich Schiller bewohnte, möglichst wieder in den alten Zustand zu setzen und pietätvoll zu erhalten.

Tausende sind seit jenen fernen Tagen in das stille Walddorf hinabgestiegen und haben unter Schauern der Andacht die Stätte betreten, wo einer der größten Dichter des deutschen Vaterlandes Frieden suchend weilte, bis es ihn wieder hinaustrieb in der Welt Unrast, durch Kampf zum Sieg. Und ob auch sein Herz hier bald Schiffbruch litt, Bauerbach bleibt im Leben dieses einzigen Mannes ein Idyll. Wie eine weltferne Insel hebt es sich aus sturmbewegter See: es rauscht in den Wipfeln, Frühlingsblumen läuten, und in den Lüften singen die Vögel das alte süße Lied von der Liebe Lust und Leid.

Burg Landsberg.

In der an malerischen Punkten so überreichen Umgebung der heiteren Residenz Meiningen ist Burg Landsberg wohl der hellste Edelstein. Wer im Eisenbahnzuge das Werrathal auf oder ab rollt, der freut sich der thurm- und zinnenreichen Rittervеste, die von steiler, laubbewaldeter Bergkuppe, wie ein Vorposten in das Thal hineingeschoben, glänzend Ausschau hält. Dem Wanderer aber, der aus dem Bergwalde schreitet, und nun die Burg im hellen Morgenstrahle oder im verglühenden Lichte des Abends zum ersten Male schaut, dem dünkt sie wie Gruß aus fernem Mittelalter. Die Zeit des Minnedienstes und der Ritterpoesie steigt vor ihm auf, und er bleibt stehen und lauscht, ob nicht stahlgepanzerte Reiter mit nickenden Federn und wehenden Buntfähnlein den Burgweg hinan sprengen, heimkehrend von der Jagd, dem Ringelspiel oder wackerer Fehde.

Doch Burg Landsberg ist heute eine stille Stätte. Als es aus Ruinen, schöner und reicher denn je, wieder emporstieg, war es als ein Sommersitz des Hofes wohl geplant worden. Geschmack und Neigung gingen jedoch später andere Wege. Burg Landsberg, zu deren Wiederherstellung und Ausschmückung so viele Künstlerhände sich regten, ist heute

nichts weiter als ein interessantes Museum kostbarer Alterthümer und Kunstwerke, eine erinnerungsreiche Stätte an eine Epoche deutschen Lebens, von der es in einer Inschrift über dem Waffensaale heißt:

„Nicht zurück wünschen laßt uns die alte Zeit,
Wohl aber der Ahnen Kraft und männliches Walten,
Nicht den Lehnsdruck, nicht der Ritter Eisenkleid,
Wohl aber die felsenfeste Treu' der Alten."

Verfolgt man von Meiningen aus die Landstraße, welche das Werrathal nach Norden abwärts führt, so gelangt man in dreiviertel Stunden zu dem 410 Meter hohen Bergkegel, auf dem Burg Landsberg thront. Man wandelt auf diesem Wege unter ehrwürdigen Linden dahin, immer das weite, freundliche Thal zur Rechten, während links der steile, buchenbedeckte Höhenzug uns begleitet, der von Dreißigacker bis zur Landsberg, als dem nordöstlichen Ausläufer desselben, streicht und hier durch die in die Werra einmündende Herpf seine Grenze findet.

Weit schöner, wenn auch noch einmal so lang, ist jedoch eine Wanderung über diesen Höhenzug selbst, immer durch rauschenden Hochwald und durch entzückende Blicke in das Thal und auf das sich anlehnende Gebirge ausgezeichnet. Im Zickzack geht's den „Marienweg" die westliche Thalwand bei Meiningen empor, bis auf dem aussichtsreichen Bielstein die Höhe erklommen ist. Nun nimmt uns die Haßfurt, der bewaldete Nordrand des Höhenzuges auf. Mitten durch zog sich einst in schauerlicher Fels- und Waldeinsamkeit die uralte Frankenstraße, auch Wein- oder Hochstraße genannt, auf welcher die frommen Herren von Würzburg manch Stückfaß guten Rebensaftes an die Brüder jenseits des Thüringer Waldes entsandten.

Heute noch wohnt hier die Einsamkeit. Hoch über einem senkrecht zur Frankenstraße niederstürzenden Felsvorsprung

trauern die Ruinen der Habichtsburg, einst auch Haßburg oder Habesburg genannt. Thurm- und Mauerreste, ein zum Theil durch Felsen gesprengter Graben, der ehemalige Brunnen, das Haßfurtsloch, wie noch andere Ueberbleibsel deuten an, wo sich im Mittelalter die ritterliche Veste aufbaute. Aus dem Ruinengemäuer blickt man in ein stilles Waldthal, an dessen Ausgang die Maienluft oberhalb Wasungen's erscheint.

Alte Ueberlieferungen wollen wissen, daß die Habichtsburg bereits im Jahre 909 zum Schutze gegen die Hunnen erbaut wurde. Urkundlich wird sie jedoch erst 1100 erwähnt. Sie scheint übrigens bis zu ihrer Zerstörung immer im Besitze Würzburg's gewesen zu sein und hat wohl auch vorübergehend als Raubveste gedient. Einige Chronisten wollen freilich wissen, daß die Haßfurt vom Pfalzgrafen Hermann im Jahre 1156 an den Grafen Poppo von Henneberg um 400 Mark Silber verkauft worden sei, worauf die Henneberger dieselbe zum Stammschloß einer neuen Linie, der henneberg-wasunger, gemacht hätten. Durch den frommen und verschuldeten Minnesänger Otto von Botenlaube sei später die Haßfurt an Würzburg gekommen. Gewiß ist, daß es im 13. Jahrhundert ein in Meiningen angesessenes, reich begütertes Adelsgeschlecht gab, das sich nach der einsamen Burg an der Frankenstraße benannte.

Die Lage der Burg ist ganz dazu angethan, der Sagenbildung Vorschub zu leisten. Das ist denn auch geschehen. Es ist die weiße „Haßfurtjungfrau“, die hier im Gemäuer zuweilen umgeht. Sie hält Wache über reiche Schätze von Gold und Silber, welche unter den Ruinen verborgen ruhen. Einer aus Walldorf ging 'mal vorüber. Er mochte wohl ein Sonntagskind sein, denn plötzlich sah er den herrlichen Schatz vor sich ausgebreitet liegen. Beherzt trat er näher, ergriff einen schweren, silbernen Teller und brachte ihn heim. Da haben ihn noch Viele gesehen. —

Die „Haßfurtjungfrau“ ist aber auch Hüterin der Schätze in Burg Landsberg. Das kann ebenfalls ein Walldorfer bestätigen. Denn er erzählt: „Meine selige Mutter arbeitete eines Tages gerade in der Mittagsstunde in dem an der neuen Brücke gelegenen „Flurschützengärtle“, da sah sie zu ihrem größten Schrecken die weiße Jungfrau mit dem Schlüsselbunde am Gürtel am Schlosse Landsberg über den sogenannten rothen Berg her auf sich zukommen. Als die Jungfrau das „Gärtle“ erreicht hatte, bog sie sich über den Zaun und winkte meiner Mutter in einem fort; diese aber hatte sich so entsetzt, daß sie vollständig die Besinnung verlor. Hätte sie sich ein Herz gefaßt und wäre ihr nachgegangen, so wär' ich jetzt vielleicht ein reicher Mann.“

Ehe die neue Burg stand, ist auch 'mal einem Jägersmann ein winziges Zwerglein in der Nähe des alten Thurmes erschienen, das lächelte freundlich und überreichte dem etwas Erschrockenen eine Schlüsselblume, an deren Wurzel ein Schlüssel hing. Zugleich forderte der Kleine den Jäger auf, sich mittelst des Schlüssels in den Besitz der unermeßlichen Schätze zu setzen, welche in dem alten Gemäuer ruhten. Als sich der Jäger dazu anschickte, rief ihn das Jagdhorn seines fürstlichen Herrn zurück. Späterhin ist der Jägersmann noch einmal wieder gekommen, doch der Eingang im Thurme war verschwunden und alles Suchen blieb vergeblich. — —

Es muß um die Regierungszeit Kaiser Heinrich's I. gewesen sein, als man auf diesem weit in das Werrathal vorspringenden Vorkap des Höhenzuges zwischen Herpf und Werra die erste feste Burganlage errichtete. Ihr Zweck war nicht nur, der damaligen Reichsdomäne Walldorf ein Zufluchtsort zu sein, sondern auch das Land mit schirmen zu helfen. Daher empfing sie den schönen Namen Landeswehre, und der spitze Kalkfelsen, den sie krönte, ward Landwehrberg geheißen. Späterhin, als Verkehr und Kultur sich hoben,

bewachte die Landeswehre drei sehr belebte Handelsstraßen: die alte Weinstraße, die Werrathalstraße und die Straße in's Amt Sand.

Scharf spähend wie ein Falke horstet die Burg auf diesem frei aufragenden Bergkegel, nach Osten zum Thüringer Walde, westlich zu den Basaltkuppen der Vorderrhön schauend. Um die Wende des 12. Jahrhunderts vermochte man vom Wartthurm der Landeswehre die Haßfurt, sowie die Burgen zu Welkershausen, Meiningen, Oepfershausen und Wasungen zu erblicken, ebenso noch 25 Ortschaften. Die Burgen sind seitdem zerfallen und verschwunden; der Krieg wandelte einen Theil der Ortschaften in Wüstungen. Heute zählt man nur noch elf Dörfer vom Thurme der Burg.

Im Jahre 1008 kam die Landeswehre in den Besitz des Bisthums Würzburg, welches ihre Vertheidigung und Instandhaltung Burgmännern anvertraute. Eine Reihe von Namen führen die Chroniken an: v. Helba, Habichtsburg, Herbilstadt, Truchseß, Tann, Kühndorf, Salzburg, Buchenau, Henneberg. Vor allem und am frühesten saßen hier die Wölfe, welche sich in zwei Linien theilten, Landeswehr und Walldorf. Sie verstanden es, eine Reihe der Besitzantheile der übrigen Burgmänner an sich zu bringen. 1406 verkaufte der Bischof von Würzburg, Johann von Egloffstein, die Landeswehre wiederlöslich an die Junker von Buchenau und von der Tann. Diese sauberen Herren machten aber der alten Veste wenig Ehre. Sie legten sich auf das Räuberwesen im Verein mit anderen Nachbarsburgen und rupften und plünderten, was am Fuße ihrer Steinwarte vorüberzog. Da fuhr der Bischof eines Tages wie ein Blitz daher, stürmte die Veste, schleppte die adeligen Herren als Gefangene mit fort und ergriff auf's Neue Besitz von der Landeswehre. In dieser Zeit züngelte auch einmal ein Blitzstrahl nieder und legte einen Theil der Burg in Asche. Doch ward sie wieder aufgebaut und bestand

bis zum Bauernkriege. Im 15. Jahrhundert saßen die Wölfe wieder auf der trutzigen Burg, bis sie 1493 dieselbe an Würzburg zurückgeben mußten. 1525 ward die Landeswehre von den rasenden Bauern vollständig zerstört. Nur der mächtige Rundthurm und einiges Mauerwerk blieb erhalten.

1542 kam die Landeswehre an das gefürstete Haus Henneberg, 1583 an Sachsen. Im dreißigjährigen Kriege ward der Rundthurm durch Pulver gesprengt, der untere Theil, geborsten und schief gesenkt, ist zur Erinnerung späterhin mit in den Neubau hineingezogen worden. 1793 hatte Herzog Georg von Meiningen, in der Absicht sich hier ein heiteres Sommerschloß zu errichten, die Ruine nebst der Meierei am Fuße des Berges käuflich erworben. Sein Wunsch sollte sich nicht erfüllen. Bereits zwei Jahre später sah sich der Fürst genöthigt, den Besitz wieder zu veräußern. Die Trümmer der ehrwürdigen Landeswehre gingen aus einer Hand in die andere. Endlich war es Herzog Bernhard II., der 1836 Berg und Burgruine an sich brachte und nun aus vollen Mitteln den Plan zur Ausführung brachte, den einst Herzog Georg im Herzen getragen hatte.

Die Oekonomiegebäude im Schweizerstile erstanden unterhalb der Burg; durch Erwerbung von größerer Wiesenflur, Ankauf von schönem Schweizer Rindvieh, ward es jetzt möglich, eine echte Meierei zu errichten, die heute mit ihrem schmucken, gastlichen Herrenhause, inmitten schattiger Parkanlagen, ein ebenso idyllisches als behagliches Ausflugsziel der Meininger bildet.

Für die neue Burganlage hatte Baurath Döbner, der auch die reizvolle Kirche in Dreißigacker schuf, zwei Pläne entworfen, von denen der letzte die Genehmigung des fürstlichen Bauherrn fand. Döbner ist der Schöpfer der Burg, welche nach ihrer Vollendung 1840 den Namen Landsberg empfing. Von Karl Heideloff zu Nürnberg, den man oft

irrthümlicher Weise als den Vollender des Baues preist, rühren nur einige Fensterzeichnungen her. Der Bau war bereits im ersten Stock vollendet, als Heideloff Entwürfe für den Thurm und zwei Fassaden einreichte, welche jedoch keine Berücksichtigung fanden.

Der gesammte Schloßbau, im glänzenden Stile einer vornehmen Ritterburg ausgeführt, ein Meisterwerk der Architektur und Steinmetzkunst, zerfällt in drei Haupttheile: das eigentliche Schloß, die Wohnung des Schloßverwalters und die Thorhalle mit der Wohnung des Pförtners. Eine Ringmauer umzirkt dieses köstliche Juwel. An dem östlichen Giebel der Wohnung des Verwalters erblickt man den Kopf des Baumeisters (Döbner) aus einer runden Oeffnung schauend, an dem westlichen Giebel den des Maurermeisters (Thomas). Hart an diesen Nebenbau grenzt der malerisch umgrünte Trümmerrest des kolossalen einstigen Rundthurmes. Nachdem der Thurm 1685 zersprengt worden war, wanderten die losen Steine später nach Meiningen, wo man sie zum Bau des Residenzschlosses verwandte. Das stehen gebliebene Stück ehrt als Ruine das Angedenken an die entschwundene Burg Landeswehre.

Die Thorhalle des Schlosses hängt mit einer höher gelegenen, umfangreichen Plattform zusammen, die sich vor dem großen Schloßsaale ausbreitet und von diesem aus auch nur zu betreten ist. Dieser Saal ist ein Prunkstück des gesammten Schloßbaues.

Neun von reichem Schnitzwerk in Eichenholz umrahmte Gemälde umziehen diesen Festraum, geschichtliche Ereignisse aus der Vergangenheit Thüringens und Sachsens, von der Künstlerhand W. Lindenschmit's dargestellt. Alte und neue Glasmalereien, Wappenschilder, Gewaff und Geweih, prächtigster Hausrath, stilvoll und anheimelnd zugleich, schmücken diesen wie alle Räume. Jahrhunderte versinken leise vor

uns, wenn wir treppauf, treppab diesen Fürstensitz durchwandern. Welche Fülle geschichtlicher Erinnerungen, welch ein Reichthum an Schätzen der Kunst und des Kunstgewerbes sind hier mit künstlerischem Feingefühl und sorglicher Hand vereint und auf's Wirksamste verwerthet worden! Diese auf starken Rippengewölben ruhenden Räume, durch deren bunte Fensterscheiben die Sonne Wunder von Farbenpracht über Wände, Estrich, Bilder und Möbel zaubert, bannen sie uns nicht hinein in die Stimmung einer längst entflohenen Zeit?

Im Turnierzimmer fesselt ein Reliquienschrein, der Angedenken kostbarer und seltsamster Art an berühmte Personen vergangener Jahrhunderte enthält. Ein anderes Zimmer versetzt uns in die Reformationszeit, dann wieder sind Wände und Tische bedeckt mit Glaskästen, die denkwürdigsten Autographen umschließend.

Und welch eine Flucht von malerischen Räumen erwartet uns im oberen Stockwerke, künstlerisch bedeutsam, den Maler wie Poeten gleichmäßig entzückend, so alterthümlich-traut, mit ihren Winkeln und Ecken, Erkern und Balkonen, dem geschnitzten, dunkelgetönten Hausrath, figurenreichen Kachelöfen, den Heiligenbildern, Waffen, Jagdtrophäen, all dem Tausenderlei, das Schränke, Wandbretter, Tische und Simse blinkend und schillernd bedeckt! Und öffnet man eines dieser von Steinmetzkunst verschnörkelten Giebelfenster, tritt man hinaus auf eine Plattform, einen zierlich durchbrochenen Erker: dann schaut man über rauschende Baumwipfel in das weite, grüne Werrathal, auf ferne Höhen und Kuppen im Osten und Westen!

Thurmzimmer, Spruchzimmer, „Laube", Erkerzimmer, Stammbuchzimmer (die Ahnenbilder des sächsischen Fürstenhauses, gemalt von Eberlein, enthaltend) und all die anderen Räume — ist jeder nicht für sich ein Schatzkästlein an Werth, Schönheit und geläutertstem Kunstsinn?! Und wie harmonisch

schließen sich die mit Geweihen, Waffen, Fellen, Kernsprüchen geschmückten Gänge, Treppen und Verbindungshallen dem Ganzen an!

Im Erdgeschoß des Hauptthurmes befindet sich ein theils durch natürliche Felsen, theils durch starke Mauern umschlossenes, geräumiges Gemach, die Schatzkammer genannt, von Manchen auch für ein ehemaliges Burgverließ angesehen. In dem Schlußstein des starken Rippengewölbes erblickt man das Bildniß eines Kammerherrn mit Schlüssel und Blume. Man hat hier bei dem Neubau von Schloß Landsberg in poetischer Weise der Eingangs erwähnten Sage Rechnung getragen, nach welcher ein Kammerherr oder fürstlicher Jäger, der Jagd vorauseilend, am Ruinengemäuer Blume und Schlüssel zur Hebung des gewaltigen Schatzes von einem Zwerglein empfängt, doch durch die Pflicht zurückgerufen, sein Glück verscherzen muß.

Am zweiten Stockwerk des großen Thurmes springt ein schöner Erker hervor, der von einem gewaltigen Löwen getragen wird. Von der Zinne des Thurmes nimmt man dann Abschied von Burg Landsberg und seinem friedvollen Thalbilde. Der Schloßverwalter geleitet uns freundlich zu einem Pförtlein nahe der Zwingerruine. Nun schließt es sich hinter uns, und auf einem Fußsteig schreiten wir durch abendlichen Wald bergab, bis hohe Giebel, breite, steinbeschwerte Dächer aus dem Grün der Parkwipfel heraufgrüßen. Die Meierei ist erreicht. Vor der Thür sitzen wir auf der Holzbank. Speis und Trank sind frisch und kräftig und munden fürtrefflich. An dem Thürpfosten gelehnt steht die Frau Wirthin, munter das Gespräch belebend. Knechte und Mägde gehen auf und ab; aus den Ställen tönt zuweilen das zufriedene Gebrüll der Rinder.

Tiefer senkt sich der Abend. Er hüllt den Park in

anwachsende Schatten und webt über den frischgemähten Wiesen und dem Thalgrunde feuchte Nebelschleier. Deutlicher klingt jetzt das Rauschen der Bäume über uns. Am Himmel ziehen die ersten Sterne sanften Glanzes herauf; die Grillen beginnen zu schlagen. In tiefen, beruhigenden Zügen athmen Natur und Menschenherz den Frieden dieser Stunde.

Auf dem Großen Dolmar.

Wo sich die Residenz Meiningen im Werragrunde ausbreitet, ragen zu beiden Seiten der das malerische Thal einschließenden Höhen zwei mächtige, halbkahle und in der Sonne gelb und grell schimmernde Bergkuppen empor: linksufrig, mitten aus den Höhenzügen der Vorderrhön, die Geba, nach Osten hin, sich quer vor die grünen Wellenlinien des Thüringer Waldes legend, der Dolmar. Da jedem dieser thüringer Bergriesen noch ein Zwerg als Nebenberg beigegeben ward, so hat man beiden den Ehrennamen des Großen verliehen. Die Große Geba und der Große Dolmar beherrschen hier herum weit das Gebiet, unumschränkt und machtgebietend. Aber auch noch fern von ihnen, zwischen den Basaltköpfen und wirrem Trümmergestein der Rhön, oder von den luftigen Bergwarten des Thüringer Waldes, immer freut sich das Auge des Wanderers an den kraftvollen Umrissen dieser breitbuckligen, thurmgekrönten Höhen.

Dolmar und Geba halten wie zwei sich messende Gegner scharfe Wacht, als wolle keiner dem andern an Aussicht und Ruhm nachstehen. Rhönklub und Thüringerwald-Verein haben hüben wie drüben nicht nur ein Thurmgestell errichtet, sondern auch ein Schutzhaus auf jeden kahlen Gipfel gesetzt,

so daß sich die beiden Gegenüber thatsächlich in die Fenster sehen können. Auch in grauen Zeiten sollen beide Berge schon einmal bewohnt gewesen sein. Die Sage erzählt, daß es unmenschlich große Riesen waren, die dort droben hausten, mit einer solch starken Stimme begabt, daß sie sich ganz deutlich von Berg zu Berg verständigt hätten.

Der aus dem Werrathale zum Dolmar emporsteigende Wanderer nimmt seinen Weg von Meiningen aus über Helba nach Kühndorf. Hier treffen auch alle jene Bergbesucher ein, die vom Bahnhof Rohr aus (zwischen Suhl und Grimmenthal) den Dolmar erklimmen wollen. Wer in Dietzhausen den Bahnhof verläßt, wandert bis Schwarza, um nun durch herrlichen Buchenwald von hier aus oder aber vom „Wirthshaus zum Köhler" durch einen prächtigen Wiesengrund hinan zu ziehen, erst schwellenden Wiesenteppich unter sich, und dann hineintauchend in rauschende Waldespracht. Durch die neue Bahnlinie Schmalkalden-Zella-Mehlis wird man fortan auch von Viernau oder Steinbach-Hallenberg aus zum Dolmar sommerlang wallfahren.

Wir nehmen unseren Weg von Meiningen aus. Eine Viertelstunde nach Ueberschreitung des Schienengeleises biegen wir rechts der Werra in die über Helba nach Kühndorf führende Straße ein. Rechts am Eingang steigt der Drachenberg empor, zur Linken grüßt von einer nach dem Werragrunde vorspringenden Höhe ein römisches Haus, Jerusalem genannt, hernieder, einst eine sehr beliebte Gartenwirthschaft. Meiningen mit dem Werragrunde versinkt bald hinter uns, um erst später wieder, wenn wir jenseits des Helbathales die kahle Höhe nach Kühndorf hinan wandern, allmählich aus der Tiefe herauszuwachsen. Unter Obstbäumen entlang schreitend, erreichen wir in kaum einer halben Stunde das kleine meiningensche Dörfchen Helba, um dessen zerstreut an den Bergwänden liegenden Hütten bereits der Wald seinen

grünen Schutzgürtel gelegt hat. Helba ist ein reizendes Dorfidyll. In frischer Morgenfrühe leis von bläulichen Rauchschleiern überwebt, die still den Dächern der weißgetünchten Fachwerkhütten entstiegen, lag es da. Der blanke Sonnenschein spazierte auf der Dorfstraße, guckte da und dort in ein Schubfenster hinein, beschaute sich im flink verüberhüpfenden Bach der Helba und verlor sich zwischen den Stämmen des Waldes, in dessen Tiefe noch grünschwärzliche Dämmerung herrschte.

Helba besitzt einen Schatz, auf den es auch nicht wenig stolz ist. Es ist dies sein rechts der Straße an der Bergwand aufragendes Kirchlein, eine kleine Perle der Architektur. Der Schöpfer dieses Gotteshauses ist A. Neumeister, dem sein Heimathland Meiningen eine Reihe tüchtiger und zum Theil bedeutsamer Bauten verdankt. Wir nennen hier nur das neue Schloß Altenstein bei Liebenstein, das Jagdhaus auf dem Bleß, die von dem regierenden Herzog bewohnten Räume im Residenzschloß zu Meiningen. Ebenso stammt von ihm ein Theil der Wiederherstellung der Heldburg, sowie eine Reihe privater Bauten in der Umgebung der Hauptstadt. Das Kirchlein zu Helba zeigt den sogenannten Werrastil, jene anmuthige und für das Auge so überaus malerisch wirksame Vereinigung von Steinbau mit braungetöntem Fachwerk, wie eine solche uns in den alten Bauten des meininger Landes noch heute entgegentritt und auch in der neuesten Zeit wieder aufgenommen ward, seitdem Sinn und Geschmack für einen ausgeprägten Kunststil neu erwachte. Dieser Werrastil ist durchaus malerisch. In Verbindung mit Erkern, Thürmchen, Balkonen, Erzeugnissen der Schmiedeeisenkunst, der Holzbildhauerei, den Sinn- und Haussprüchen an Thür und Gebälk, ist er außerordentlich dazu angethan, im Rahmen der lieblichen Bergnatur dieses schönen Landes sich zu vollster Wirksamkeit zu entfalten.

Wir stiegen die seitliche Anhöhe hinan, umschritten das

Kirchlein und ließen uns dann für wenige Minuten auf den Stufen des Hauptportals nieder, des jetzt fern weilenden Freundes zu gedenken, der einst diese Stätte der Andacht geschaffen hat. Immer höher hinauf leuchteten die Höhen des Thales in flimmernder Sommergluth. Mit Horn und Hut schritt soeben der Hirt durch die Dorfstraße, die kleine Heerde zusammenrufend. Aus dem Werragrunde klang ab und zu der halbverwehte Ton einer Glocke.

Im engen Anschluß an das Dorf beginnt der stille, schattige Helbaer Grund. Im weiten Bogen zieht er sich wohl eine Stunde am Johannisberge entlang. Laub- und Nadelholz wechselt mit saftigem Wiesengrün, geschwätzig von der Helba durchplätschert. Wer einen kürzeren Weg einschlagen will, verläßt gleich hinter dem Dorfe links die Straße. Der hier abzweigende Pfad führt am Vorwerk Johannisberg vorüber und mündet nach anderthalb Stunden kurz vor Kühndorf wieder in die Hauptstraße ein. Wir bleiben im Grunde. Ein paar Frauen, von der Holzlese aus dem Walde tretend, begegnen uns. Mit Gruß schreiten sie an uns vorüber nach Helba hinab. Endlich bleibt auch der Wald zurück. Einen Engpaß bildend, steigen zu beiden Seiten kahle Höhen auf, zwischen denen sich die Straße, grellfarbig von der Sonne beschienen, staubig und schattenlos nach Kühndorf aufwärts windet. Ehe wir in den Hohlweg treten, überschreiten wir die Grenzlinie zwischen Meiningen und Preußen. Denn von dem Großen Dolmar gehört nur die nach Westen abfallende, bis oben hin beackerte Wand dem Lande Meiningen. Der breite Gipfel sowie die übrigen Bergseiten sind preußisches Gebiet.

Je höher wir die Straße im Sonnenschein emporziehen, um so voller entfaltet sich das Bild. Der Werragrund taucht wieder auf, Vorder- und Hohe Rhön schließt sich, an und dann steigt Kuppe auf Kuppe des dunklen Thüringer Waldgebirges

vor uns auf. Endlich halten wir in Kühndorf Einzug. Der Eindruck, den dieses ungefähr 1000 Einwohner zählende preußische Dorf hervorruft, ist sehr stattlich. Die weite Anlage des Dorfes, das sich (1414 Fuß hoch gelegen) an dem südlichen Abhang des Dolmar ausbreitet und eine herrliche Ausschau von Osten nach Westen besitzt, die schöne Kirche und ein alterthümlich mit Thürmen und Erkern geschmücktes Schloß — dies Alles sagt uns bald, daß wir eine ehemalige Residenz betreten. Dem ist auch so. Kühndorf hat nicht nur die Schönheit seiner Lage, sondern auch seine Geschichte.

Es ist eine mehr als tausend Jahre alte Ansiedelung. Germanische Grabdenkmale, die man in der Nähe des Dorfes öffnete, lieferten wohlerhaltene und hübsch verzierte Bronzefundstücke, welche heute die Sammlung des Hennebergschen Alterthumsvereins in Meiningen aufbewahrt. Urkundlich geschieht des Dorfes zuerst 795 Erwähnung, in welchem Jahre ein gewisser Egilof zu Chunitorp in pago Grabfelden dem Stifte Fulda seine Besitzungen übereignet. Späterhin saßen vom 12. bis 14. Jahrhundert die Herren v. Kundorf hier, ein Rittergeschlecht, das im Vasallendienst des Grafen v. Henneberg stand. Ursprünglich müssen sie ihren Herrensitz auf dem Dolmar gehabt haben. Denn alle Ueberlieferungen erzählen, daß auf dem Gipfel sich einst ein festes Schloß erhob. Geringe Kellertrümmer deuten droben noch an, wo damals die Steinburg stand.

Anfangs muß das Geschlecht Derer von Kundorf von bedeutendem Ansehen gewesen sein. Im Jahre 1106—1122 war es ein Erlang von Kundorf, der als Bischof von Würzburg den fränkischen Herzogsthron inne hielt. Dieser war es auch, der einen Theil von Kühndorf seinem Hochstift übermachte. Späterhin gerieth das stolze Rittergeschlecht in ein Abhängigkeitsverhältniß zum Grafenhause der Henneberger, bis endlich auch die goldene Henne von Kühndorf theilweise

Besitz nahm. 1287 erschienen die Grafen von Henneberg als Mitinhaber von Schloß und Dorf Kühndorf. Gewaltthaten und Unregelmäßigkeiten mußten vorangegangen sein. So hatte sich Otto v. Kundorf nebst seinen Söhnen das Schirmvogtrecht über das nahe Kloster Rohra angemaßt, das ihnen der Abt Konrad zu Fulda 1228 jedoch wieder abnahm und dem Kloster selbst überwies. Trotzdem verblieb man mit Kloster Rohra in nachbarlicher Geschäftsverbindung. Verschiedene Verkaufsurkunden liegen vor. So aus dem Jahre 1259, wo Leupold v. Kundorf seine Lehngüter zu Helba und Dolmarsdorf an das Kloster käuflich abläßt. Dolmarsdorf ist, gleich so vielen anderen Ortschaften am Großen Dolmar, vom Erdboden verschwunden. Nur eine Wüstung bezeichnet noch die Stätte, wo das Dorf sich vor Jahrhunderten ausbreitete.

1287 wurden, wie schon oben angeführt, die Grafen von Henneberg Mitbesitzer von Kühndorf. Graf Berthold VII. war Johanniterritter. Sein Trachten ging danach, diesem Orden auch im henneberger Lande feste Wohnsitze zu begründen. So schuf er zu Schleusingen, das er im Jahre 1274 zu seiner Residenz erhoben hatte, wie in Kühndorf und Kirchheim je eine Kommende des Johanniterordens. In Kühndorf geschah dies 1291. Schleusingen wie Kirchheim waren von der Priorei zu Kühndorf abhängig. Es war im Jahre 1307, als Otto von Kundorf nebst seiner Frau Guetha ihre Besitzungen in fünf Ortschaften dem Ordenshause zu Kühndorf zu eigen übermittelten. Da nach 1332 der Name des Geschlechts Kundorf in keiner Urkunde wiederkehrt, so ist anzunehmen, daß mit Otto von Kundorf der Letzte des Stammes starb. Letzterer führte drei rothe und silberne Sparren im Schilde, der Helm war mit einer schwarzen Kuh geschmückt.

Bis zum Jahre 1429 erhielt sich in Kühndorf die Komthurei des Johanniterordens. In diesem Jahre entstand ein

Brand daselbst, worauf der Orden die eine Hälfte des Schlosses an den Ritter Karl Truchseß von Waldenburg, die andere Hälfte an Hans Vogel zu Salzburg verkaufte. Die Kirche und das Patronatsrecht verblieb gemeinschaftlich beiden Schloßherren. Doch die Doppelherrschaft währte nicht lange. Die Unzuträglichkeiten mochten sich wohl mit den Jahren immer schärfer erweisen. Jedenfalls waren es die Vettern des Truchseß von Waldenburg, die den ersten Schritt thaten, dieses unerquickliche Verhältniß zu lösen. 1435 verkauften sie ihren Antheil an Kühndorf an Graf Georg I. von Henneberg-Römhild, der neun Jahre später auch noch die andere Hälfte durch Kauf an sich brachte. Von jetzt ab sah das so stattlich in die Berglande hinausschauende Schloß gar manchmal die Grafen für längere Zeit in seinen Mauern. Kühndorf war jetzt eine Residenz geworden.

Graf Albrecht, der Letzte aus dem Hause Römhild, bestimmte 1539 bei seinem Tode Schloß Kühndorf als Wittwensitz für seine Gemahlin Katharina von Stolberg. Der gefürstete Graf Wilhelm VI. von Schleusingen machte jedoch nach dem Ableben Albrecht's seine Rechte als nächster Agnat geltend, besetzte das Schloß und gab es auch nicht wieder aus seinen Händen. Im Jahre 1583 starb der letzte Henneberger. Das schöne, gesegnete Land hatte nun verschiedene Wechsel zu überstehen, bis der größte Theil an das Haus Sachsen fiel. Durch den Wiener Kongreß kam dieser Theil der Grafschaft dann an Preußen, dessen Kronenträger sich seitdem auch Grafen von Henneberg nennen.

Im dreißigjährigen Kriege hatte Kühndorf schweres Leid zu ertragen. Soldaten des kaiserlichen Generals Gilli de Gasi äscherten es zur Hälfte ein und verübten auch sonst grimme Missethaten. Der Schloßbezirk, ehedem ein sächsisches Kammergut, das in drei Höfe zerfiel: Frohnhof, Oberhof und Roßdorfer Hof, ist heute eine königliche Domäne,

deren Schafzucht im Ansehen steht. Die Kirche, eine zweite Sehenswürdigkeit des Dorfes, war zur Zeit des Johanniterordens nur eine bescheidene Kapelle aus dem Jahre 1320, die 1528 neu aufgebaut und später erheblich erweitert wurde. 1891 hat man den ehrwürdigen Bau einer neuen und durchgreifenden Wiederherstellung unterzogen. Auch manches interessante alte Wohnhaus birgt dieses Dorf.

Von Kühndorf steigt man zum Gipfel des großen Dolmar in einer halben Stunde empor. Anfangs führt der Weg noch durch Felder, wo diese aufhören, hört auch ein eigentlicher Weg auf. Eine völlig schattenlose, schwach beraste Fläche setzt ein, da und dort von einem niedrigen Einzelbusch oder ein paar Steinwürfeln unterbrochen. So geht es hinan. Doch jeder Schritt aufwärts läßt das Landschaftsbild in Tiefe und Ferne immer großartiger, immer farbenprächtiger sich entfalten, bis wir, oben angelangt, mit einem Schlage das vollendete Rundgemälde empfangen, das, nur durch die Große Geba ein Stück begrenzt, in unendliche Weite das Auge ringsum tauchen läßt. Die Aussicht vom Dolmar stellt selbst den gefeierten Blick vom Inselberg in den Schatten, wenn ihm auch die Lieblichkeit des Vordergrundes fehlt, die sich dort zu Füßen des Beschauers entrollt.

Von den Bergen Hessens bis über Koburg, Banz und Vierzehnheiligen hinüber zum Fichtelgebirge reiht sich von Nordwesten bis Süden das prächtige Bild des Werragrundes mit seinen Städten, Burgen, Dörfern und blitzenden Teichen auf, dahinter die blauen Kuppen und Häupter der Rhön, vom majestätischen Kreuzberg oberhalb Kissingen's überragt. Dazwischen verfallene Ruinen und Schlösser, deren Fensterreihen im Sonnenglanze funkeln. Und schweift das Auge nach Osten hinüber, so zeigt sich die malerische, dunkelgrüne Kette des Thüringer Waldes, voran die Bergriesen, die sich um den Schneekopf drängen, die charakteristischen Bergköpfe oberhalb

Zella-Mehlis: Gebrannte Stein, Rupberg, Hermannsberg, die Burgruine bei Steinbach-Hallenberg, der Domberg bei Suhl, die lachenden Thäler der Schwarza, Lichtenau und andere Bäche mehr, während nach Nordosten hin Liebenstein sowie die Ortschaften des schmalkaldener Kreises herübergrüßen, hoch überthürmt vom buchenbedeckten Inselberge.

Daß der Gipfel einst eine Burg der Herren von Kundorf trug, haben wir bereits erwähnt. Wann diese verlassen ward und zerfiel, das erzählt keine Chronik noch Urkunde. Noch einmal machte sich später ein Fürst daran, droben einen schmucken Sitz sich zu gründen. Herzog Moritz von Sachsen-Naumburg war es, der 1668 auf dem Dolmar sich ein Jagdschloß erbauen ließ, das aber 1726 ein Blitzstrahl wieder in Asche legte. Ob dieses Schloß auf der Stelle der ehemaligen Burg sich erhob, ob die noch heute erkenntlichen Kellertrümmer der Ritterburg oder dem Jagdschloß angehörten, ist wohl kaum noch mit Sicherheit zu entscheiden.

Seit einigen Jahren erhebt sich an dem südlichen Ende des Gipfels ein hohes Gerüst, von dessen Plattform sich der wahrhaft herrliche Rundblick nach Thüringen und Franken, über das geschichtlich so denkwürdige, landschaftlich so anmuthreiche Grabfeld eröffnet. An der Nordkante des Gipfels — ein Stück tiefer entquillt der krystallklare Dolmarbrunnen — steht jetzt das vom Thüringerwald-Verein erbaute Schutzhaus, fest und solid in seiner äußeren Gestaltung, wahrhaft traulich und anheimelnd in seinem inneren Hauptraum. Vom Frühling bis zum Herbst schaltet und waltet hier oben behende und freundlich, unter dem Schutze eines graubärtigen Alten, eine dunkeläugige Maid, die auf dem letzten Volkstrachtenfest, das der Thüringerwald-Verein hier oben beging, den ersten Preis der Schönheit erhielt. Ihr heiter-geschäftiges Wesen zaubert hier oben über alle Dinge etwas wie Poesie.

In dem altdeutsch geschmückten Raum nach heißer Berg-

fahrt bechernd zu sitzen, macht die Seele weit und läßt das Auge heller aufleuchten. Wanderer kommen und gehen, es ist ein Grüßen und Abschiednehmen. Frohe Lieder klingen herein und dann wieder Jauchzer und Jodler der zu Thale Ziehenden. Fröhlich wandern die Augen von Tisch zu Tisch und dann auf's Neue zu den Fenstern, hinaus in die in Sommerschönheit heute wie stillverklärt ruhende Berglandschaft.

Steinbach-Hallenberg.

Wer Steinbach-Hallenberg besuchen will, der thut am besten, er steigt vom Rennstieg hinab in den prächtigen Schönauer Grund, an dessen Ausgang sich der betriebsame, ehemals hessische Marktflecken zwischen sich senkenden Thalhöhen entlang erstreckt. Diese Wanderung bietet für sich schon einen Reichthum landschaftlicher Schönheiten und läßt andererseits das Endziel wirksamer im Bilde erscheinen, als dies geschieht, wenn man mit der Eisenbahn sich ihm zuerst nähert.

Aus dem Spittergrund waren wir zur Ebertswiese emporgekommen. Es war ein frischer Herbstmorgen. Auf der weiten, mit Granitblöcken übersäeten und von zahlreichen zur Spitter niederrieselnden Quellen durchzogenen Wiesen standen die Ebereschenbäume in vollster Pracht. Ihre rothen Beerenbüschel leuchteten schon von weitem uns entgegen, und, näher kommend, sahen wir auch die Boten des Herbstes: zahlreiche Krammetsvögel, welche freudig zwitschernd sich an der leckeren Kost labten. Die Sonne warf jetzt Streiflichter aus dem ziehenden Gewölk auf das friedliche Bild, und wir freuten uns seiner frischen Schönheit.

Jenseits der Ebertswiese setzt sich der Rennstieg zwischen Glasberg und Hohenleite fort zum Rosengarten. Freilich,

von blühender Rosenpracht ist hier nichts zu spüren. Gerade auf dieser Strecke zeigt der alte Grenzweg ein etwas mürrisches und düster-eintöniges Gepräge. Zwischen dem Rosengarten und dem Nesselberge kreuzen eine Reihe der ältesten Gebirgsstraßen. Der Hauptstraßenzug von Schmalkalden nach Tambach hat sich hier im Laufe der Jahrhunderte nicht weniger denn vier Mal verändert. Auf einem dieser Wege kehrte 1537 Luther von Schmalkalden nach Wittenberg zurück.

Jetzt überschreiten wir die wohlgepflegte Tambach-Schmalkaldener Straße, an deren Rande sich das gothaische und preußische Wappen als Grenzpfahl und Grenzstein erheben. Der Telegraph singt zwischen den die Straße einsäumenden Ebereschen dahin, aus einem seitlich sich lagernden Steinbruche tönt emsig Pochen und Schürfen durch die mittägige Stille. Traumhaft liegt der Hochwald rings. Die Sonne steht am Himmel und blitzt durch die Stämme und auf den holprigen Rennstieg nieder, über den wir weiter über Hubenthal und Frankengrund (zwei Forstbezeichnungen) zum gewaltig sich vor uns aufthürmenden Sperrhügel wandern. Tief aus Westen, wo jetzt bei einer Lichtung die blauen Basaltkuppen der Rhön sichtbar werden, drängen immer neue Wolkenmassen über das Werrathal zum Gebirge hinüber, sekundenlang das Bild verschleiernd. Und nun halten wir an der nach Westen hin gerodeten, steilen Wand des Sperrhügels und genießen mit Entzücken das weitgespannte Bild zur Werra und Rhön hin.

In der langgestreckten Bergkette des Thüringer Waldes nimmt der Sperrhügel am Rennstieg eine bemerkenswerthe Stellung ein. Selbst aus weiter Ferne ist die charakteristische Form seiner plump gestalteten Kuppe (2727 Fuß hoch) nicht zu verkennen. Wie ein sperrender Riegel legt er sich zwischen Osten und Westen, Thüringen und Franken. Das Volk, angezogen durch seine absonderliche Form, hat denn auch den Sperrhügel mit geheimnißvollem Zauber umkleidet. Es erzählt,

daß das Innere dieses Waldberges bis tief in den Grund mit Wasser angefüllt sei. Alljährlich werde noch heute an einem bestimmten Tage in Erfurt dafür gebetet, daß der stolze Berg nicht untergehe. Denn wenn dieses geschähe — also besagt eine uralte Weissagung — dann würde eine furchtbare Wassersfluth sich hinab in's offene Land wälzen, jener ersten Sintfluth gleich, die schon einmal vor mehreren Jahrhunderten Thüringen verheerte, und es würde Erfurt und seine fruchtreiche, gesegnete Umgebung in einen brausenden See umgewandelt werden. Aus diesem Grunde sei auch schon vor langen Zeiten eine Messe im Dome zu Erfurt gestiftet und dafür ein Stück Bergwald im Dietharzer Revier erworben worden, das auf älteren Karten mit „dem Stift St. Petri zu Erfurt" bezeichnet sei.

Wir freuten uns noch des Blickes am Sperrhügel über die wogenden Wälder hinaus in die Ferne, als wieder eine dräuende Wolke herangeschoben kam. Sie mußte wohl tiefer als die anderen hängen, denn jetzt versanken Wälder, Berge und Flußlandschaft vor unserem Auge. Ein graues, dampfendes, feuchtnässelndes Gespinnst durchdrang die Luft, und dann brach es wie aus Eimern, Kannen und Kübeln über uns her, so daß wir mit aufgespannten Schirmen in das Waldesdickicht zu Seiten des Rennstiegs flüchteten, hier das Unwetter in seiner Heftigkeit abzuwarten. Doch endlich brach die Sonne wieder durch, die uns nun treu bis zum Abend blieb.

Ein Stück Wanderung über den Sperrhügel fort brachte uns zur Wolfsdelle, einer kleinen Einsattelung des Rennstiegs, der sich auf dieser ganzen Strecke als ein dicht bewachsener Grenzweg zeigt, über dem bemooste Felsblöcke liegen, Haidekraut in dichten Massen wuchert, und die Fichten zum Theil mit gelbgrünlichen Flechten überzogen sind. Hin und wieder engt sich der Rennstieg, daß die Wipfel der etwas verkrüppelt ausschauenden Fichten sich von beiden Seiten berühren und ein Dach bilden, durch das der blaue Himmel strahlt.

Auf der Wolfsdelle schneidet wieder eine von Tambach kommende Straße das Gebirge. Der Rennstieg breitet sich an dieser Stelle zu einem freundlichen Waldplatz. Da die Uhr wie auch eigenes Bedürfniß an die Mittagszeit erinnerten, so machten wir hier Halt und beschlossen, dem Gehalt der Ranzen zuzusprechen. An einem Wegweiser hängten wir Ueberzieher und Taschen, und da die Feuchtigkeit des Bodens ein Niedersitzen verbot, so spazierten wir im wärmenden Sonnenscheine mit Wurst, Brot und Kognakflasche auf der Tambacher Straße auf und nieder.

Die aufgespannten Regenschirme hatten wir zum Trocknen mitten auf den Rennstieg gestellt, der sich durch tiefe Waldeinsamkeit vor uns hinzog. Als wir nun auf der Tambacher Straße im Lustwandeln den Rennstieg wieder einmal durchschritten, sahen wir plötzlich einen kräftigen Hirsch aus dem Dickicht treten. Im nächsten Augenblicke hatten wir Jeder hinter einem Stamme Posten gefaßt, dem äsenden Thiere unsere ganze Aufmerksamkeit zu schenken. Jetzt tauchte ein zweites Geweih vorsichtig aus dem Tannicht, ein drittes folgte, und dann schritten endlich sieben herrliche Thiere langsam über den sonnbeschienenen Rennstieg auf uns zu. Ab und zu hielten sie inne, hoben die Köpfe und blickten mit ihren dunkelglänzenden Augen über die Wildbahn hin. Dann ästen sie weiter. Nur ein alter Hirsch senkte das geweihbeschwerte Haupt nicht nieder. Er hatte unsere Schirme entdeckt und blickte nun unverwandt auf die seltsamen Erscheinungen. Für uns war es zu spät, diese noch rasch im Gebüsch verschwinden zu lassen. Und so sollten uns die grauen Unholde um den Genuß dieser so prächtigen Waldidylle bringen! Denn jetzt erhob sich ein starker Windstoß. Er schüttelte die Wipfel, er fuhr über das feuchtschimmernde Gras hin und dann setzte er sich in unsere Schirme, die nun wie übermüthige Kobolde mit tollen Kopfsprüngen über den Rennstieg gegen die Hirsche

rollten. Wir sahen noch, wie die edlen Thiere erschrocken auffuhren — im nächsten Augenblicke jagten sie mit wilden Sätzen den Rennstieg hinauf, über ein paar Wachholderbüsche hinweg und verschwanden dann im deckenden Dickicht. Uns aber blieb nichts übrig, als die windgejagten Unholde einzufangen und zuzuklappen. Auf die Rückkehr der gescheuchten Thiere warteten wir leider vergebens. Ausgestorben blieb der Rennstieg. Weder Mensch noch Thier sollte uns noch begegnen.

Von der Wolfsdelle bis zum Donnershaugk entfaltet der Rennstieg seine höchsten Reize durch den wilden Charakter, den er jetzt annimmt, und dann durch das immer großartiger sich nach Westen hin entfaltende Panorama. Düster, wuchtig baut sich die Fichtenwand des Donnershaugk's auf; wie ein zertrümmertes Bergschloß steigt die Hohe Mös mit ihren Felsenklippen jach aus dem Kanzlersgrunde empor. Weiterhin starren die Porphyrtrümmer des Gebrannten Steines zum blauenden Himmel, daneben die geborstene Felsenkuppe des Rupberges. Dicht vor uns buckelt sich der sagenreiche Große Hermannsberg, zu dessen Füßen die rothen Dächer von Ober-Schönau freundlich ruhen. Weiterhin Berg an Berg bis zum Werragrunde, der Große Dolmar und jenseits die buchenbedeckten, blauen Basaltkuppen der Rhön. Nicht trennen will sich das Auge von diesem Bilde, das zu den erhabensten zählt, die der gesammte Rennstieg überhaupt aufzuweisen hat.

Am Wachsenrasen kommt eine vierte Straße von Tambach herauf, um jenseits des Gebirgskammes in starken Windungen tief hinab nach Ober-Schönau zu fallen. Auf diesem Wege gewinnt man schöne Einblicke in den wasserdurchsprudelten Schönauer-Grund und auf die mächtigen Forstungen des sogenannten Hessenwaldes im Kreise Schmalkalden, den nach der Aufhebung des Kurfürstenthums Hessen König Wilhelm I. dem Herzog Ernst II. von Sachsen-Koburg-Gotha für seine 1866 geleistete Unterstützung zum Geschenk machte.

Hier wie in dem thalabwärts gelegenen Unter-Schönau und dem darauf folgenden Flecken Steinbach-Hallenberg ist vor allem die Nagelschmiederei zu Hause, während in den übrigen Waldorten des Kreises Schmalkalden zumeist Sporer, Ahlen-, Schnallen- und Messerschmiede wohnen. Der Verdienst dieser Leute war immer gering, ist aber jetzt noch mehr zusammengeschmolzen, da die Armuth nicht vermag, all' jene technischen Hülfsmittel sich anzuschaffen, um mit der Fabrikarbeit der Städte Schritt zu halten.

Dem Wanderer freilich erscheint diese Hausindustrie nicht ohne Poesie, wenn er von den Bergen aus schweigendem Hochwald in solch' ein betriebsames Thal niedersteigt, wenn ihm fast aus jeder mühsam zusammengeflickten Hütte der rothe Schein des Herdfeuers anstrahlt, Hammer und Amboß auf einander klingen, und es funkelnd spritzt und sprüht, wenn der blasse Meister und sein Lehrbub — gewöhnlich der eigene Sohn! — die rothglühenden Eisendrahttheile formen, theilen, um dann mit wenigen kurzen, wuchtigen Schlägen die Kuppe des Nagels geschickt zu schmieden, Nagel auf Nagel, im eintönigen, gedankenlosen Einerlei. Da bleibt man immer wieder stehen an der offenen Thür oder dem Fenster, grüßt die kümmerlichen Gestalten und schaut ihrem trostlosen Handwerke zu, das sie Tag für Tag üben, Jahr auf Jahr, bis der Tod ihrer müdegewordenen Hand den Hammer sacht entwindet. Der Vater hat es so gethan, der Sohn thut es weiter, Geschlecht für Geschlecht fertigt Nägel an.

Wie lauschig erscheinen diese Waldnester tief im Grunde eingeschachtelt! Welch' eine Fülle origineller, farbenfrischer Bilder entfalten sie beim Durchwandern! Die kärglichen Ackerfluren liegen am steilen Bergeshange, terrassenförmig zum Schutze gegen abwaschenden Regen mit Steinen eingerammt. Felsgeröll zieht auch die Scheidewand zwischen dem eigenen Feldstreifen und dem des Nachbars. Die steile Lage

dieser Wiesen und Aecker macht es zumeist unmöglich, Pferd oder Kuh mit schweren Wagenladungen hinaufzuschicken. Auf dem Rücken schleppen Frauen und Mädchen den Dung mühsam in Tragkörben hinan, während die Männer daheim am rußigen Herde hantiren. Und doch hat sich dieses eigenartige Völkchen eine Schalkhaftigkeit, Lebensfreude und Liederlust bewahrt, um die sie mancher wohlhabendere Flachländer beneiden würde.

Bei Steinbach=Hallenberg beginnt sich der Schönauer=Grund zu weiten, die Höhen treten zurück und verlieren an Großartigkeit ihrer Formen. Der Wald macht allmählich dem Ackerboden Platz. Kurz vor dem Eintritt in die breite und stattliche Hauptstraße des Fleckens fesselt aber noch einmal ein malerisches Bild den Vorüberziehenden. Hoch über den weißgetünchten, von dunklem Balkenwerk durchmusterten Hütten thront auf romantisch umbuschter Felsenklippe eine prächtige Burgruine: die Hallenburg. Aus dem trutzigen Wachthurm heben breitlastende Kiefern ihre ernstdunklen Wipfel auf. Was den Thurm damit zum Schmucke dient, beschleunigt aber auch seinen Verfall. Schon haben die Wurzeln das Gemäuer auseinandergesprengt, und eines Tages wird der gefahrvoll dräuende Steinriese zusammenbrechen. —

Bei einer Mühle überschreiten wir den strudelnden Schönbach und klimmen oberhalb einer ansteigenden Wiese durch Gehölz zu der Ruine der Hallenburg, an welcher an der südwestlichen Seite ein umgitterter Altan über den Thalgrund vorspringt. Auch ein Theil der Ruine ist heute durch Gitter und Zäune abgesperrt, um einem Hinanklimmen der verfallenen Thurmwendeltreppe vorzubeugen. Die Neuzeit hat Ordnung und Uebersicht zwischen den Trümmern geschaffen und sucht das alte Gemäuer um seiner wirksamen Zierde halber schonend zu erhalten. Blickt man aber den grauen Thurm hinan, von dessen geborstenen Zinnen ein mehr als hundertjähriger

Stamm emportreibt, so muß man sich sagen, daß die Jahre dieses ehrwürdigen Burghüters gezählt sind.

Die Burg und der Flecken Steinbach gehören in ihrer Geschichte, die durchaus nichts Besonderes bietet, natürlich zusammen und bildeten ehemals im Verein mit noch anderen Ortschaften das Amt Steinbach-Hallenberg. Den Zusatz Hallenberg hat Steinbach amtlich beibehalten, um sich von dem Steinbach bei Altenstein zu unterscheiden, das man im Volksmunde je nach seiner Industrie oder um seiner einstigen zahlreichen Hexenprozesse willen bald Messer-, bald Hexen-Steinbach nennt.

Daß die Hallenburg bereits aus dem Jahre 909 stammt, wie frühere Chronisten gern erzählen, darf man heute wohl in das Reich der Fabel verweisen. Ebenso mangelt jeder Beweis, daß Kaiser Otto IV. die Veste im Jahre 1212 zerstörte. Urkundlich tritt die Hallenburg zum ersten Male 1245 auf, und zwar als eine Burg der Henneberger, im Besitz Heinrich's des Aelteren und Hermann's des Aelteren. Nach dem Tode des ersteren bestimmte dessen Sohn Berthold V. dieselbe nebst den dazu gehörigen Gütern, mit insgesammt einer Einnahme von 30 Mark Silber, seiner Gemahlin, Sophie von Schwarzburg, zur Morgengabe. Diese Urkunde ward auf Schloß Elgersburg am 8. März 1268 (oder 1260?) ausgestellt. Als nun die Henneberger 1274 an eine große Landesvertheilung gingen, da fiel die Hallenburg an Graf Heinrich den Jüngeren, dem Stifter der Henneberg-Hartenbergischen Linie. Er errichtete diese Veste zu seinem dauernden Wohnsitze und schied auch hier im Jahre 1317 aus dem Leben. Sein kinderloser Enkel Berthold X. verkaufte 1371 die Burg an die Linie Henneberg-Aschach und zwar an seinen Vetter Hermann V. Die Kaufsumme aufzubringen, hatte letzterer 20000 Gulden von Dietrich von Bibra geliehen und als Unterpfand die Schlösser Hallenburg und Aschach gegeben.

Bei einem späteren Streite überließ 1391 Hermann V. dem Pfandleiher die Aschach als dauerndes Eigenthum. Als Ersatz für die Stammburg Aschach baute sich diese Linie nun das prächtige Schloß bei Römhild und nannte sich fortan Henneberg-Römhild.

Der letzte dieser Linie, Graf Albrecht, war es späterhin, der mit seiner Gemahlin, einer Gräfin von Stolberg, auf der Hallenburg wieder seinen Wohnsitz nahm. 1518 ging der kinderlose Graf daran, sich noch ein neues und behaglicheres Heim zu gründen, als das verwetterte Felsennest oberhalb Steinbach ihm bieten konnte. Am Fuße des Dolmar baute er sich in Schwarza ein geräumiges Schloß. Als es vollendet war, da nahm er Abschied von der Hallenburg und zog nach Schwarza, woselbst er am 5. Juni 1549 verschied.

Sein einziger Bruder Berthold war zwei Monate früher ihm im Tode vorangegangen. Uebrigens muß dieser Graf Berthold ein etwas sonderlicher Herr gewesen sein. Folgendes lustiges Stücklein wird von ihm erzählt. Dieser Henneberger hatte nämlich die merkwürdige Angewohnheit, nach jedem dritten oder vierten Worte die Redensart „wie sich das gebührt" einzuschieben. Als er nun einst seinem Schreiber einen Brief diktirt, dessen wörtlich geschriebener Anfang beim Vorlesen gelautet: „Wir Berthold u. s. w., wie sich das gebührt, entbieten euch, wie sich das gebührt" — — habe er zornig das arme Schreiberlein angesehen: „Ei, daß dich der Veitstanz bestehe, wie sich das gebührt, dürfte ich dich doch bald beim Kopf nehmen, wie sich das gebührt, und die Stiegen hinabwerfen, wie sich das gebührt!"

Die Hallenburg fiel nun an die Linie Henneberg-Schleusingen. 1583 starb der letzte der Henneberger und bei der Theilung in die fürstliche Grafschaft kam die Hallenburg an den Kurfürsten August von Sachsen, welcher die Burg und den Ort mit dem Amte Kühndorf vereinigte. Der Amt-

mann, welcher bisher noch droben gesessen hatte, nahm jetzt in Kühndorf dauernd seinen Sitz. Die Hallenburg hatte damit aufgehört, eine Wohnstätte zu sein. Langsam begann von da ab ihr Verfall. Im 30jährigen Kriege aber war sie doch noch immer fest und wohnlich genug, den geflüchteten Thalbewohnern für einige Zeit Unterschlupf zu gewähren, welche im Jahre 1648 beim Anrücken der Kroaten geflohen waren.

Nach den Wirren dieses Krieges besuchte Niemand dieses Felsennest, das sich nun mehr und mehr zu einem wild umbuschten, von Geheimnissen und Sagen umflüsterten Felsenneste wandelte. Ein Glöcklein aus der Kapelle hatte man hinab zum Malzhause, der heutigen Schule, gebracht. Dort hängt es noch immer. Es trägt außer der Jahreszahl 1520 nur die Worte „Ave Maria“. Ehemals, so erzählt das Volk, ließ sich zwischen den Trümmern der Hallenburg gar oft eine klagende, weiße Frau sehen, doch seitdem die Glocke hinabgewandert war, da kam auch die Frau zuweilen hinab nach dem Malzhause. Auf dem Boden desselben hat man sie gar oft spuken hören, denn dort, so erzählt man, sollen ihre sieben Kinder gehaust haben. Seit langem ist das Gespenst der Hallenburg drunten nicht mehr bemerkt worden, aber die Schulkinder fürchten sich heute noch immer vor ihm und werfen gar oft mit Steinen nach dem Boden. Denn die weiße Frau soll einst im Leben böse gewesen sein und eine schwere Schuld auf sich geladen haben. —

Im Jahre 1619 waren Amt und Schloß Steinbach-Hallenberg gegen die Hälfte des Cent Benshausen an Hessen vertauscht worden. Die politischen Ereignisse von 1866 brachten es an Preußen, und in der Schenkung des Hessenwaldes an den „letzten Koburger“, Ernst II., war auch die Ruine Hallenburg mit eingeschlossen.

Die Hallenburg hat jedenfalls weitaus eher als Steinbach bestanden, welches letzteres sich späterhin erst aus der

Vereinigung von Unter- und Ober-Steinbach bildete. Urkundlich kommt Steinbach erst 1321 vor, bei welcher der hiesigen Marienkapelle gedacht wird. Es bestand auch einmal seitens des Wilhelmiter-Ordens die Absicht, in Steinbach ein Kloster zu begründen. Doch ließ man anscheinend diesen Plan wieder fallen. Gegenüber der Hallenburg soll der Ueberlieferung nach am Hohenberge noch eine zweite Burg sich erhoben haben. Doch keine Urkunde erzählt uns davon, und man kennt nicht einmal ihren Namen, noch die Stätte, wo sie sich einst befand. Nur in einer alten Chronik lesen wir, daß im Jahre 999 auch die rechte Thalseite ein Steinveste trug.

Wohl aber finden wir eine Strecke höher hinauf, rechts von der Straße, welche sich durch den Wald nach dem eine halbe Stunde entfernten Dorfe Rotterode emporzieht, eine Stelle, welche das Volk „das wüste Schloß" nennt. Mauerwerk ist nicht mehr zu schauen. Funde von Ziegeln und ein noch erkennbarer Graben sind alles, was sich von der Moßburg erhalten hat. Dieselbe kann nicht bedeutend an Umfang gewesen sein. Ihre Lage an der uralten, von Nürnberg über das Gebirge nach Tambach führenden Handelsstraße (Meinoldus-, Meinboldes-, Gemein- und Meinunger Straße genannt) gab ihr Werth. Heinrich IV. soll die Moßburg (Moosburg) während seiner Kämpfe gegen die Thüringer erbaut haben. Jedenfalls finden wir sie 1273 im Besitze der Henneberger. Als Burgmänner werden angeführt die Herren von Lichtenberg, von Heldritt und von Stein. Doch die Biedermänner legten sich, die Einsamkeit etwas zu beleben, auf Wegelagerei. Die Lage der Moßburg forderte geradezu heraus zu solch einträglichem Geschäfte. Kurzum, Berthold VII., Graf von Henneberg, zog 1314 mit einer Schaar Gewappneter davor und zerstörte die Veste. Obgleich im Jahre 1381 noch eine Familie von Stein genannt wird, die den Beinamen „zu Moßburg" führt, braucht doch nicht auf

einen Wiederaufbau geschlossen werden. Die Moßburg war und blieb Ruine. Schon im Anfang des 16. Jahrhunderts wird sie als ein „altes Schloß“ in einem Lehnsbriefe aufgeführt.

Die Volksphantasie hat sich auch der Einwohner der Moßburg bemächtigt und allerlei Sägengerank daran geheftet. Danach sollen einst die Belagerer wochenlang die Veste vergeblich berannt haben. Endlich griff man zur List. Eines Tages sahen die Stegreifritter in der Moßburg einen Wagen hochbepackt mit Weinfässern heranschwanken. Jubelnd stürzten sie sich darauf, die wenigen Fußknechte, welche die Ladung begleiteten, in die Flucht schlagend. Doch in der kommenden Nacht entstiegen den mächtigen Fässern einige Krieger des Henneberger, gaben dem draußen harrenden Belagerer ein heimliches Zeichen, die Thore öffneten sich, die Raubritter wurden festgenommen, die Burg in Brand gesteckt. Einem Theil der Rotte ward Gnade zu Theil. Diese Leute haben sich dann nicht weit davon angebaut und Rotterode gegründet. —

Als wir vom Altan der Hallenburg den letzten Blick hinab sandten, war die Sonne bereits aus dem Grunde gewichen und stand hinter den Bergen, über denen, wie vom Lichte verklärt, die Kuppe des Großen Dolmar feierlich aufragte. Nebel und der aus hunderten von Schloten aufsteigende Rauch mischten sich zu Schleiern, die über Steinbach fort hinab zu Thale schwebten. Deutlich hallte das Gewirr von Menschenstimmen und Kinderlachen von der Hauptstraße herauf. Ein Mühlenrad klapperte am Bache, von der gegenüberliegenden Bergwand drang als Abendweise der Ton eines Hornes, und dazwischen, gleichsam den Grundtakt gebend, erklang der Hammerschlag der Nagelschmiede Steinbach-Hallenberg's von Hütte zu Hütte.

Im Kanzlers-Grunde.

Wer je einmal den stillen Rennstieg entlang zog, dem hat sicherlich das Herz höher in Freude und Bewunderung geschlagen, wenn er jenseits des Sperrhügels, auf der Strecke nach Oberhof hin, plötzlich vor sich aus der Tiefe all die felsigen Zacken und Zinken aus dunkel gähnenden, dicht bewaldeten Schluchten und engen Kesseln heraufsteigen sah, so hoch, so kühn geformt, wie sie nirgends wieder der Thüringer Wald zeigt, denn hier, wo Schulter an Schulter die alten Bergriesen an einander gedrängt stehen, wie stolze Vasallen, geschaart um den in schweigender Hoheit ernst blickenden Beerberg. Der Wanderer, der stundenlang im Rauschen der Winde und Wipfel den Gebirgskamm hinan schritt, von dem die Wasser hier der Elbe, dort der Weser zuströmen, dem erglänzt das Auge im ersten Anblick dieser herrlichen Bergpracht. Von Gipfel zu Gipfel wandert sein Blick und taucht dann hinab in die in Blau und Sonnengold schwimmende Ferne. Und er wirft sich nieder in das Moos und trinkt in vollen Zügen die erhabene Schönheit dieses Bildes, das Glück der Stunde.

Tief eingeschluchtet, mitten durch dieses Gewirr von Felsmauern, Klippen und steil abstürzenden Bergwänden

windet sich in mehr denn zwei Stunden Weglänge der Kanzlersgrund, eines der prächtigsten Thäler des Gebirges, zum wasserscheidenden Kamme empor. Der mit der Zeit geizende Wanderer mag jeden Tag segnen, der ihm blanken Sonnenschein und helle Ferne schenkt. Den ernsten Stimmungsgehalt des Kanzlersgrundes zu genießen, gehört ein anderes Wetter dazu. In die Beleuchtung eines wolkenschweren Himmels gerückt, wenn der Sturm die Tannen wie mit Riesenfäusten gellenden Lachens schüttelt, daß sie wie tief aus den Wurzeln heraus qualvoll ächzen, wenn die brauenden Nebel durch die Thäler wogen, scheu geduckt um die wild umbuschten Porphyrwände schleichen, und die geborstenen Felshäupter wie verwunschene Kastelle und verfallene Burgen sich schauerlich gegen das bräuende Himmelsgewölk abzeichnen — dann offenbart sich dieses thüringer Thal in seiner wahren Größe, dann wird alles wieder wach, was des Volkes Phantasie, aus solchen Stimmungen heraus geboren, an Sagen und Mären in diese Felsen und Schlüfte bannte. Man lauscht dem Pfeifen des Sturmes, wenn er knackend durch die Wipfel braust, und blickt betroffen hinauf zu den ehernen Felsstirnen, ob nicht zwischen den Trümmern übermenschliche Gestalten sichtbar werden, die dem einsamen Wanderer winken, daß er ihnen folge zu Glück oder Verderben. In solchen Stunden hat dieses Gebirge alles abgethan, was es vielleicht manchem Weitgereisten als nur anmuthig und friedvoll erscheinen läßt. Wer umtobt vom Sturme eines scharf wetternden Spätsommertages, der den nahenden Herbst verkündet, den Kanzlersgrund hinanschritt, der hat erfahren, welch einen tiefen Eindruck auch der Thüringer Wald auf ein empfängliches Gemüth zu üben vermag. —

Wenn es an solchen Tagen in alten Zeiten aus dem Felsenpaß des Kanzlersgrundes vom Gebirge herunter über die von aller Welt abgeschlossenen Waldnester im wilden

Taumel gebraust kam, wenn es durch die Lüfte schnob und heulte, an den winzigen Schubfensterchen rüttelte, Rauch und Flammen aus dem Schornstein zurück zum Herde schlug, an dem der Mann hantirte, die Familie zusammengekauert saß — da ward es dem Gemüth nicht schwer zu glauben, daß Unholde draußen zur Stund' ihr Unwesen trieben. Dunkle, halbverschwommene Ueberlieferungen aus heidnischer Zeit schlummerten wohl tief d'rinnen, und es bedurfte nur des Anstoßes, um alte Mären wieder lebendig zu machen. Die Sage von dem „wüthenden Heere" hat sich darum noch lange hier in den Dörfern erhalten und wird vielleicht von den Alten noch immer geglaubt.

Besonders von einem Hammerschmied in Unter-Schönau erzählt die Ueberlieferung gar wundersame Dinge. Das war in der Adventszeit, als ein Hammerschmied gegen Mitternacht in seinen Pantoffeln aus dem Hause ging, am Bache die Schütze zu stellen. Da kam vom Gebirge herunter das wilde Heer gestürmt, packte den Mann und riß ihn mit fort über Berg und Thal. Als am andern Morgen die junge Frau ihren Mann suchte, fand sie nichts, als die alten Schlappen am Grundwasser neben der Schütze. Sie wollte sie aufheben und mit in's Haus nehmen. Dieselben aber waren so fest an den Boden gebannt, daß es weder ihr noch auch der Nachbarschaft gelang, sie loszureißen. So blieben sie stehen. Sieben Jahre später vernahm man eines Mitternachts wieder einen furchtbaren Lärm durch Unter-Schönau ziehen. Gleich darauf pochte es stark und hastig an die Thür des Hammerwerks. Als die Frau öffnete, da stand ihr längst todtgeglaubter Mann vor ihr und hatte seine alten Schlappen an. Das wüthende Heer hatte ihn an derselben Stelle wieder abgesetzt. Da er aber die Kost nicht mehr vertragen konnte, sich auch tief im Herzen grämte, daß seine Frau inzwischen einen anderen Mann gefreit hatte, so starb er bald

nach seiner Heimkehr. Wo der Hammerschmied jedoch in den sieben Jahren gewesen, das hat Niemand von ihm erfahren können. —

Bergan jenseits Ober-Schönau beginnt der Kanzlersgrund. Im Anfange zeigt er noch einen sehr anmuthigen Charakter. Blumendurchwirkte Wiesenmatten dehnen sich bis zu den dunkelbewaldeten Bergen aus. Im vollen Laufe, sprudelnd voll Uebermuth, kommt ein silberflüssiger Bach uns entgegen gesprungen. Am Waldrande klettert eine Rinderheerde, ihr Geläut klingt heute seltsam in das Wehen des Sturmes, der den Hochwald ringsumher in ein grünwallendes Meer gewandelt hat. Nun aber wechselt die Scene! Das Idyll wandelt sich zum Bilde ernster Hoheit. Zur Linken, wo ein gewaltiger Mastenwald von Tannen zum Himmel starrt, braust ein Gießbach aus Nacht und Gestein hervor. Nicht weit davon steigen in wunderlichsten Formen die Felsriffe empor, welche die Ausläufer der langgestreckten Hohen Möst unterhalb des Donnerhaugkes bilden. Senkrecht aufgerichtet, bildet der Finsterstein (Finkelstein) mit einem Steinobelisken gegenüber einen Engpaß zu dem eigentlichen Kanzlersgrunde. Zur Rechten aber, ehe wir dort hineintreten, lagert, breitgebuckelt, mit wild zerrissenen Schroffen und Graten der Hermannsberg.

Innerhalb dieser Gemeinde von Bergriesen ist, was Sagenreichthum anbelangt, der Hermannsberg der König von allen. Das arme Volk des Waldes, ausgeschlossen von dem wohlbesetzten Tische behaglichen Genießens, hat in seiner tiefen Sehnsucht nach Glück und Gold auch diesen Berg zu einer Stätte geheimnißvoller Schätze gemacht. Zahlreiche Schatzgräber- und Gespenstergeschichten umweben ihn. Natürlich hat auch auf dem Hermannsberge ein herrliches Schloß gestanden, als der letzte Ritter aber zum Kampf in ferne Lande zog, da hat er, mißgünstig der Welt seine Schätze vor-

enthaltend, dieselben auf dem Berge vergraben. Er kehrte nicht wieder zur Heimath zurück. Das Schloß verfiel, der Schatz blieb ungehoben, wie Viele auch schon mit Wünschelruthe und Zauberbüchern hinanzogen, das Glück zu versuchen.

Geheuerlich ist es jedenfalls nicht auf dem Hermannsberge zu manchen Zeiten gewesen. Die seltsamsten Geschichten haben sich da droben zugetragen, und wunderliche Erscheinungen hat so Mancher schon dort gesehen. So saßen einmal zur Neujahrsnacht einige Gäste beim Wirth in Ober-Schönau. Man scherzte ungläubig über die gewaltigen Schätze, welche in diesen Waldbergen verborgen sein sollten und wünschte sich aus Uebermuth auch einige Flaschen des alten Weines, welcher der Sage nach fuderweise in den verborgenen Kellereien des Hermannsberges lagern sollte. Da lachte der Wirth, weckte die hinter'm Ofen am Spinnrade eingeschlafene Magd und sprach zu ihr scherzend: „Geh hinauf zum Hermannsberg und hole uns eine Flasche des ältesten und besten Weines, wir wollen den Verwunschenen ein glückliches Neujahr zutrinken."

Die Magd, noch halb schlaftrunken, nickte nur, und da sie auch sonst etwas schwach im Kopfe war, so verließ sie das Haus und machte sich in der Sternennacht zum Berge auf. Wirth und Gäste hatten unterdessen weiter gebechert und den Spaß längst wieder vergessen. Da trat plötzlich die Magd herein und stellte eine uralte, große und ganz verstaubte Flasche auf den Tisch. Verdutzt schauten die Männer d'rein. Als nun der Wirth fragte, wo sie so lange gesteckt habe, und was die alte Flasche bedeuten solle, da antwortete die Magd ganz unbefangen: „Ei nun, Ihr schicktet mich ja doch auf den Hermannsberg, um eine Flasche Wein zu holen, und das habe ich auch gethan!" Von wem sie jedoch die Flasche erhalten habe, das wußte sie selbst nicht anzugeben. Die Männer sahen sich eine Weile stumm und nachdenklich an, dann aber faßten

sie sich ein Herz und begannen zu kosten. Einen solchen Feuerwein hatte noch keiner von ihnen sein Lebtag getrunken! —

Einmal sollte in Ober-Schönau Kirmse gefeiert werden. Viel Spielleute meldeten sich, da auf allen Tanzböden heute wacker geschwenkt werden sollte. Zuletzt kam auch noch eine solche Kapelle spät an, von jenseits des Rennstieges. Doch alles war bereits besetzt und mit Spott und Lachen wurden die Aermsten überall abgewiesen. Da machten sie sich traurig wieder auf den Heimweg. Als sie nun am Hermannsberg vorüberkamen, die Sonne so heiter lachte, und die grünen Tannen wie sehnsuchtsvoll ihre Häupter zum blauen Himmel hoben, kam einer der Spielleute auf den Gedanken, den Berg zu ersteigen, um sich von oben einmal die Welt anzuschauen. Die Andern waren es zufrieden, und bald saßen sie auf dem mächtigen Felskamme und schauten wehmüthig in die schöne, weite Gotteswelt.

So war eine Weile vergangen. Da griff der Eine bewegten Herzens nach seinem Instrumente und stimmte das Lied: „Herr Gott, dich loben wir!" an, die Anderen fielen ein und Allen dünkte es, als hätten sie nimmer so schön gespielt denn heute. Als der letzte Ton verklungen, sangen sie mit frischem Muthe noch das Lied: „Wer nur den lieben Gott läßt walten." Als dasselbe geendet, da geschah etwas Wunderbares. Der Berg that sich auf, und von seltsamem Muth erfüllt, traten die Spielleute ein und gewahrten bald vor sich einen mit edlem Wein und kostbaren Speisen reich besetzten Tisch. Da zögerten sie nicht lange, sondern ließen sich nieder und speisten und becherten fröhlich und guter Dinge. Als das Mahl beendet war, ergriffen sie wieder ihre Instrumente, spielten die heitersten Weisen und feierten so Kirmse im Innern des Hermannsberges. Wie lange sie da gesessen, gespeist und getrunken, wußte Keiner, denn Allen war diese köstliche Zeit wie ein Traum verflogen. Einer nach dem Andern war

eingeschlafen, und als sie erwachten, saßen sie wieder droben auf dem Kamme. Alles war wie vorher, und das Vorgefallene schien nur eine Täuschung gewesen zu sein, bis dann Jeder in seiner Tasche goldglänzenden Lohn fand, mit dem die Verwunschenen des Berges das erbauliche Spiel belohnt hatten.

Als dies nun die Anderen, von denen sie mit Spott und Hohn vertrieben worden waren, erfuhren, machten auch sie sich alsbald nach dem Hermannsberg mit ihren Instrumenten auf den Weg. Dort kamen sie aber recht übel an. Kaum waren sie in den Wald eingetreten, so fiel ein Hagel von Steinen über sie her; Prügel sausten ihnen auf den Rücken nieder, und Maulschellen klatschten um die Ohren. Da ergriffen sie eiligst die Flucht und dankten Gott, als sie wieder in Ober-Schönau angelangt waren. —

Einem Hirtenjungen aus Ober-Schönau soll einmal vor langen Jahren das Glück droben gelächelt haben. Als er zwischen den Felsen umherkletterte, sah er plötzlich eine Gesellschaft kleiner Jungen Kegel schieben. Auf den Wunsch derselben setzte er ihnen die Kegel auf, welche sie ihm zum Schluß schenkten. Der Hirtenknabe steckte dieselben in seinen Brodsack, schlenderte nach Hause und warf die Kegel in einen Treppenwinkel. Von den Leuten über seine Erzählung gefoppt, holte er zum Beweise die achtlos hingeworfenen Kegel hervor. Siehe da! Sie waren in blankes Gold gewandelt, und der arme Hirtenjunge wurde nun ein reicher und glücklicher Mann. —

Einer aus Steinbach-Hallenberg sah einmal auf dem Hermannsberge einen Hasen sitzen, so groß, als er noch keinen bisher gesehen hatte. Er schlich sich also leise heran und — schnapp! — hielt er ihn an den langen Ohren fest und hob ihn hoch empor. Da aber guckte ihn der Hase so drohend und seltsam an, daß es dem armen Manne ganz sonderbar

zu Muthe ward und er das unheimliche Thier wieder fallen ließ. Als er nun zu den anderen Holzhauern kam und ihnen sein Erlebniß erzählte, meinten diese kopfschüttelnd, er hätte den Hasen festhalten und fragen sollen, wo der Schatz im Hermannsberge verborgen ruhe. Der Hase hätte darum gewußt. Nun war es zu spät. Und als der enttäuschte Steinbacher die Axt zur Arbeit ergreifen wollte, da fand er, daß er sich die ganze Hand, mit welcher er den Hasen gehalten, verbrannt hatte. —

Nicht nur sein Sagenreichthum, auch seine Gestaltung, der wild gezackte, haushohe Porphyrkamm, der seinen steilen Gipfel (870 Meter hoch) schmückt, die prächtige Aussicht über das Gebirge machen den Hermannsberg zu einem bedeutungsvollen Punkte des Waldes. Leider beginnt das Bild, das sich sonst von droben bot, hin auf die Bergkette vom Inselberg bis zum Schneekopf, zur Werra und Hohen Rhön hinüber, mehr und mehr zuzuwachsen. Der Blick in den Kanzlersgrund, den Schönauer Grund, drüben in den herrlichen Bergkessel von Heidersbach bis zum Beerberge, giebt diesem Landschaftsbilde noch einen ganz besonderen Reiz.

Im Kanzlersgrunde wandern wir weiter. Bächlein rieseln von allen Seiten uns entgegen, geschwätzig, eilig, als wollten sie uns stille Geheimnisse dieser Bergwelt erzählen. Feierlich hallt über uns das starke Rauschen der mächtigen Bäume, als sei eine Riesenharfe zwischen den Felsen aufgespannt. Zur Linken steigt die schroffe Wand des Hohen Stein (869 Meter) empor, rechts blickt jetzt der Doppelgipfel des Rupberg herüber. Ein Stück davon erscheint der Gebrannte Stein (898 Meter), zersetzt und zertrümmert, ein von wilden Urgewalten einst aufgewühltes, nun erstarrtes Felsenmeer. Der Schützenberg mit phantastisch gezackter Mauerkrone taucht auf, gegenüber der majestätisch thronende Adlerstein, in dessen Nähe über der Kohlbachswand ein

Wasserfall seine funkelnden Schleier wirft. Hier, etwas zurückgerückt, grüßt uns die Kuppe des Spitzberges, dort, wo der Falkenstein sein Haupt erhebt, braust der Falkenbach hervor. Immer enger, immer romantischer gestaltet sich die Thalschlucht, bis wir, zwischen Dürrkopf und Schützenberg hinanklimmend, bei der Schützenwiese den Rennstieg, den Kamm des Gebirges, erreichen. Verstrüppt, geheimnißvoll verschwindet hier zu beiden Seiten der uralte Grenzweg im dichten Tannicht, dessen Stamm und Geäst von Moos und Flechten dicht überzogen sind, während die Spitzen von Schneelast und Stürmen geknickt und gebeugt erscheinen. Links windet sich eine Straße nach Tambach hinab, zwischen dieser und dem rechts abzweigenden Rennstieg führt eine andere Straße nach dem eine Stunde noch entfernten Dorfe Oberhof.

An der Schützenwiese halten zwei Grenztafeln zwischen gothaischem und preußischem (ehemals hessischem) Gebiete stramme Wacht. Der Rennstieg, den wir jetzt rechts seitlich einschlagen, trägt auf dieser Strecke seit Jahrhunderten den Namen „Zeller Loibe". Er steigt zwischen Brandweg und Schützenberg empor, worauf er den Weg von Oberhof zum Gebrannten Stein durchschneidet und nun bis zum Beerberge seine Eigenschaft als Grenzweg einbüßt, indem er nur durch gothaisches Gebiet führt. An dem Wege zum Gebrannten Stein tritt man aus dem Waldesdickicht heraus, um mit einem Schlage ein herrliches Gebirgsbild zu schauen. Vor uns baut sich in bezwingender Größe der Hauptgebirgsstock auf, gekrönt von dem schlank in die Luft greifenden Schneekopfsthurme. Hier an der Zeller Loibe hat merkwürdiger Weise einmal mitten in einsamer Gebirgspracht eine Hinrichtung stattgefunden. Eine alte Chronik besagt darüber: „Ehe du in die Melisserstraße trittst — schreibt im Jahre 1548 der damalige Amtmann Balthasar von Ostheim — so sieh dich um und merke darauf, da ist vor 50 Jahren

(also 1498) einer gerichtet worden mit Namen Dietzel von Geba." —

Am Wege zum Gebrannten Stein verlassen wir den Rennstieg und schlagen uns links am Waldesrande hinab. Und dann hört die Einsamkeit auf. Die Poesie stiller Bergwanderung macht der modernsten Kurortprosa Platz. Kinderlachen schlägt an unser Ohr. Am Wege sitzen Jungfräuleins und kritzeln mit knallrothen Sonnenschirmen Runen in den Sand. Zwischen den Fichtenstämmen schaukelt sich mit übergeschlagenen Beinen ein üppiges Weib in der Hängematte. Die Hand, welche das Buch hält, ist herabgesunken. Die Blicke starren durch die leis schwankenden Wipfeln zum Himmel, der jetzt, beruhigt und klar, den Frieden eines ausklingenden Sommertages wiederspiegelt. Was sie sinnt und träumt?!

Nun treten Giebel in Sicht. Häuser, im flotten Gebirgsstil erbaut, tauchen auf; ein kleines, schiefergedecktes Kirchlein mit engem Gottesacker, neue Thäler, neue Fernen werden sichbar. Wagengerassel, Peitschenknallen und Hornsignale dringen herüber, ein bunter Menschenschwarm drängt sich um den Domänengasthof, unweit dessen jetzt der helle, schlichte Bau des herzoglichen Jagdschlosses freundlich herüber grüßt. Oberhof ist erreicht!

Zella-Mehlis.

Zella St. Blasii wie das nachbarliche, seit kurzer Zeit auch zum Städtchen erhobene Mehlis, beide zum Herzogthum Gotha gehörig, darf man nach ihrer Lage als eine Vorhalle und Eingangspforte zu dem waffenschmiedenden Suhl bezeichnen, welches letztere in früheren Jahrhunderten den stolzen Namen eines „deutschen Damaskus" oder auch „Rüstkammer Deutschlands" trug. Auch in Zella und Mehlis knattert und kracht es jetzt tagsüber von den Schießproben, welche man mit den hier angefertigten Waffen aller Art anstellt. Denn seit drei Jahrhunderten ist besonders Zella ein scharfer Mitbewerber und Mitstreber Suhl's in der Herstellung von Waffen geworden, wenn Suhl auch immer der Hauptwaffenplatz bleiben wird. War doch bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts Suhl überhaupt der einzigste Ort im Deutschen Reiche, welcher nicht nur das Vaterland, sondern auch die anderen europäischen wie außereuropäischen Länder mit Waffen versorgte.

Die Lage von Zella-Mehlis läßt beide Orte mit zu den malerischsten im Thüringer Walde zählen. In einem tief eingebuchteten Thalkessel, zwischen Wiesen, Bächen, ansteigenden Gärten und Wäldern, im weiten Kreise umschlossen von herr-

lichen Waldbergen, über welche die ernsten Felsstirnen und Riesenhäupter des Urgebirges majestätisch zum Himmel ragen, da bauen sich die Hütten und Häuser durcheinander, übereinander auf, hier an den steilen Bergwänden emporkletternd, dort zwischen grünen, felsgeschmückten Schluchten verschwindend, aus dem es in kristallener Wasserfluth hervor zum offenen Sonnenlichte rauscht, Sägemühlen geschwätzig klappern und kreischen, das Krachen der Büchsen hallt — ein recht thüringer Stimmungsbild. Originell und charakteristisch wie das Gesammtbild, wie die Einzelhäuser, das frisch und stetig pulsirende Leben, sind auch die Bewohner dieser Orte: fleißig, aufgeräumt, liederreich, voll Schalksinn und Sorglosigkeit, toll im Uebermuth, toll in der Leidenschaft. Das Messer spielt bei heftigen Auftritten noch immer eine bedauerliche Hauptrolle, besonders in Mehlis, das in dieser Beziehung sich mit dem Dorfe Geschwenda (zwischen Gräfenroda und Gera = Elgersburg) in den traurigen Ruhm theilen darf.

Zella St. Blasii, auch Blasienzella genannt, 490 Meter hoch gelegen, zeigt in seiner Anlage, wie in der Bauart seiner, wenn auch niedrigen Häuser, doch etwas Städtisches, zählt jedoch mit seinen ungefähr 3100 Einwohnern weniger Seelen als das nachbarliche, 468 Meter hoch gelegene Mehlis, das zwar zum Theil ein mehr dörfliches Gepräge trägt, doch mehr denn 3400 Einwohner umfaßt. Wer für ein paar Wochen sich in einer dieser gewerkrühigen Orte zum Ausruhen niederläßt, dem wird das gemüthliche, freie Leben wohlthuend anmuthen. Das entzückende Bild aber, das sich ihm von einer der umzirkenden, näheren Höhen auf Zella = Mehlis erschließt, voll Farbenpracht, Lieblichkeit und Mannigfaltigkeit; der Schatz von Naturschönheiten, welcher ringsum in dieser stolzen Bergwelt verborgen liegt, dies alles wird für ihn eine Kette sich steigernder Genüsse sein, ein unversieglicher Born freudigster Erinnerungen.

Vor zwei Jahrzehnten noch waren Zella-Mehlis trotz ihrer so lebhaften Industrie stille, weltunberührte Waldnester. Der Wandersmann stieg nur selten einmal hier hinab. Für die Norddeutschen bildete lange der Rennstieg des Thüringer Waldes einen Schlagbaum. Mit der Schmücke war der höchste und weiteste Punkt erreicht. Der herrliche Westhang des Gebirges nach dem Werragrunde hin, die weitere Fortsetzung des Thüringer Waldes nach Südosten, dies alles blieb fast unberührt. Nur Bewohner und Umwohner des Gebirges wagten sich über die angedeutete Grenze. Seitdem ist Zella-Mehlis nach den Begriffen unserer ruhelos hastenden Zeit vom Glück geradezu verhätschelt worden. Durch die Bahnanlage Neu-Dietendorf — Grimmenthal, welche den Knotenstock des Gebirges unterhalb Oberhof in einem 3030 Meter langen, durch Hornsteinporphyr getriebenen Tunnel durchbrach, ist der Doppelort seit einem Jahrzehnt nach Süden wie nach Norden dem Weltverkehrsnetz angeschlossen worden. Wer von Oberhof oder Suhl kommt, kann Zella-Mehlis in kürzester Frist erreichen. Der echte Wanderer wird es freilich noch immer vorziehen, durch Wald und Berge sich vom Gebirgskamme hinabzuschlagen. Aber auch nach Westen hin ist seit kurzer Zeit Zella-Mehlis mit der Welt verbunden worden. Grausam hat man die Romantik des Lichtenauer Grundes vernichtet, indem man auch hier eine Bahn zwischen die köstlichen Felsgruppen zwängte, welche dann beim Rothen Hügel über Viernau, Steinbach-Hallenberg nach Schmalkalden abzweigt, von wo man entweder bei Wernshausen die Werrabahn erreicht, oder aber durch das verwüstete Thal der Schmalkalde bis Klein-Schmalkalden dampft. Die Zeit ist ja überhaupt nicht mehr fern, wo man das letzte thüringer Thal seines Friedens, seines Stimmungszaubers beraubt haben wird. Unsere Neuzeit findet das bequem und verständig, der Poet und Wanders-

mann aber wendet sich trauernd ab. Und doch wird noch einmal eine Stunde kommen, wo die Binde fällt und man erkennen wird, daß nicht allein Gewinnsucht und Eigennutz den Ausschlag geben durften, um für immer das zu vernichten, was dem Thüringer Walde seinen Zauber, seine tiefe Anziehungskraft ehemals lieh.

Wer vom Dolmar hinabsteigt, um auf Zella-Mehlis sich zu wenden, der wandert über das fast städtisch ausschauende Dorf Schwarza, über Ebertshausen, Benshausen, wo er in den romantischen Theil des Lichtenauer Grundes eintritt, in dem sich jetzt nun zum Bache, zur Straße noch die Bahn gesellte. Besonders der Flecken Benshausen verdient Interesse. Dieser mehr als 1700 Seelen zählende Ort war in alten Zeiten der Sitz eines Centgerichts. Im 17. Jahrhundert führten unternehmungslustige Fuhrleute einen Erwerbszweig ein, welcher Benshausen zu unerhörtem Wohlstand fördern sollte. Der Ort, in dem keine einzige Rebe reift, ward der Mittelpunkt eines Weinhandels, der noch bis in unser Jahrhundert hinein fast ohne Gleichen blühte. Ein benshauser Fuhrmann besaß damals allein neunundzwanzig Pferde, den Verkehr mit der Welt zu unterhalten. Mit der Einführung des Dampfes schlief das Fuhrmannswesen im Thüringer Walde ein, und auch der Weinhandel verlor an seiner früheren Bedeutung. Durch den Roman Ludwig Bechstein's: „Die Fahrten eines Musikanten" hat Benshausen eine Zeit lang auch bei Litteraturfreunden eine gewisse Rolle gespielt.

Von Benshausen bis Mehlis führt die Straße in einer Stunde durch den Lichtenauer Grund. Zur Linken steigen die Rothwände empor, an welche sich die mehr als 100 Meter aufstarrenden Felsmassen des Reißinger Steines anschließen. Rechts reiht sich Felswand an Felswand, umbuscht und gekrönt mit Laub- und Nadelholz. Immer enger wird der Grund, bis die ersten Giebel von Mehlis auftauchen und im Hinter-

grunde die Prophyrkolosse des Schwarzberges, des Gebrannten Steines und des düsteren Rupberges sich aufthürmen. Der Rupberg (Ruppberg) und Zella St. Blasii stehen im innigen Zusammenhange, und so mag von dort aus die eigentliche Wanderung geschildert sein. —

Von Steinbach-Hallenberg sind wir in der Morgenfrühe aufgebrochen. An der Ruine Hallenburg steigt der Fußpfad hinan. Noch einmal lassen wir die Blicke rückwärts schweifen. So frisch und hell schaut heute die Welt im Sonnenglanze des jungen, neugeschenkten Tages aus. Aus dem Thale zu unseren Füßen, über den die weichenden Nebel mit dem Dampf der Schlote und Essen sich zu einem bläulich wallenden Schleier mischen, dringt das vielgestaltige Leben aus Häusern und Gassen, während die Höhen bis tief in die Ferne freudig aufleuchtend den Morgen zu begrüßen scheinen. Höher und höher geht's hinan, bis sich vor unseren Blicken eine öde, von Felsblöcken übersäete Hochfläche ausdehnt: das stimmungsvolle Krillfeld. Triftartig ist hier der Boden mit einer schwachen Grasdecke ausgepolstert. Da und dort steht ein Einzelbaum, Wegweiser für Diejenigen, welche durch Schnee- und Wintergraus den gefahrvollen Pfad zwischen Mehlis und Steinbach-Hallenberg wagen. Heute brütet die Sonne darauf. Der blaue Himmel hängt wie eine Riesenglocke darüber, im wunderbaren Feuer wie durchleuchtet anzuschauen. Dort am Rande eines kleinen Wäldchens lehnt an seinem Stabe im zerschlissenen, vergilbten Gewande ein Hirte. Bunte Blumen zieren den verwetterten Hut. Der Hund kauert ihm zu Füßen und spitzt jetzt die Ohren, da der Hall unserer Schritte ihn aus seinen Träumen weckt. Durch die öde Stille klingt ab und zu der helle, metallische Ton eines Glöckleins der zwischen den Felsblöcken weidenden Ziegen, wie die Schelle eines Meßners, der zum feierlichen Hochamt in dieser lichtdurchflutheten, heiligen Bergwelt ruft.

Denn was diesem Hochfeld den tiefen Zauber giebt, das sind die stolzen Bergriesen, die von allen Seiten so ernst hereinschauen. Im Westen hebt sich wie eine Insel aus dem Morgennebel der Große Dolmar, und dahinter wogt gleichsam ein Meer von Bergen, das in der blauen Kette der Rhön seine Begrenzung findet. Zur Linken, an das Krillfeld stoßend, steigt der mächtige Hermannsberg auf, und an ihn sich schließend, all' die zerrissenen Felsgipfel, welche den Kanzlersgrund bis zum Rennstieg bei Oberhof einsäumen. Vor uns aber thürmt sich finster der zweigipflige Rupberg (866 Meter) auf, zu dem wir, endlich in Waldesschatten eintretend, emporklimmen.

Trotzdem die beiden durch einen Grat verbundenen, räumlich außerordentlich beschränkten Gipfel des Rupberges die Anlage einer Burg kaum möglich erscheinen lassen, so behaupten Ueberlieferung wie Geschichte dennoch, daß den Rupberg einst ein festes Schloß gekrönt habe. Die Zeitangaben schwanken bei den Geschichtsschreibern freilich sehr bedenklich. Bei allen scheint nur festzustehen, daß bereits im 11. Jahrhundert eine Veste sich auf dem Rupberge erhob, welche dem Grafengeschlechte Derer von Nordeck gehörte, die aber sicherlich dieselbe Burgmannen überlassen hatten. Unter den letzteren sank das Schloß zu einer Raubburg herab. In einer Chronik lesen wir nun: „Der Vesserische Mönch berichtet: Hildegard, Graf Popponis des Fetten Wittwe, habe nach seinem Tod sich wieder an einen Grafen von Nordeck verheirathet und mit ihm einen Sohn, Gebhard, gezeuget, welcher das Schloß Rupberg einreißen und eine Kirche daraus, dem heiligen Blasio zu Ehren, erbauen lassen: wie er denn auch die Kirche zu Heinrichs und Alberiz gestiftet; sey 1115 den 1. Febr. gestorben, und in Reinersbrunn (Reinhardsbrunn) begraben worden."

Der Vater Gebhard's von Nordeck hieß Thimo und soll

ebenfalls in Reinhardsbrunn beigesetzt worden sein. Die Zelle St. Blasii, welche Gebhard aus den Steinen der zerstörten Raubburg bauen ließ, stand in dem Wiesenthale am südlichen Fuße des Rupberges. Aus dieser Zelle hat sich dann allmählich der Ort Zella St. Blasii entwickelt. Von Gebhard von Nordeck wird noch erzählt, daß ihn seine Mutter als Erstgeborenen dem Priesterstande geweiht habe. Auf ihren Wunsch sei er in das Kloster Goseck im Saalethale eingetreten. Da aber keine Leibeserben mehr der Frau Hildegard erblühten, so faßte sie die Angst. Sie nahm ihren einzigen Sohn und Erben wieder aus dem Kloster heraus und gab statt seiner zwei ihrer Knechte hin. Der Himmel zeigte sich jedoch nicht versöhnt. Gebhard starb ohne Nachkommenschaft eines elendiglichen Todes, während Frau Hildegard von Nordeck ihn noch ein paar Jahre überlebte. Sie liegt im Kloster Goseck begraben. All' ihre Güter, darunter auch der Rupberg, fielen laut Erbvertrag an das Haus Henneberg.

Die wenigen Trümmer, welche der Burggipfel nach der Zerstörung des Schlosses zeigte, sind dann im Laufe der Jahrhunderte völlig verschwunden. Dafür wuchs der Flecken, welcher sich im Schutze der heiligen Mauern drunten angesiedelt hatte, immer mehr empor. Suhl nachstrebend, schwang sich Zella im 16. Jahrhundert durch seine Waffenfabriken zu hohem Wohlstande empor. Im Jahre 1762 zählte es an 3000 Einwohner. In diesem Jahre brach eine furchtbare Feuersbrunst aus, welche den Ort bis auf wenige Häuser völlig vernichtete. Schöner, denn vorher, ist es dann wieder aufgebaut, und seine freundlichen, lichten Straßen mit den schmucken Häusern geben der Stadt einen anheimelnden und originellen Gebirgscharakter. Das Niedliche und Nette, wie es sich im Grundcharakter und Geschmacke der Thüringer ausprägt, kommt auch in diesem Stadtbilde zur Erscheinung.

Wo ein Schloß einmal gestanden hat, da muß selbstver=

ständlich auch ein Schatz ruhen. Und je ungewisser die Kunde und Geschichte von der entschwundenen Burgherrlichkeit ist, um so ungeheurer sind die Reichthümer, welche die geheimnißvolle Stätte birgt. So will es das Volk und so hat es sich auch hier die Sache zurechtgelegt. Ihm ist der Rupberg ein Hort unermeßlicher Schätze. Dieselben sind aber versetzt mit drei Erstgeburten, die alle den Namen Johannes führen müssen. Wenn diese dem Bösen, der in Gestalt eines schwarzen Hundes den Schatz bewacht, geopfert werden, so wird der letztere gehoben. Die drei Johannes müssen aber noch unschuldige Knäblein sein.

Einmal kam ein Jesuit, der wollte den Schatz heben und sprach deshalb mit einem Zellaer Mann. Dieser aber zuckte die Achseln und fragte: wo soll ich die drei Johannes herbekommen, die alle Erstgeburten sein müssen? Ob dieselben nun wirklich herbeigeschafft wurden, weiß man nicht genau, gewiß ist nur, daß sich in der Johannisnacht der Jesuit mit einigen beherzten Männern zum Rupberg aufmachte. An der bemoosten Felsklippe, wo der Eingang zum Keller sein soll, begann die Beschwörung des Jesuiten. Und wirklich, der Schatz rückt in einer mächtigen Braupfanne auch herauf. Schon sieht man einen kostbaren Ring blitzen — da erscheinen Galgen und Rad, ein Heer Soldaten ohne Köpfe, ein Fuder Heu, welches auf die Schatzgräber zu fallen droht, dabei kracht und platzt es gräulich, weiße Jungfrauen umtanzen und locken die bebenden Männer, von denen einer bereits den obersten Ring angefaßt hat. Da bricht ein Anderer das geschworene Schweigen und sogleich verschwindet Alles. Der Kessel verschwindet wieder, der Ring aber bleibt zum Wahrzeichen in der Hand Dessen, der ihn hielt. Der aber soll ihn in einer Kirche aufgehängt haben, wo er noch heute zu sehen ist. —

In früheren Zeiten haben Köhler gar oft weiße Jung-

frauen am Rupberge gesehen. Manchmal waren es ihrer drei, dann auch wieder nur eine. Das sollen verwünschte Fräulein aus der Ritterburg gewesen sein. Niemand aber weiß, warum sie wandeln mußten. Einem Holzhauer ist es begegnet, daß er, als er von Mehlis hinauf in den Wald von Rupberg stieg, ein solches Fräulein erblickte, das vor ihm herging. Auf einmal nieſzte es, und der Holzhauer sagte treuherzig: „Gott helf'!" Doch das Fräulein dankte nicht, drehte sich auch nicht um. Nach einer Weile nieſzte es abermals, und der Holzhauer sagte wieder: „Gott helf' Dir!" Das Fräulein schwieg und ging weiter. Endlich nieſzte es zum dritten Male. Da ward der gute Mann etwas ärgerlich und er rief in seinem Unmuthe: „Ei, so helf' Dir der Teufel, wenn Dir Gott nicht helfen will!" Auf dieses Wort drehte sich das Mägdlein um, sah den Holzhauer traurig an und sagte mit zu Herzen gehender Stimme: „Hättest Du noch einmal gesagt: Gott helf', so war ich erlöst und Dein Glück war gemacht!" Hierauf verschwand es vor seinen Augen an einem alten Buchenstock, der noch im Walde steht. —

Von dem mit wüstem Gröll bedeckten Gipfel des Rupberges entrollt sich ein prächtiges Rundgemälde, das durch die zahlreichen Felsköpfe, Schroffen und Riesenhäupter der sich eng zum Hauptknotenstocke des Gebirges drängenden Berge einen wahrhaft imposanten Hintergrund empfängt. Wie malerisch windet sich zwischen diesen Granitmauern der Kanzlersgrund hinan zum Rennstieg! Näher heran sind in diesem Bilde saftige Wiesenmatten eingewirkt, zuweilen von einer weidenden Rinderheerde belebt. Das Köstlichste aber bleibt der Anblick von Zella-Mehlis! Beide Orte ruhen wie blitzende Kleinodien tief im Grunde einer sammetgrünen Muschel. Dahinter thürmen sich neue Höhen auf, die in der duftigen Ferne mehr und mehr mit dem Blau des Himmels in einander zu fließen

scheinen. Ab und zu bringt melodisches Geläut einer Heerde halbverweht zu uns herauf, oder der Jodler eines glücklichen Wanderers unterbricht die tiefe Stille. —

Das Ruppertsthal, das sich jenseits des Rupberges nach Mehlis hinab öffnet, weicht durch seine ganze Anlage und den wilden Charakter durchaus von den sonstigen Thüringer Waldgründen ab. Steil, in mächtigen Terrassen, stuft es sich südlich abwärts. Aus den Buchenwaldungen zu beiden Seiten starren überall Zacken und Felsriffe; auch die von einem hellsprudelnden Wildbach durchrauschten Matten sind mit zahllosen Felsblöcken bedeckt. Da wandert es sich gut! Des Baches Uebermuth hat etwas Ansteckendes. Ihm es gleich thuend, hüpft man in weiten Sprüngen von Stufe zu Stufe, mit fröhlichem Jauchzen die ersten Dächer von Mehlis endlich begrüßend. Wie trutzig steigt zur Rechten der Reißende Stein empor! Der prächtige Wald, der seinen Scheitel bedeckt, ist ein Thüringer Bannwald. Er ist geheiligt, und keine Axt darf ihn fällen. Schneewehen und Steinstürze würden sonst die unten nach Benshausen führende Straße und auch Mehlis gefährden. Trotzdem hat sich schon mancher Stein gelöst und ist, zum Schrecken der Wanderer, hinabgekollert. Das hat Anlaß zu mancher Sagenbildung gegeben. Auch sonst war es im Reißenden Stein früher nicht geheuer! Es ist da oft eine Frau mit einem Schlüsselbunde gesehen worden. In der Mittagsstunde schritt sie mit lautem Schreien durch den Wald. Schauerlich erklang ihre Stimme: „Drei Viertel für ein Pfund! Drei Quärtchen für eine Kanne!“ Das macht, daß sie ehemals in ihrem Kramladen die Leute stets betrogen hatte. Jetzt sieht und hört man sie nicht mehr. Sie mag wohl erlöst worden sein.

Durch die Hauptstraße von Mehlis schreiten wir. Aus den Sägemühlen, den Schleifkothen drängt verworrenes Ge-

räusch; Wagen mit Brettern und Kisten rollen schwerfällig vorüber. Die Peitschen knallen, das Schellengeläut der Pferde klingt dazwischen, Hämmern, Feilen, das Gekreisch von Maschinen und Rädern mischt sich drein; am Waldesrande drüben ächzt, schwer dampfend, ein Bahnzug zur hochgelegenen Hauptbahn — überall Leben, Bewegung, emsiges Schaffen und Hasten. Und doch liegt über allem ein warmer Sonnenschein des Frohsinns, der Lust an der Arbeit.

Das malerische Mehlis ist eine Hauptwerkstatt für Taschenrevolver. Weit über 100,000 Stück nehmen jährlich von hier aus ihren Weg in die weite Welt. Auch Jagd= und Luxusgewehre, in feinster und künstlerischer Ausführung, werden hier angefertigt, während in Zella neben der Gewehrfabrikation auch die Eisen= und Stahlkurzwaaren=Industrie schwunghaft betrieben wird.

Zwischen Mehlis und Zella steigt die Poststraße am Hange des Lerchenberges hin, dessen Kuppe eine Parkanlage schmückt. Die Aussicht von da droben gewährt einen entzückenden Niederblick auf den betriebsamen Doppelort. Bei einer Wegbiegung nach Norstosten liegt Zella St. Blasii vor uns. Wenige Minuten später wandeln wir durch die sauberen Straßen, an denen die stillen, schmucken Häuschen mit den blitzenden Messingthürklinken und den blanken Fensterscheiben liegen. Die beruhigende Gemüthlichkeit einer thüringer Kleinstadt umstrickt uns sanft. Es streicht heimlich durch die Luft wie ein Hauch von „Kaffeekränzchen" und „Dämmerschoppen". Steifseidene Kleider knittern, volltönige Titel schlagen an unser Ohr; man knixt, man lächelt, schweigt und arbeitet sich mit schönem Selbstbewußtsein durch Berge von Kuchen, Torten, Schlagsahne und Fruchteis. Und so Tag für Tag!

Der Wiederhall unserer Schritte auf dem Pflaster hat

eine gelinde Aufregung erzeugt. Hier öffnet sich klingelnd eine Ladenthür, dort ein Fenster. Köpfe fahren heraus und verschwinden wieder. Gegenüber den Fensterspiegeln, diesen Andachtsstätten thüringer Klatschsucht, wird es lebendig. Das Spießruthenlaufen hebt an, bis der ersehnte Gasthof uns wie ein bergender Hafen aufnimmt.

Berichtigung:

Seite 60, Zeile 17, muß es statt gefürchteter, gefürsteter Graf heißen.

Trinius, August,

Thüringer Wanderbuch

Bd.: 5

1894